This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

21 Form

HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR

Erinnerungen

aus

dem Jahre 1848

von

Fanny Lewald.

Erſter Band.

LEIHBIBLIOTHEK
W. KÖPPE
ALSLEBEN

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1850.

An

Frau Therese von Lützow,

geb. von Struve,

in

Batavia.

Als Freunde mir im Anfang des vorigen Jahres riethen, die Briefe, welche jetzt gedruckt vor mir liegen, zu ſammeln, und ſie der Oeffentlichkeit zu übergeben, weil ſie ein allgemeineres Intereſſe haben könnten, zögerte ich dies zu thun und theilte Dir, meine Thereſe! die Bedenken mit, welche ſich dagegen in mir regten. Es ſchien mir, als müſſe eine plaſtiſch abgerundete Form auch für ſolche Darſtellungen gewählt werden, als ſei überhaupt ſo viel über jenes Jahr aufgezeichnet, daß der Wunſch, noch mehr darüber zu hören, nicht lebhaft ſein könne. Jene Freunde blieben aber, trotz dieſer Einwendungen, bei ihrer Meinung, Du ſtimmteſt ihnen bei, und ich entſchloß mich endlich zur Herausgabe der Briefe,

da ich mir anderer Seits aus eigener Erfahrung ſagen durfte, daß oft kleine Züge, welche unter dem Eindruck des Augenblickes wahrheitstreu feſtgehalten wurden, ſpäter eine größere Bedeutung haben können.

Wie dem nun ſei, wie die Leſewelt das Buch aufnehmen möge, Dir wird es lieb ſein, als Erinnerung an ein Jahr, das wir faſt ganz mit einander zugebracht haben; es wird Dich freuen, weil ſich Dir alle unſere guten Stunden in Paris, Berlin, Hamburg und Frankfurt wieder beleben werden, wenn dieſe Blätter Dich in Deiner neuen palmenumſchatteten Heimath erreichen.

So gehe das Buch denn zu Dir, meine Thereſe! als ein Gruß aus Europa, als eine Gabe der Liebe, als eine Erinnerung an mich.

Berlin, den 18. Januar 1850.

Fanny Lewald.

Inhalt.

Reiſe von Oldenburg nach Paris.

Seite

Brief 1. Abreiſe von Oldenburg, Ankunft in Bremen, Nachrichten von der Revolution in Paris . 3

» 2. Bremen. Der Rathskeller 8

» 3. Düſſeldorf. Die Malerattelier, Carl Hübner, Scheuern, Tidemand 21

» 4. Köln. Carneval, der Erzbiſchof von Geiſſel, das Manifeſt Lamartine's — Stadt u. Dom 30

» 5. Aachen. Blick auf die Stadt, Widerwille des Volkes gegen Preußen, Reiſe über Verviers nach Brüſſel, Zufriedenheit der Belgier mit ihrer Regierung 42

Seite

Brief 6. Brüſſel. Die Paſſagen, eine Jeſuitenpredigt in der Kirche St. Gudule, der große Platz und das Stadthaus 51

Der März in der franzöſiſchen Republik.

Brief 7. Paris. Ankunft, Zerſtörungen durch den Kampf, Leben auf den Straßen, Karrikaturen auf den König, Korreſpondenz der königlichen Familie 65

» 8. Paris. Der Ausbruch und der Kampf der Revolution, Finanznoth, treffliches Verhalten des Volkes 81

» 9. Paris. Beſuch bei Heine, Omnibusfahrt durch die Stadt 97

» 10. Paris. Die Madelaine, die Börſe, Pariſer Wohnungseinrichtungen, Stimmen aus der Menge 113

» 11. Paris. Georg Herwegh und die deutſchen Republikaner, ſocialiſtiſche Buchhandlung, das Journal la voix des femmes 123

Reiſe von Oldenburg nach Paris.

1.

Bremen, den 28. Februar 1848.

Heute früh habe ich Oldenburg verlaſſen und es ſcheint, als ob ich mit dem erſten Schritte aus der kleinen, ſtillen Reſidenz gleich in eine neue Welt voll Wunder verſetzt werden ſollte. — Die Republik proklamirt in Paris!

In tiefſter Friedensſicherheit war ich am Morgen durch die Straßen von Oldenburg gegangen. Wie ſtill und ruhig gefeſtet ſah die Welt aus. Alle Laden der kleinen, zum Theil aus rothen Backſteinen gebauten Häuſer waren geſchloſſen;

ein ſchlaftrunkener, vierſchrötiger Poſtillon zog mit vier ſchwerfälligen Pferden zur Poſt; der Stalljunge ſang ein plattdeutſches Lied. An der Hauptwache, dem Schloſſe gegenüber, ging zwiſchen den beiden Kanonen die Schildwache auf und nieder. In der Baumallee, auf dem räumigen Schloßplatz Alles ſtill; das wunderliche Schloß, mit ſeinen Anbauen und Thürmchen wie im Morgenſchlafe träumend. Der Frieden ruhiger Einförmigkeit lag über Oldenburg ausgebreitet, und ich hatte mich während meines zehnwöchentlichen Aufenthalts ſo heimiſch in dieſer Exiſtenz gefühlt, daß ich mich beinahe fürchtete vor den heftigen Aufregungen, vor den gewaltigen Eindrücken, die in Paris meiner warteten.

Auf dem kleinen Dampfſchiffe, das uns die Hunte und Weſer entlang nach Bremen führen ſollte, waren nur wenige Leute. Der Mond ſtand noch hoch am Himmel und beleuchtete den engen Hafen, die holländiſchen Mühlen, die niedrigen

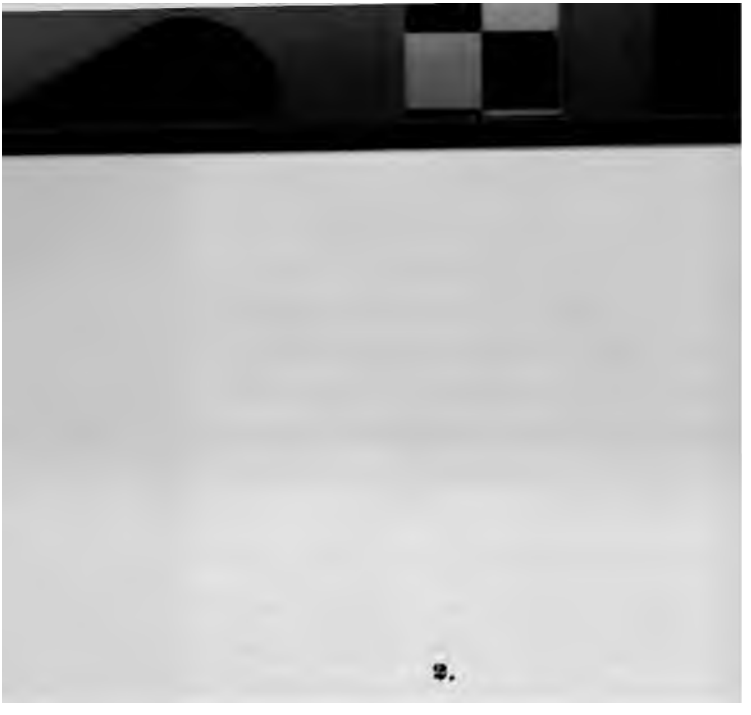
aus Wieſenland beſtehenden Ufer der Hunte. Trockenes Schilf, melancholiſch im Morgenwinde ſchwankend, neigte ſich zu den Eisſchollen nieder, welche vereinzelt umhertrieben. Wir gingen in die Kajüte hinab, nachdem wir den Zurückbleibenden die letzten Grüße zugewinkt hatten. Während der Fahrt bildete Paris faſt ausſchließlich den Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Das Reformbankett, Guizot's ſtarres Verhalten, Louis Philipp's trotzige Sicherheit wurden beſprochen, und man nahm als gewiß an, daß die Reform durchgehen, die Krone nachgeben werde. Ich erwartete eine bewegte, eine intereſſante Zeit in Paris.

So langten wir in Bremen an. Aber kaum hatten wir den Fuß aus dem Dampfſchiff auf die Erde geſetzt, als uns Doktor Andree mit einem Zeitungsblatte in der Hand entgegentrat. »Louis Philipp iſt geflohen! Die Republik iſt proklamirt in Paris! Und hier, leſen Sie!« Ich nahm das

Zeitungsblatt und las unter den Namen der proviſoriſchen Regierung: »Albert, ouvrier!«

Eine neue Aera beginnt. Was wird ſie den Franzoſen bringen? Neue Kämpfe? Mord und Guillotine? Eine kurze Epoche der Freiheit und neue Tyrannei? — Ich kann's nicht glauben. Mörderiſche Kriege, blutige Kämpfe kommen mir unmöglich, kommen mir undenkbar vor, nachdem man die Ideen des Socialismus, der brüderlichen Menſchheitsvereinigung, im Leben zu verwirklichen verſucht hat. Jemand todtſchlagen, weil er nicht unſerer Meinung iſt, oder weil er dieſſeits und wir jenſeits des Fluſſes wohnen; weil wir andere Sitten, andere Sprache haben, das Alles wäre doch zu traurig bei dem jetzigen Kulturzuſtande. Der Krieg gebildeter Völker untereinander iſt der letzte Reſt thieriſcher Rohheit und muß verſchwinden von der Erde. Ich glaube an die Menſchheit, an die Zukunft, an das Beſtehen der Republik. Schöne Hoffnungen, glorreiche Erin-

nerungen knüpfen ſich an den männlichen Klang dieſes Wortes. Mehr als je zieht es mich nach Paris. Ich möchte ſehen, wie ein Volk ſich einrichtet, wie es ſich den Staat geſtaltet, nachdem es ſich reif erklärt hat zu freier Selbſtbeſtimmung. Welche Eindrücke ſtehen uns in Paris, dieſem ewig klopfenden Herzen Europas, bevor!



2.

Bremen, den 29. Februar.

Es iſt ein großer Mangel der Sprachen, daß Männer und Frauen ſich derſelben Worte zur Bezeichnung ihres Glückes bedienen, da doch dies Glück ſelbſt ſo weſentlich von einander verſchieden iſt. Das habe ich geſtern recht im Bremer

unterirdiſchen Kellergemächern Deutſchlands im Gedächtniß liebend bewahrt, ſpricht gedankenlos das »überirdiſch glücklich!« nach, ſtatt »unterirdiſch glücklich« zu ſagen.

Mein Leben lang hatte ich vom Bremer Rathskeller, von den Hamburger Auſternkellern gehört; unzählig oft Hauff's und Heine's Phantaſien an den Bremer Rathskeller geleſen und deutlich ſtanden mir Heine's Worte in der Seele:

»Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erſchloſſen ſich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apoſtel, die heil'gen Stückfäſſer,
Schweigend pred'gen, und doch ſo verſtändlich
Für alle Völker.
Das ſind Männer!
Unſcheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind ſie von innen ſchöner und leuchtender.
Denn all' die ſtolzen Leviten des Tempels.
— — — — —
Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth El!

Wie duften die Myrrhen vom Hebron!
Wie rauſcht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Und meine unſterbliche Seele taumelt,
Und ich taum'le mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, an's Tageslicht,
Der brave Rathskellermeiſter von Bremen.

Da kam ich im letzten December nach Bremen an einem hellen Sonntage, und durchwanderte in Geſellſchaft lieber Freunde die ſchöne, aufblühende Stadt, die ſich um den ernſten Kern der Altſtadt in hellen, lichten Straßen ausbreitet, wie eine blätterreiche Blume um ihren dunkeln Kelch.

Das Rathhaus iſt ein ſchönes Gebäude. Arkaden ſtützen den erſten Stock, und unter den reich verzierten Steinbogen dieſer Arkaden ſteigt man die Treppe hinab in die geweihten Hallen des Bremer Rathskellers.

Ich hatte die ganzen Zurüſtungen mittelaltriger Poeſie in mir zurecht gelegt — das deutſche

unterirdiſche Mittelalter ſtand im Vorgrunde meiner Seele, von den Verſammlungsorten der heiligen Fehme auf der rothen Erde, bis zu der wunderbaren unterirdiſchen Synagoge zu Prag. Ich ſah hanſeatiſche Handels- und Rathsherren in breitſchnabligen Schuhen, im ſchwarzen Gewande, die goldene Ehrenkette unter der weißen Halskrauſe; ich ſah den dicken Wirth, den Tyrannen und Hofnarren ſeiner Gäſte; ich ſah die »Meiſter der Zünfte« verſammelt vor dem Rathhauſe, ſchon damals die Kämpfe der Jetztzeit beginnend — aber die nüchterne, glattgeweißte Proſa der übertünchten Wände machte die bunten phantaſtiſchen Bilder verſchwinden.

Einer unſerer Begleiter, auf deſſen lebensfrohem Geſichte, in deſſen hellen Augen ein ganzes ungedrucktes und doch oft in Scene geſetztes Werk, »über die Kunſt fröhlicher Gelage,« zu leſen war, ſah ganz beſtürzt den Ausdruck der Enttäuſchung in meinen Zügen.

»Kein Ort auf der Welt kommt dieſem gleich!« rief er. »Sehen Sie dieſe ſaubern, weißen Wölbungen! wie das Sonnenlicht vergnüglich hineinſcheint, und ſo flimmernd an den Wänden herumſpielt, wie der Wein in dem Glaſe. Und die heilige Stille, die dort in der Dunkelheit der Urgemächer herrſcht! — O! dort! dort funkelt das gediegene Gold der Begeiſterung und quillt in ſtrömendem Leben hervor, das trockenſte Hirn befruchtend, daß es duftende Blüthen der Poeſie, ſtrahlende Perlen des Humors erzeugt. Kellermeiſter! Licht! und vorwärts in die Urwelt!«

Der Kellermeiſter hatte unſern Begleiter begrüßt, wie man den Aufgang der Sonne zu begrüßen pflegte: mit der freudigen Ruhe der Sicherheit. So gewiß die Sonne allmorgenlich am Horizonte aufgeht, ſo gewiß erſcheint alltäglich der fröhliche Doktor dem zärtlichen Auge des Rathskellermeiſters zu Bremen.

Außer den braunen Tiſchen und Bänken, die

in dem großen Raume für die Trinker hergerichtet ſind, geht ein langer Verſchlag an der Wand hin, unter den Fenſtern, welche ſich an der Straßenſeite befinden. Dieſer Verſchlag iſt innen ſo abgetheilt, daß unter jedem Fenſter ein kleines Kämmerchen entſteht. Grüne Vorhänge verhüllen das Fenſter. Ein Tiſch und zwei Bänke, ſo lang als das Gemach, und feſtgenagelt an den Boden deſſelben, ein Klingelzug und die Weinkarte, bilden das ganze Ameublement — und die Bänke ſind hart und der Tiſch iſt ſchmal, in dieſem Trinker-Paradieſe zu Bremen.

Wir warfen einen flüchtigen Blick hinein und ſchritten den innern Kellergewölben zu.

Da lagen die alten Stückfäſſer mit ihren Emblemen, wie die Götter der Unterwelt, in ewigem Schweigen. Gelbflackernd ſtreifte das Licht des Kellermeiſters die Geſtalt des Bacchus, der weinumkränzt thronte auf dem größten Stückfaſſe,

umgeben von den zwölf Apoſteln und von allen Blüthen der Roſe von Bremen.

Ich ſah das Alles, ich ſah das mißvergnügte Geſicht des Doktors über unſere Gleichgültigkeit, ich hörte ſeine ausgeſprochene Geringſchätzung unſerer weiblichen Einſicht — und ſtieg, beſchämt meine mittelaltrigen Träume verhüllend in der eigenen Seele, zum Tageslichte hinauf.

So dachte ich auch geſtern noch von dem Rathskeller, als wir von einem Spaziergange auf den Wällen heimkehrten. Die feuchte Wärme des Vorfrühlings drang aus der Erde empor und fiel im leichten Sprühregen durch die Nacht vom Himmel hernieder. Weil es ſo mild war, mochten wir nicht nach Hauſe gehen, und ſchlenderten auf dem Marktplatz auf und nieder, in ernſtem Geſpräche über die erſten Donnerſchläge der Revolution, die eben, von Weſten her, an unſer Ohr gedrungen waren. Aus der Börſenhalle, aus den Kaffeehäuſern und Hotels glänzten helle

Gasflammen und ließen deutlich die langgeſtreckte Maſſe des Domes, inmitten des Marktes, erkennen. Manche Prophezeiung für die Geſtaltung der nächſten Zukunft ward ausgeſprochen, mancher Wunſch, manche Hoffnung für die Entwickelung der Menſchheit. Wir waren ernſt, faſt feierlich geſtimmt, wir wünſchten ruhig und ungeſtört beiſammen zu bleiben. »Laß uns hinabgehen in den Rathskeller und dort noch eine Stunde verweilen,« ſchluz mein Begleiter mir vor, und ich war es zufrieden.

Der Keller war düſter und ſtill. Die moderne Aufklärung der taghellen Gasflammen iſt noch nicht in dieſe Räume gedrungen. Der Kellermeiſter öffnete uns eines der kleinen Gemächer, ſetzte Auſtern und Rheinwein, zwei Talglichte auf zinnernem Leuchter, eine Lichtſcheere, dies faſt vergeſſene Hausgeräth der Vorzeit, vor uns nieder, machte die Thüre zu und wir blieben allein.

Anfangs ſchien mir der Raum beengt, es war mir, als ſperre man mich ein. Ein großes,

luſtiges Gemach, mit hellen Kerzen, weichen Seſſeln wäre mir heimiſcher geweſen, als dieſe hölzernen, in grauer Oelfarbe angeſtrichenen Wände. Bald aber ſchien es, als zeichneten ſich die Phyſiognomien all der Menſchen auf dieſe leeren Wände, die hier in fröhlichem Genuſſe geweilt ſeit langen Jahren; als ſchwebten Erinnerungen wie Sonnenſtäubchen in der Luft; als tanzten alle hier geſprochenen Worte einen klingenden, melodiſchen Geiſterreigen, der die Lebenden anregt zu träumen und zu verklingen wie die Dahingegangenen vor ihnen.

»Sieh!« ſagte mein Begleiter, »hier haben wir geſeſſen, Immermann, Theodor von Kobbe, eine Freundin der Beiden und ich; und in ſprudelnden Scherzen ſind die Witzfunken von Immermann's blühenden Lippen geflogen. Noch ſehe ich ſeine kräftige, breitbruſtige Geſtalt, wie er, mit beiden Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, das Rheinweinglas in die Höhe hob und die

dunkeln Augen darin verſenkend, gleichſam aus dem Gefunkel des Weines die Blitze zog, die er wie Goldfäden in die phantaſtiſchen Bilder ſeiner Rede verwob. Noch höre ich Kobbe's homeriſches Gelächter; noch ſehe ich den liebevollen Blick der edlen Frau, der ſchweigend auf den Männern ruhte und ſich an ihrer Genußfreudigkeit ſo mitgenießend weidete. Und nun ſind ſie hin! Kobbe liegt unter dem mit Roſen, Wein und Epheu umkränzten Steine auf dem Kirchhofe eines kleinen Städtchens, und auch Immermann deckt das Grab! Und doch funkelt hier der Rheinwein noch, doch ziehen immer neue Generationen hieher, in dem goldenen Becher Freude und Luſt zu ſuchen.«

»So laß auch uns hier Luſt und Freude finden!« rief ich aus. »Iſt denn Immermann todt, ſo lange Triſtan und Iſolde leben? ſo lange ein Menſch auf Erden ſich an den geographiſchen Studien des Rieſen, des ungeſchlachten Schlagadodro erfreut? ſo lange der Schulmeiſter Ageſilaus

das reine I noch nicht ausgesprochen hat und Münchhausen seine herkulischen Lügen erzählt? Auf Immermann's Wohl! und auf die Unsterblichkeit des Schönen!«

Wir stießen die Gläser an und brachen Beide in das hellste Lachen aus.

»Wie die Macht des Bremer Rathkellers sich an einer deutschen Schriftstellerin bewährt, daß sie den ersten Toast ihres Lebens ausbringen muß, vom Geiste getrieben — im Rathskeller zu Bremen!« jubelte mein Freund.

»Das ist die gute Gesellschaft, die man hier findet,« entgegnete ich. »Siehst Du denn nicht, daß Heine dort herüberkuckt und die Geschichte erzählt von dem verregneten Poseidon der Nordsee in seiner weißgelben Flanelljacke? und hörst Du denn nicht, daß er die ganze Poesie des Nordens verspottet und nach den heißen Inspirationen des Südens sich sehnt, wie ein Verbannter nach der Luft seiner Heimath? Ja! der Nordsee-Poseidon

iſt übel daran! Komm! laß uns nach Süden fahren und ihn mitnehmen auf der Fahrt, damit er aufthaue und ihm wohl werde in dem blauen Wellengekräuſel des Meeres, das den Fuß der ſchönen Parthenope küßt und ſich liebend um die blühenden, ſeligen Inſeln ſchmiegt.«

»Italien und der funkelnde Wein von Genzano!« ſagte mein Freund, und leerte ſein Glas. — »Wie reich iſt der Erinnerungsreiche in ſeiner Seele!« fuhr er dann fort. »Da ſitzt ſie ja wieder, die ſchwarzlockige Roſina und kokettirt mit Gasparo und die Töne der ſüßen Liebeslieder ſchwirren mit den goldenen Leuchtwürmchen durch die Weinlaubblätter der Loggia, und von dem Kloſter an der Villa des Taſſo tönt die Glocke der Frühmette durch Sorrent, denn der Morgen iſt nahe und ſchon erbleichen die Sterne an dem lichterwerdenden Silberblau des Himmels. Hörſt Du wohl die Glocke? —«

Und wirklich ſchlug Glockenſchall an unſer

Ohr! Wir fuhren empor, als ob ein Wunder ſich vorbereite, als ob Mephiſto's Machtgebot die Reben des Weinſtocks aus dem dürren Holze hervorgezaubert hätte.

Ein Glockenſchlag und noch Einer und noch Einer! wir horchten in geſpannter Erwartung der phantaſtiſchen Dinge, welche kommen ſollten: es ſchlug proſaiſch neun Uhr! vom Rathhausthurme zu Bremen. —

Der Rheinwein war zu Ende, die Auſtern verzehrt; wir kehrten heim nach dem Hotel, uns freuend an unſerer »unterirdiſchen Freude,« an die ſelbſt ich zu glauben gelernt hatte im Rathhauskeller zu Bremen.

3.

Düſſeldorf, 3. März.

Wir ſind noch hier, weil die Eiſenbahn bei Valenciennes zerſtört iſt und die Paſſage alſo gehemmt. — Düſſeldorf iſt faſt ſo ſchweigend als Venedig. Es kommt mir ſelbſt im Vergleich mit Oldenburg noch auffallend ſtill vor. In Oldenburg hört man in den engen Straßen das Klappern des Handwerkers, das Rollen der Marktwagen, den Schrei ſpielender Kind ; hier aber liegen die langen, baumbeſetzten Straßen lautlos da. Es iſt eine Ruhe, wie ich ſie einſt in Fulda,

in Bruchſal, überhaupt in den ehemaligen kleinen Reſidenzen geiſtlicher Herren gefunden habe. Wie ſtill muß es nun erſt in Düſſeldorf geweſen ſein, ehe die Eiſenbahnen und Dampfſchiffe Leben und Bewegung in dieſe Gegenden brachten! Man begreift, daß dies gerade der Ort war, an dem die Jacobi's, die Stollberge, die Gallizin, ſich ſo ſanft mit ihrem myſtiſchen Pietismus in's bläuliche, nebelverſchwommene Jenſeits hinüber-geſchwächlicht haben.

Hier in Düſſeldorf iſt mir denn auch das wunderliche Manifeſt des Bundestages in Bezug auf die jetzige Revolution zu Geſicht gekommen. Das iſt eines der ſonderbarſten Dokumente, welches die Neuzeit beſitzt. Es mahnt mich an das Verhalten der alten Frau W., die immer zankte und fluchte; aber ſobald ein Gewitter aufzog und es donnerte, die Bibel vernahm, ein Kreuz ſchlug und ſich zu beſſern gelobte. Wäre es nicht ſo komiſch, man müßte ſich über dieſe Phraſen ár-

gern. Und es wird doch Deutſche genug geben, die daran glauben und darauf Hoffnungen bauen.

Louis Philipp höre ich täglich von vielen Perſonen bedauern. Ich kann es zu keinem Mitleid für ihn bringen, ſo erſchütternd ich ſeinen Sturz finde, ſo rührend ich mir einzelne Züge ſeiner Flucht zu denken vermag. Ich gönnte ihm den Tod, weil es ſchrecklich ſeyn muß, ſich zu überleben, aber er hat ſein Schickſal, die Verbannung, nur zu ſehr verdient. Wer von Franzoſen zum Könige der Franzoſen erwählt wird, der muß nicht König von Frankreich ſein wollen, und höhere Intereſſen haben, als die materielle Bereicherung der eigenen Familie. Louis Philipp hatte den Regenſchirm und die bürgerlichen Händedrücke von 1830 ſo ſehr vergeſſen, daß er durchaus in einer Citadine Paris verlaſſen mußte.

Neben den großen Ereigniſſen, neben der gewaltigen Bewegung in Paris, haben die hieſigen ſtillen Künſtlerateliers etwas Unheimliches und

Fremdes. Die Kunſt iſt bei uns, d. h. nicht in Deutſchland, ſondern in unſerer Zeit, ſo wenig in das Leben getreten, daß ſie für die Meiſten immer ein abſtrakter Begriff bleibt. Sie iſt nicht aufgegangen in unſerm Bewußtſein als ein nothwendiges Bedingniß unſeres Daſeins, wir ſind ſie nicht gewohnt, wie die Harmonie in der Natur, die uns eben, weil wir ſie gewohnt ſind, nicht befremdet. Wäre alles, was von Menſchenhand erzeugt wird, von dem Geiſte des Schönen durchdrungen, ſo würden wir uns auch vertrauter zu den großartigſten Produkten der Kunſt verhalten, die um ihrer Koſtbarkeit willen nicht in den Beſitz des Einzelnen übergehen können. — Der moderne Monarchismus und die ungleiche Gütervertheilung, ſo wie der Mangel an öffentlichem Leben, haben in den letzten Jahrhunderten noch reichlich dazu beigetragen, die Kunſt aus den Kirchen und von den Märkten, aus den Volkshallen und andern öffent-

lichen Gebäuden, in verſchloſſene Paläſte und Säle zu verſtecken, und die Völker haben ſicher dadurch verloren. Wir müſſen nun erwarten, ob die neue Republik auch die Kunſt, als allgemeines Bildungsmittel, dem Volke mehr zugänglich, ſie zum Gemeingut auf Straßen und Plätzen machen werde, wie es im Alterthum und in den italieniſchen Republiken der Fall gewesen iſt.

Wenn ich mich hier, wo die transcendentale chriſtliche Kunſt ihre großen Verehrer hat, gegen die Abſtraktion in der Kunſt ausſpreche und es recht finde, daß mein Landsmann und Freund Karl Hübner wenigſtens den Verſuch wagt, den Inhalt der Jetztzeit in den Bereich ſeiner Schilderungen zu ziehen, und durch die bildliche Darſtellung der herrſchenden Uebelſtände zum Herzen und in das Bewußtſein der Menſchen zu bringen, ſo antwortet man mir: »Die Kunſt kann die Zeitfragen nicht löſen.« — Aber die bloße chriſtliche Liebe und die Madonnenbilder haben es auch

nicht vermocht bis jetzt; und es kommt, ſo ſcheint mir's, nun darauf an, mit allen Kräften, mit allen vereinten Mitteln auf das eine große Ziel zu ſteuern. Daß die Kunſt ein großes Mittel ſei, wird aber Niemand läugnen; ſie muß alſo mitwirken, ſo viel an ihr iſt, für die Sache der Freiheit.

Geſtern beſuchten wir den Maler Scheuern. Er hat ſich in vielfachen, man möchte ſagen in allen Zweigen der Malerei verſucht, und überall mit Erfolg. Ich ſah vortreffliche, dichteriſch componirte Aquarellen, anmuthige Genrebilder und ſehr ſchöne Landſchaften von ihm. Zu den Landſchaften hat man eigentlich das reinſte Verhältniß in Stimmungen wie die jetzige. Sie wirken beruhigend, wie die Natur; während das Genre, trotz ſeiner oft rührenden Kindlichkeit, kleinlich erſcheint, wenn auf der Erde neue Menſchheitsepochen ſich bereiten. Das große Schickſal des einzelnen großen Menſchen verliert ſich dann ſchon

in der Allgemeinheit und erſcheint weniger bedeutend, um wie viel mehr die kleinen Leiden und Freuden, welche das Genre darzuſtellen pflegt! Wer denkt denn jetzt an ein pfeifendes Vögelchen, an ein ſpielendes Kind, an einen trommelnden Großpapa und an ſein Enkelſöhnchen!

Das ausgezeichnetſte Bild, das ich in Düſſeldorf geſehen, war von einem Norweger, Tidemand: norwegiſche Sektirer in einer Bauernſtube zum Gottesdienſt vereint, in die von oben das Tageslicht hereinfällt. Es ſind an zwölf Figuren, Männer und Weiber jeden Alters, in farbloſem Nationalcoſtüm und mit ſcharf ausgeprägtem Nationaltypus in den Phyſiognomien; Alle zu gleichem Zweck vereint, Alle abgezogen von jedem irdiſchen Gedanken, zu tiefſter innerer Selbſtbetrachtung; und gerade darum jene höchſt charakteriſtiſche Verſchiedenheit in den Individualitäten, die einen großen Meiſter verkündet. Von dem Ausdruck des durchgeiſteten, ſchwärmeriſch

ſchönen Kopfes des aus der Bibel vorleſenden Mannes, der auf einem hölzernen Stuhle mitten im Zimmer ſteht, bis zu der dumpfen Verſunkenheit eines im Hintergrunde ſitzenden Jünglings, iſt faſt die ganze Skala menſchlicher Geiſtesentwickelung in religiöſer Beziehung durchlaufen. — Das Bild feſſelte mich ſehr, rührte mich tief. Aber ich möchte wohl einmal von Tidemand, der ein ſehr edles Aeußere hat, glückliche, lebengenießende Menſchen gemalt ſehen.

Die hieſigen Maler, wie ſie ſich in kirchliche und weltliche theilen, bilden auch in der Politik zwei Parteien. Die Frommen und die Romantiker halten es mit dem Beſtehenden; Leſſing, Hübner, Scheuern und viele Andere ſind ergriffen vom Geiſte des Jahrhunderts, und voll freudiger Hoffnung auf eine freie Zukunft. Sie hatten ſich bei den Petitionen betheiligt, waren bei den Verſammlungen der Liberalen thätig und vor Allen forderte der männliche Leſſing zu friſchem

Fortſchritt auf, was ihm von der andern Seite verargt wurde. Wird ſich irgendwo das Erblühen der Freiheit ſegensreich beweiſen, ſo iſt es zuerſt in der Kunſt, und diejenigen Künſtler, welche überhaupt Leben in ſich haben, empfinden dies in freudiger Vorahnung auch hier. Hübner will nach Paris gehen, um Volkserhebung, Volksbewegung »mit Augen zu ſchauen« und ſich die Seele daran zu erweitern.

Montag den 6. März ſind wir Nachmittags um 4 Uhr von Düſſeldorf abgefahren. Um fünf ein halb Uhr waren wir im holländiſchen Hofe am Rhein. — In den Straßen ein buntes Carnevalsleben, das Volk, leicht beweglich und frei, viel Masken, viel Singen und dadurch italieniſche Erinnerungen.

Die Unruhen in Köln müſſen nicht eben bedeutend geweſen ſein, und kaum die Grenzen eines gewöhnlichen Straßenauflaufs überſchritten

haben, wenn die Erzählungen wahr ſind, die man an der Wirthstafel und ſonſt davon machte. — Am Abende fuhren wir zum Erzbiſchof von Geißel, für den wir durch Th. einen Einführungsbrief hatten. Im Dunkeln langten wir vor ſeiner Wohnung an. Der Platz, auf dem ſie liegt, iſt räumlich und ſtill. Ein großer, öder aber neugehaltener Palaſt. Treppen und Hallen mäßig beleuchtet, ſtill und ſauber. Ein Diener ohne Livree leuchtete uns mit einem beſcheidenen Talglicht vorauf. Der Erzbiſchof befand ſich in einem ſehr großen, hohen Studirzimmer; ein Tiſch voll Papieren und Büchern ſtand vor dem Sopha, auf dem er bei einer kleinen Arbeitslampe geleſen haben mußte. Ein großes Pult, büreauartig gegen das Fenſter geſtellt, nahm einen bedeutenden Theil des Zimmers ein; eine reiche Pelzdecke mit Stickereien lag davor und Bücherrepoſitorien an den Wänden vollendeten den Eindruck des Studirzimmers.

Der Erzbiſchof von Geißel mag gegen fünfzig

Jahre oder wenig darüber alt ſein. Er iſt groß und von ſtattlicher Fülle. Sein volles Geſicht erinnert mit den feinen und ſcharfen Formen an die Bourbons; der Mund iſt klein, beſtimmt in der Form und ſehr angenehm in der Bewegung; auch die Bewegung der ſchönen Hände durchaus edel. Er trug den langen Rock der Monſignori, die rothe Sammetkappe, kleine Päffchen, ein Kreuz von Gold an ſchwerer goldener Kette um den Hals; den Fiſcherring am Finger. — Nach den erſten Begrüßungen kamen wir auf die Zeitereigniſſe zu ſprechen. Er erzählte von Louis Philipp's Flucht, fand es auffallend und hart, daß Niemand in Frankreich Sympathien für ihn habe; glaubte, daß die Republik ſich für's Erſte halten werde, obſchon die Organiſation der Arbeit ein unlösbares Problem ſei. »Sobald die Geldmittel erſchöpft ſind, muß eine gefährliche Kriſis eintreten. Die ſocialen Elemente ſind aufgerüttelt, ſind in Gährung; alles Beſtehende in Frage ge-

ſtellt. Die Beruhigung der Zuſtände, die Löſung der Fragen wird nicht von Einzelnen ausgehen. Ereigniſſe wie die Völkerwanderung werden eine radikale Umwälzung, eine neue Weltordnung erzeugen.«

Die Unterhaltung wendete ſich auf Italien. Herr v. Geißel glaubte nicht an die Lombarden. »Napoleon hat geſagt, die Italiener ſehen aus wie Männer, ſprechen wie Weiber, handeln wie Kinder.« — Ich wandte die Vorgänge in Palermo ein. — »Die Sicilianer ſind Araber und Griechen; es iſt Energie und Race in ihnen.« Als darauf des Papſtes erwähnt wurde, ſagte er: »Die Abſichten des Papſtes ſind vortrefflich.« Auf die Frage, ob man ſich in Deutſchland wohl zur Vertheidigung der Legitimität rüſten werde? entgegnete er: »Ich hoffe, daß es nicht geſchieht; man wird einer fremden Nation die Freiheit laſſen, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu ordnen.«

Die ganze Unterredung war gehalten, aber ohne jenen Anſtrich von Frömmigkeit und Monarchismus, mit dem unſere proteſtantiſchen Geiſtlichen ſich zu überfirniſſen pflegen. Herr v. Geißel macht den Eindruck eines Kirchenfürſten und iſt, wie die ganze höhere katholiſche Geiſtlichkeit, wohl zu Hauſe auf Erden. Ueberhaupt ſcheint mir, als habe der proteſtantiſche Pietismus, indem er Weltverachtung und ausſchließliches Hingeben an den Geiſt predigte, ſich ſelbſt den Boden unter den Füßen fortgezogen; ſelbſt die Brücke zerſtört, die ihm den Weg in die Zukunft möglich macht. Verachtung des Irdiſchen iſt eine ſolche Lüge, daß ſich darauf nichts Standhaltiges erbauen läßt. — Als wir auf die Straße kamen, umwogte uns im Innern der Stadt das lauteſte, fröhlichſte Faſtnachtstreiben.

Dienſtag den 7. des Morgens. Die Nacht war es ſehr lärmend unter meinen Fenſtern. Ich ſtand auf, zu ſehen, was es gäbe. Dampfſchiffe

lagen vor dem kleinen Landungsplatze, auf den meine Fenſter gingen, und Karnevalsgäſte ſangen und jubelten bei ihrer Abreiſe von Köln. Es gab einen hübſchen Anblick, wie ſie ſich im Schneegeſtöber bei der unvollkommenen Erleuchtung von einigen Laternen, in Maskentracht nach dem Schiff drängten. Der ganze Eindruck von Köln war geſtern ein ſüdlicher. Hier ſieht man doch wieder ein geiſtig lebhaftes, ein zur Freude geneigtes Volk. Auch der Anſtrich eines Nationalcoſtüms, wie es noch in der runden, mit Falbeln beſetzten Haube der Kölnerinnen ſich erhalten hat, iſt anmuthend. Masken guckten mit großen Papplorgnons in unſern Wagen, riefen uns an, neckten uns harmlos. Ganz ungehindert bewegten wir uns nachher durch das wirklich große Volksgewühl, als wir zu Fuße einige Beſuche in Straßen machten, die wegen des Gürzenichfeſtes für Wagen geſperrt blieben. Alle Laden waren offen und erleuchtet, in allen Bier-

und Weinhäuſern großes Gedränge und viele Masken, überall tönte Singen und Jauchzen durch die offenen Fenſter auf die Straße hinaus.

Heute nun jubelt das Volk noch fort; dennoch wollen wir am Nachmittag nach Aachen, morgen von Aachen nach Paris gehen. Jeder Tag fern von Paris iſt jetzt ein Verluſt, und es wird immer unmöglicher, Bilder oder deutſche Dome zu beſehen. Wer kann denn die feſtgefrorene Starrgläubigkeit, die ſteingewordene Vergangenheit betrachten, wenn die Menſchheit ihre wichtigſten Thaten in der Gegenwart thut, und die Welt ſich neu geſtaltet. Zudem habe ich perſönlich nie einen Zuſammenhang, nie eine Sympathie gehabt für das ſpitzbogige, gothiſche Mittelalter; und der Unterſchied zwiſchen dieſem und der Antike tritt mir gerade jetzt doppelt lebhaft in das Bewußtſein. Man könnte mitten in der Erregung dieſer Tage römiſche und griechiſche Skulptur und Architektur mit Genuß, mit Erhe-

bung betrachten; man würde danach ruhiger und eben darum freier, parteiloſer in die Jetztzeit blicken; denn es liegt in der ſich begrenzenden, maßvollen Schönheit der alten Kunſt die weiſe Lehre, zu innerer und äußerer Abſchließung durch möglichſte Vollendung in ſich. Die gothiſche, emporſtrebende Architektur, die eigentlich nirgend ein Ende hat, da auf dem ſpitzeſten Spitzchen des höchſten Thurmes immer noch ein höheres, ſpitzeres denkbar und möglich iſt, hat gerade dadurch, daß ſie nicht in ſich abſchließt, ſondern in den Himmel, in das Unerreichbare ſtrebt, etwas Unruhiges, und all die Zinken und Zacken, Kreuzchen, Heilige und Thierfratzen ſehen doch zuletzt nur wie feſtgefrorene Einfälle aus.

Später. Auf dem Wege zum Dome kam mir der Gedanke, bei dem Bankier Schaafhauſen nachzufragen, ob Frau Sibylle Mertens, jene bekannte deutſche Archäologin, in Köln ſei. »Sie wohnt hier im Hauſe,« war die

Antwort. Als ich ſie, die ich in Rom verlaſſen, hier wieder ſah mit ihrem kurzgeſchnittenen Haar, ihrem ſtrengen dunkeln Negligé, hinter Papieren an einem ſoliden Arbeitstiſche in ihrem Kölniſchen Vaterhauſe, hatte ich eine wahre Freude. Sie las uns Lamartine's Manifeſt vor, das eben angelangt war. Ihr kluges, kantiges, charaktervolles Geſicht machte mir das Vorleſen zum Genuß.

Das Manifeſt iſt gemäßigter, als Franzoſen bei ähnlichen Anläſſen je geſchrieben haben; es trägt den Stempel einer neuen Weltordnung, einer Aera des Friedens, wie Idealiſten ſie träumen; dennoch ſpricht ſich die Markloſigkeit des Theoretikers darin aus, der es ſelbſt fühlt, er werde ſeiner Theorie keine Form in der Wirklichkeit zu geben vermögen. Das Gouvernement provisoire ſitzt wie ein heiliger Paradiesvogel auf dem ſchwanken Blatt der Palmbäume des Friedens - und müßte wie ein Sonnenadler

horſten auf dem Felsgeſtein, den Blitz des Genius unter ſeinen Füßen. Es iſt eine Kraft- oder Glaubensloſigkeit in dem Manifeſte, die unwillkührlich zu dem Gedanken führt, es werden eiſerne Fäuſte dieſen Männern das Scepter aus den Händen nehmen, und vielleicht nehmen müſſen.

Frau Mertens erbot ſich, uns in den Dom zu begleiten. »Ich komme, Ihnen die Honneurs zu machen, denn der Dom iſt mein Vaterhaus und die heiligen Dreikönige ſind meine Vettern, wie Miſtreß Jameſon zu behaupten pflegte.« — Hier in Köln begriff ich erſt ihre große Liebe für die Stadt. Gerade am Fuße des Domes liegen vier prachtvolle Häuſer, in denen ſie und ihre Familie ſeit einer Reihe von Jahren gewohnt. Sie iſt hier geboren und erzogen; alle Bettler, alle Beamten und Bauarbeiter im Dome kannten ſie, als ſie die Bauhallen öffnen ließ, uns umherzuführen. Als ſie im ſchwarzen Zobelpelz, einen Kantenſchleier über dem ſchwarzen Hut, die Brille auf-

geſetzt, die Handſchuhe in der Hand, neben uns herging, erklärend, geiſtvoll das Geringſte auffaſſend, überall Leben bringend in den Stein, war ſie wieder vollkommen die »principessa tedesca,« wie das Volk ſie in Rom nannte. Und ſie iſt wirklich eine fürſtliche Natur, die ungehemmt durch Kleines, durch Fremdes, in ſich gefeſtet, den eigenen, einſamen Weg geht; von Vielen unverſtanden, aber ſehr geliebt von denen, die in ihr reiches Innere zu ſehen vermochten; durchaus wahr und ſich ſelbſt getreu. Um ſo in ſich, ſo auf ernſte männliche Studien gewieſen zu werden wie ſie, muß eine Frau ein großer Charakter ſein.

Wir gingen in ihrer Geſellſchaft durch die Stadt. Auf dem Marktplatze bewegte ſich bei lachendem, blauem Himmel ein wahrhaft italieniſches Maskenleben. Feſtzüge und Gruppen bildeten ſich mit ſüdlichem Ordnertalent und ſüdlichem Takte. Frau Mertens machte uns darauf aufmerkſam, daß dieſer Marktplatz vollkommen

die Form der Piazza Navona in Rom habe und ſicher auch eine alte Rennbahn geweſen ſei. Dies hat ſie bewogen, vom Magiſtrat die Erlaubniß zu Nachgrabungen zu fordern, die ihr ertheilt worden iſt.

Gegen Mittag langten noch telegraphiſche Nachrichten an, welche von der vollſtändigſten Ruhe in Paris ſprachen. Wie würde wohl Deutſchland nach ſolchen Erſchütterungen beben! Es iſt aber mit den Völkern wie mit den Individuen; je beſſer ihre Erziehung auf der einen, je vollſtändiger und fertiger ihre hiſtoriſche Bildung auf der andern Seite iſt, um ſo leichter wiſſen ſie ſich in allen Lebensverhältniſſen zurecht zu finden. Die Franzoſen, die Italiener ſind mitten in dieſen gewaltſamen Revolutionen ſtets ſie ſelbſt, mit allen Vorzügen ihrer Bildung, ſtets in ſich gefaßt.

Der Weg nach Aachen iſt anmuthig, weil eine Hügelkette Abwechſelung in die Gegend bringt. Der Blick von der Höhe herab auf Aachen, das mit ſeinem, aus Thürmen und Kuppeln wunderlich zuſammengeſetzten Dome tief im Thale liegt, iſt ſehr freundlich. Die neuen Stadttheile ſind prächtig. Sie erinnern in den Hauptſtraßen an die ſchöne Rue de la Coraterie in Genf; doch ſcheinen die älteren Partien der Stadt bevölkerter und ſind darum intereſſanter. Auch in Aachen

ſah man Masken und wir hörten das Singen und die Freudenſchüſſe des Carnevalls, mit rohem Lärme untermiſcht, bis tief in die Nacht.

Unſere Wohnung lag dem Bade gegenüber Kaum hatten wir den Fuß aus der Thüre geſetzt, als wir von Bettlern umgeben waren, die uns auf unſern Wegen durch die Stadt verfolgten, und von allen Seiten Zuwachs erhielten. Das gab denn zu dem ſüdlichen Lichtbilde des Carnevals auch die ſüdliche Schattenſeite der Armuth, und die Naivität der Aachener Spielbankverordnung übertrifft in ihrer Unbefangenheit ſelbſt die italieniſchen Lottos. Die Spielbank iſt ſtädtiſches Eigenthum, die Stadt alſo Bankier; kein Aachener Bürger darf ſpielen, die Fremden werden geplündert und der Gewinn der Bank zur Verſchönerung der Stadt verwendet.

In Aachen waren ſchon ſeit einigen Tagen lebhafte Unruhen und Straßenaufläufe geweſen, bei denen die Fabrikarbeiter eine weſentliche Rolle

geſpielt haben, und der Haß des Volks gegen Preußen grell hervorgetreten ſein ſoll. »Preuß« ſei noch immer ein Schimpfwort im Volke, behauptete man. Erſt in derſelben Woche hatte ein Angeklagter vor Gericht geſagt: »Alles Andere wäre noch hingegangen, aber daß er mich Preuß geſchimpft, das konnte ich nicht auf mir ſitzen laſſen und da habe ich denn zugeſchlagen.« — Es war die Rede geweſen von Zuſammenberufung der Landwehr am Rhein, von Aushebung in den Fabriken. »Wir wollen uns lieber von den Franzoſen todtſchlagen laſſen, als für die Preuß gegen die Franzoſen fechten,« hatten ſie geſagt.

Die Stimmung in Aachen ſchien viel aufgeregter als in Köln; vielleicht täuſchte dort auch die Carnevalslaune über den eigentlichen Grundton.

Den 8. März. Von Aachen nach Verviers führt die Eiſenbahn einen Berg in die Höhe, durch ſehr liebliche Gegenden, die von Verviers

nach Lüttich zu noch ſchöner werden. Es ſind lauter kleine Thäler, von mäßig hohen Hügelketten gebildet und durch die Tunnelthore gleichſam abgeſchloſſen. Jedes ſolche Thal hat eine Fabrik an einem Flüßchen. Die Fabrikgebäude, das Haus des Beſitzers, die Arbeiterwohnungen, die Kirche und die Parkanlagen machen ein für ſich beſtehendes, ſehr anmuthiges Ganze. Es iſt ganz die Gegend und die Art und Weiſe, wie George Sand ſie in dem péché de Monsieur Antoine beſchreibt. Ich mußte mir dabei immer denken, daß einmal die ganze Erde mit ſolchen, in ſich ſelbſt die ganze Exiſtenz einer Gemeine umfaſſenden Colonien bebaut ſein werde, wenn die ſocialen Umgeſtaltungen zur Ausführung kommen, die uns als Ideal vorſchweben. Es würde dies auch der einzige naturgemäße Weg ſein, von dem Gipfel induſtrieller Kultur zur urſprünglichen Vergeſellſchaftung der Einzelnen in der Gemeine.

Dieſe Fabrikorte haben ihren Arzt, ihre Krankenhäuſer und könnten leicht zu der Selbſtverwaltung herangebildet werden, die ihren gemeinſamen Mittelpunkt in einer Centralverwaltung des Landes hätte. Es liegt ein eigener Zauber darin, ſolche Zuſtände in ihren Einzelnheiten wie in ihrem Zuſammenhange mit dem Ganzen durchzudenken, und obſchon Paris uns als feſtes Reiſeziel vor Augen ſtand, war der Reiz der Stille an dieſen ſchnell ſtrömenden Bergwaſſern, die von den erſten Frühlingsblüthen der Bäume überſchattet, goldig ſchäumend im Sonnenlichte hinrauſchten, ſo mächtig, daß man es ſich ſehnlich wünſchen konnte, hier verweilen, hier ſeinen Wirkungskreis finden zu dürfen. Ein Badeort, Chaude fontaine, mochte der ſchönſte Punkt dieſer lieblichen Gegend ſein

Aber ganz im Gegenſatz zu dieſer friedlichen Stille war die Unterhaltung in den Waggons nur auf die ſtürmiſchen Ereigniſſe des Tages, auf die

franzöſiſche Republik, auf Krieg und Revolutionen gerichtet. An allen Halteplätzen wurden die Journale l'Indépendance und l'Observateur Belge ausgeboten. — Es waren Fabrikanten, Gutsbeſitzer, Kaufleute in unſerem Coupé; die Unterhaltung franzöſiſch. »Man ſchlägt ſich bereits auf allen Punkten in Deutſchland, die Communiſten haben den Kampf begonnen,« ſagte der Eine. — »Der Communismus iſt weder in Frankreich noch in Belgien zu fürchten, er iſt nur in Deutſchland gefährlich. Bei uns hat man zu viel praktiſchen Verſtand, um ſich an dieſen Chimären die Finger zu verbrennen, um an dieſes Utopien zu glauben.« — »Was iſt überhaupt für Belgien zu fürchten? Die Republik? Es wäre ein leerer Name für uns! Was thut der Name? Wir ſind freier in unſerer Monarchie, als die Franzoſen es jemals in ihrer Republik ſein können. Meinetwegen kann das Gouvernement »Deſpotie« heißen, und ich will unter einer Deſpotie leben,

wenn ihre Inſtitutionen ſo frei als die unſern, ſo frei als möglich ſind« — Das waren die Aeußerungen, welche wir von allen Seiten hörten. Die größte Zufriedenheit mit der Verfaſſung leuchtete hervor, und der ſichtliche Wohlſtand des vortrefflich angebauten Landes ſchien dieſe Zufriedenheit vollkommen zu rechtfertigen.

Man glaubte nicht an die Dauer der Republik, man belächelte das Gouvernement provisoire, man ſpottete über die Friedensrepublik, wie über eine belle fiction poëtique de Mess. Lamartine et Louis Blanc. Ein Fabrikbeſitzer aus dem Norden Frankreichs ſagte: »chez nous dans le Nord, où l'on est très Henri V.« Er behandelte die Revolution mit vollkommener Geringſchätzung, als »une folie de gamins et de vautriens, verklärt und geheiligt durch Männer von Genie, welche aber leider nur Dichter und nicht Staatsmänner wären.« — Eben ſo leichtfertig und ungläubig ſprach man von der Republik an der

Table d'hôte des Hôtel de Hollande, wo wir Abends fünf Uhr das Ende unſerer Tagereiſe fanden. — Aber was beweiſt dieſer Unglaube? »Die Wenigen, die was davon erkannt, die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, hat man von je verketzert und verbrannt.« — Es wird auch nichts gegen die Republik und ihre vernunftgemäße, einſtige Nothwendigkeit beweiſen, wenn ſelbſt dieſer neue Verſuch ſie in's Leben zu führen noch an der Ungunſt der jetzigen Zeit und Verhältniſſe ſcheitern ſollte, was ja möglich iſt. Die Albigenſer, die Waldenſer, die Huſſiten, und Savonarola, und tauſend Andere mußten untergehen; hundert Verſuche zur Reformation des Katholicismus ſcheiterten, ehe Luther's große That möglich und durch die Reife der Zeit ausführbar und nachwirkend werden konnte.

Unſere religiöſe Ueberzeugung, welche den Gott in das Individuum ſetzt, muß folgerecht auch die Selbſtbeſtimmung, die Selbſtherrſchaft

in das Individuum legen. Sobald man ſich reif erklärt zur Emancipation von dem Begriff des perſönlichen Gottes, muß man ſich auch reif erklären für die Republik; denn das Königthum iſt nur die politiſche Parallele für den perſönlichen Gott, die Verwandlung des Begriffs in ein Symbol.

Die Belgier wollen ihren König Leopold behalten und ſich gegen jeden Verſuch, ihnen die Republik aufzudringen, mit aller Kraft vertheidigen. Dies iſt vollkommen in der Ordnung, da ſie auch ſtreng feſthalten am Katholicismus; es ſpricht dies aber weder für die conſtitutionelle Monarchie, noch gegen die Republik, ſondern es giebt nur den Maßſtab für die Volksbildung in Belgien; denn jede Verwaltung iſt gut, die dem Bildungsgrade der Nation angemeſſen iſt. Die höchſte geiſtige Entwickelung und ſittliche Bildung fordern aber die Republik, und wenn Frankreich jene erlangt hat, wird die Republik beſtehen, trotz aller Spötter und Zweifler.

6.

Brüſſel, 9. März.

Wir machten geſtern noch einen Weg durch die Stadt und kamen in eine der ſogenannten »Paſſagen«. Es ſind Durchgänge, Hallen, mit Glas überdeckt, in denen ſich zu beiden Seiten, auf ebener Erde und im Entreſol Laden und Kaffeehäuſer finden. Solcher Paſſagen giebt es auch eine in Hamburg, und größere in Mailand und Neapel. Im Ganzen ſind ſie unbehaglich; voll beſtändigen Lärms, ſehr heiß im Sommer, kalt im Winter, und bei naſſem Wetter, wo der Fuß-

boden ſchmutzig und glatt wird, feucht und dumpf. Die rechte Heimath der Paſſagen ſoll aber Paris ſein, und ich bin im Voraus überzeugt, daß ihr Daſein dort durch irgend eine klimatiſche Nothwendigkeit bedingt ſein wird; denn ſolche Einrichtungen ſind faſt niemals Erzeugniſſe der Laune, ſondern Nothwendigkeiten. — Geſtern Abend, wo es wie heute unabläſſig regnete, war die Paſſage nicht angenehm, aber doch intereſſant durch die große Menge von Blouſenmännern, die hier nach gethaner Arbeit, die Kalkpfeife im Munde, neben und mitten unter der vornehmen Welt umherſpazierten. Dieſe Luſt an Erholung haben doch faſt alle Völker mehr als die Norddeutſchen.

Heute Morgen fuhren wir nach der Kathedrale, der église de St. Gudule. Es iſt ein mächtiges Gebäude mit unvollendeten Thürmen; man baut und erneut daran wie an dem Kölner Dome. Wunderbar bleibt es, daß unſere Zeit einen Glaubensenthuſiasmus in ſich zurückrufen

und Kirchen zu Ende bauen will, nachdem vor zweihundert Jahren dieſer kirchliche Enthuſiasmus bereits ſo erloſchen war, daß man die Bauten einſtellte, die Kirchen unvollendet ließ. Was unſere Voreltern ehrlich und freiwillig als Irrthum erkannten und aufgaben, das nehmen wir mit einer innern Lüge wieder auf, und dieſe wird doppelt ſtrafbar, da ſo viel wirklicher Noth, ſo drückendem Mangel abzuhelfen iſt.

In St. Gudula ſind treffliche alte und neue Glasmalereien, die Kirche iſt ſchön, edel, einfach, die Kanzel ein Meiſterwerk der Schnitzkunſt, faſt ſo trefflich als die Arbeiten in San Severo in Neapel. Adam und Eva mit ſämmtlichem Gethier ſind auf der Frontſeite in höchſter einfältiger Vollkommenheit vor dem Sündenfalle dargeſtellt. Ich hatte aber keine rechte Geduld dafür. Daß es die mühſeligſte Arbeit, und obenein eine nicht ſehr wirkungsreiche iſt, das hatte ich ſchon oft mit Bedauern für die alten Arbeiter geſehen, und die

unſchuldige Einfalt, mit der die paradieſiſchen Thiere und Menſchen in gedankenloſer Seligkeit in die Welt gucken, ſteht in zu grellem Contraſte mit den Vorgängen des Augenblicks, als daß man gerade jetzt Empfindung dafür haben könnte.

Es überraſchte mich, die Kirche an einem Donnerſtage von drei bis vierhundert Perſonen aller Stände beſucht zu ſehen. Männer und Frauen aus den reichen Volksklaſſen, von gallonirter Dienerſchaft begleitet, bildeten den größern Theil der Verſammlung. Ein Jeſuit, Abbé Delcour, predigte. Er ſagte zum Anfang: »Wir leben in einer Zeit der Entwickelung. Rund um uns her erklingen die ſchönen Worte Brüderlichkeit und Menſchlichkeit. Wir fühlen die Pflicht, dem Mitbruder zu Hülfe kommen, ſeinem materiellen Bedürfniß zu genügen Unſere Zeit, wie ſie die Zeit der Menſchlichkeit iſt, iſt auch die Zeit der Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft breitet ſich über die ganze Welt aus; ſie lernt die Kräfte

der Natur benutzen, ſie weiß ſich das magnetiſche Fluidum, und Meer und Luft und Feuer dienſtbar zu machen, um dem materiellen Bedürfniß zu genügen. Während wir aber ſtreben, dieſes auf jede mögliche Weiſe zu befriedigen, während wir gut, menſchlich gut zu handeln trachten, unſern Mitbruder erheben wollen, hört man überall, trotz dieſes Ringens nach dem Princip des Guten, die Klage über Principloſigkeit im Handeln. Der Materialismus, dem genügt werden ſoll, entſittlicht durch die Genußſucht und Unerſättlichkeit, welche er in ſeinem Gefolge führt. Niemals ſah man größere Inconſequenz im Fühlen und Handeln, niemals größeres Schwanken zwiſchen Recht und Unrecht, zwiſchen Menſchlichkeit und Barbarei; niemals hörte man mehr die Klage, daß es an einem Grundprincip, an einem wahren Vereinigungspunkte mangle, um die Ueberzeugungen, die Seelenkräfte zu einem harmoniſchen, einſtimmigen Wirken zu vereinigen. Es

fehlt entſchieden an jenem Grundprincip, das die Einſichten des Gebenden und des Empfangenden in Verbindung ſetzt und die Kluft zwiſchen dieſen, wie zwiſchen dem geiſtigen und phyſiſchen Bedürfniſſe, ausgleicht. Dieſes Grundprincip, das Allem entſpricht, Allem genügt, das in ſich, in einem Gedanken, die Löſung aller Fragen und Zweifel umſchließt, das iſt der Katholicismus, die alleinige, univerſelle Religion.«

Darauf ging er über zu der Hoffnung, daß es ihm vom Himmel vergönnt ſein werde, dieſe Wahrheit ſeiner Gemeine einleuchtend zu machen, und forderte die Zuhörer auf, zu beten um Kraft für den Prediger, um Verſtändniß für die Gemeine. Während dieſes ſchweigenden Gebets gingen wir davon, weil es gar zu kalt war in der Kirche. Indeß wäre ich gern länger geblieben, denn der Abbé ſprach dichteriſch edel, ohne von ſeinem ungünſtigen Dialekt und Organ behindert zu werden

Meine Theilnahme an dem katholiſchen Kle-rus iſt durch den Biſchof von Geißel und den Anfang dieſer Predigt wieder lebhaft angeregt worden. Hat irgend ein poſitives Dogma den Anſpruch, in die Zukunft der Menſchheit mit hin-übergenommen zu werden, ſo iſt es der Katholi-cismus, weil er in ſtetem und nahem Zuſammen-hange mit dem irdiſchen Bedürfniß geblieben iſt, weil ſeine Symbolik weit genug iſt, auch neue Elemente in die alte Form aufzunehmen, und weil dieſe an und für ſich eine Verklärung des Materialismus iſt. Die Madonna wird immer eine ſchöne Geſtalt, ein ſchönes Bild weiblicher Reinheit und jungfräulicher Liebe bleiben, die in ſüßer Unſchuld Gatten- und Mutterliebe in ſich vereint.

Von St. Gudula gingen wir abermals nach dem Stadthauſe auf der »grande place,« wo wir ſchon am Abend vorher geweſen waren. Haus und Platz ſind in ihrer Art ſo ſchön, als der

Palazzo vecchio und die Piazza del Gran'duca in Florenz, und wie dort ragt der, auf einer Seite des Stadthauſes ſich erhebende große Thurm, über alle Gebäude ſtattlich empor. Auf dieſem Platze wurden im Jahre 1568 auf Alba's Befehl fünfundzwanzig edle Niederländer, und ſpäter, am fünften Juni deſſelben Jahres, die Grafen Egmont und Horn enthauptet. Die Nacht vor ihrem Tode brachten ſie in der Maiſon du Roi zu. Das Volk nennt dieſe Maiſon du Roi das Brothaus. Es liegt dem Stadthauſe gegenüber und iſt in einem eigenthümlichen Style gebaut, der Elemente gothiſcher Bauart mit der Bauart der Zopfzeit in ſich verbindet. Dennoch iſt es von großer, ſchöner Wirkung. Unter dem Standbilde der heiligen Jungfrau, das die Fronte ſchmückt, befindet ſich folgende, von der Infantin Iſabella beſtimmte Inſchrift:

A peste, fame et bello libera nos Maria pacis
Hoc votum pacis publicae Elisabeth consecravit

An den Fenſtern dieſes Palaſtes ſoll Alba der Hinrichtung Egmont's beigewohnt haben. — Auf der linken Seite des Platzes ſind die Zunfthäuſer, l'hôtel des brasseurs, l'hôtel des bateliers und andere, mit großen Emblemen geſchmückt; ſchöne, mittelalterliche Gebäude, welche im Verein mit dem Stadthauſe dem Platze etwas ſehr Charakteriſtiſches geben.

Nachdem wir im Rathhauſe noch alte Oudenaarder Gobelins und die ſilbernen, vergoldeten Stadtſchlüſſel auf einer ſchönen Schaale aus gleichem Metalle betrachtet hatten, fuhren wir in das Palais de Juſtice, die Bilder von Gallait und de Biefve zu ſehen, worüber vielleicht ein andermal. —

Unterwegs zeigte man uns den kleinen Springbrunnen an der Eykstraat, le plus ancien bourgeois de Bruxelles, wie das Volk das Männchen nennt, das einen Beweis für die Naivetät der Zeit liefert, aus der es ſtammt. Einer alten

Sitte nach wird es bei Feſten in die Volkstracht gekleidet. Es trug 1789 die trikolore Schärpe, ſpäter das Orangeband und ſeit 1830 die blaue Blouſe. Dieſe Blouſe iſt in ihrer Einfachheit doch ſchon viel maleriſcher und plaſtiſcher als unſere moderne Kleidung, als Ueberrock und Frack. Das ſieht man an dem Denkmal des jungen Grafen Merode in St. Gudula, der bei dem Freiheitskampfe des Jahres 1830 gefallen iſt. Das Denkmal zeigt ihn in der Blouſe, zuſammenbrechend an der Todeswunde und ſich im Fallen auf die Linke ſtützend, während die Rechte noch die Piſtole abzufeuern verſucht. Der Faltenwurf der kurzen Blouſe macht ſich vortrefflich.

Durch die regennaſſen Scheiben unſeres Wagens erblickten wir den Park vor dem königlichen Schloſſe, auf deſſen hügeligem Terrain der blutige Freiheitskampf des Jahres 1830 gefochten ward; ferner im untern Stadttheile das große maſſive Entrepot an dem Kanale, der nach Antwerpen

und Charlerois geht, und ſo breit und fließend iſt, daß ich ihn für einen Strom hielt. — Seitdem bannt ein wahrhafter Platzregen uns in die Zimmer unſeres Hotels, und ich kann von Brüſſel nichts weiter ſagen, als daß der Regen hier eben ſo auf das Asphaltpflaſter klaſcht und raſſelt als in Berlin. Wollte er ſich hier nur genug thun und uns nicht die morgende Fahrt nach Paris und die Ankunft daſelbſt verderben!

Der März in der französischen Republik.

7.

Paris, 12. März.

Sonnenſchein nach drei Tagen ſtrömenden Regens.

Die Fahrt von Brüſſel nach Paris iſt die langweiligſte von der Welt. — Die Eiſenbahn war ganz in der Ordnung, nur bei Valenciennes, wo man die Brücke verbrannt hatte und die Paſſage dadurch gehemmt war, wurden wir in große Omnibus gepackt und in dieſen durch das Landſtädtchen Reines auf einem kleinen Umwege weiter befördert. Da, wo wir wieder zur Eiſenbahn gelangten, war kein Bahnhof, man hatte alſo Bretterſchuppen und Zelte aufgeſchlagen,

welche für die anlangenden Menſchen- und Gepäckmaſſen zu klein, und gegen den ſtrömenden Regen kein ausreichender Schutz waren.

Der Charakter der Gegend iſt flachſte, gleichförmigſte Ebene. Douay, Amiens, Arras u. ſ. w. bleiben ſeitwärts liegen, und außer dem prächtigen Bahnhofe in Amiens, in dem man in einem von oben erleuchteten, fürſtlich eingerichteten Speiſeſaale eine vortreffliche Mittagsmahlzeit hält, iſt von der ganzen Fahrt weiter nichts zu bemerken.

Der Bahnhof in Paris iſt überraſchend groß, obſchon man große Maßſtäbe mitbringt und Großes erwartet, die Ordnung muſterhaft. Statt daß man bei uns in wilder Haſt in die Gepäckkammern gedrängt wird, und nun Hals über Kopf nach dem Seinigen greifen ſoll, verwirrt gemacht durch das Wühlen, Suchen, Schreien der andern Paſſagiere und der Beamten und Packträger, bleiben hier die ankommenden Frem-

den ganz ruhig in einer Salle d'attente. Während deſſen ſuchen die Beamten die Packſtücke nach den Nummern aus, ordnen das Zuſammengehörende nebeneinander auf den großen Tiſchen, die längs allen Wänden des Gepäckgebäudes ſtehen, und erſt wenn dies beſorgt iſt, läßt man die Fremden herein und händigt ihnen gegen den Packſchein ihr Eigenthum aus. Unſere neun Collis, die wir ſonſt überall mit Mühe und Noth zuſammengerafft, hat man uns hier zierlich wie eine Geburtstagsbeſcherung aufgebaut.

Vor allen Dingen will ich Dir nun in Eile den Eindruck beſchreiben, den Paris in dieſen anderthalb Tagen in Bezug der neueſten Vorgänge auf mich gemacht hat. — Von der Größe der Stadt, von ihrer Pracht und Schönheit kann ich noch keine mich überraſchende Vorſtellung haben. Die Boulevards, ſo weit ich ſie geſehen, die innere Stadt, der Börſenplatz, der Vendomeplatz mit dem Standbilde Napoleon's auf der

Säule, der Concordeplatz ſind ſehr bedeutend, ſehr volkreich, voll glänzender Magazine und prächtiger Gebäude. Indeß Rom und Neapel ſind auch ſo großartig, daß der äußere Eindruck irgend einer Stadt, wie man ihn in den erſten Tagen empfängt, nicht mehr weſentlich überraſchen kann, nachdem man jene Orte geſehen hat. Zudem ſchadete wohl das ſchlechte Wetter der Phyſiognomie der Stadt.

Die Zerſtörungen durch die letzte Revolution ſind überall ſichtbar. An den Straßenecken ſind die Pflaſterſteine erſt loſe hingelegt, nicht eingerammt; zerbrochene Brotwagen und umgeſtürzte Omnibus bezeichnen hie und da die geweſenen Barrikaden. An einer Kirche iſt das aus Eiſenſtäben beſtehende Gitter bis auf einige Fuß abgeriſſen, die allein noch zeigen, daß hier ein Gitter war. Im Palais royal oder Palais national, wie es jetzt laut der Ueberſchrift heißt

ſind alle Scheiben, viele Fenſterrahmen und

Gerüſte zerbrochen; das Wachhaus — Chateau d'eau — gegenüber dem Palais royal, in dem die Garden verbrannten, liegt in rauchgeſchwärzten Trümmern; andere Wachhäuſer in der Nähe der Seine ſind bis auf das Fundament abgebrochen, und Nationalgarden halten in ihrer Nähe Wache, vor der erſten beſten Boutike ſitzend, die als Wachſtube dient. Auf den Boulevards ſind die Bäume umgehauen, die Brunnenröhren und Säulen niedergeriſſen. In den Tuilerien flattern zerfetzte weiße Vorhänge aus den ſcheibenloſen Fenſtern; über allen Thüren, an den Mauern des Schloſſes lieſt man mit Kreide oder Kohle angeſchrieben: »Hôpital des Invalides civiles.« An den Theatern, über den Portalen der Kirchen, auf allen öffentlichen Gebäuden flattert die Trikolore lebensmuthig in der Luft über der Inſchrift: liberté, fraternité, égalité. Sie haben die Worte hingeſchrieben, wo ſie Raum fanden, als wollten ſie ſich beſtändig erinnern, daß dieſelben

künftig die Grundlage ihrer Staatsgeſetzgebung bilden müſſen, oder als fürchteten ſie, man könnte das vergeſſen.

Mehrmals am Tage ſah ich geſtern Haufen von dreißig bis vierzig Männern, faſt lauter Arbeiter, durch die Straßen ziehen, welche die Marſeillaiſe ſangen und das alte Lied der Girondiſten, das vom Volke wieder aufgenommen iſt. Es lautet:

Par la voix du canon d'alarme,
La France appelle ses enfants.
Allons! dit le soldat, aux armes!
C'est ma mère, je la défends.
Mourir pour la patrie,
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Nous, amis, qui loin des batailles
Succombons dans l'obscurité,
Vouons au moins nos funérailles
A la France et sa liberté.
Mourir pour la patrie,
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Die Melodie iſt ſehr ſchön, von faſt eben ſo ergreifendem Rhythmus als die Marſeillaiſe.

Die Arbeiter haben noch ein anderes Lied, deſſen Refrain: »vive la république!« geſtern in der Nacht mich oft aus dem Schlafe weckte. Und dieſe Melodien werden ſo unabläſſig geſungen, daß man ſie zu hören glaubt, wenn auch Alles ſtill iſt. —

Rieſige Anſchlagzettel kleben an allen Ecken, Brunnen und Gebäuden; die Ordonnanzen und Plakate der Regierung ſind auf weißem, alle andern auf farbigem Papiere gedruckt. Geſtern war ein Dekret angeſchlagen, das die Arbeitszeit auf zehn Stunden beſtimmte, ein anderes, das die Brotpreiſe regelte, mir aber unverſtändlich war, weil ich das Maß nicht kenne. Indeß ſo viel habe ich erfragt, daß die Lebensmittel unverhältnißmäßig theurer ſind als bei uns.

Man ſagt mir, Paris ſei todt, die Straßen ſehr öde in dieſem Augenblick, und allerdings iſt

die Zahl der Equipagen verhältnißmäßig wohl gering, aber das Leben in den Straßen, auf den Boulevards iſt doch überraſchend. Das ganze Volk iſt darauf eingerichtet, ſich kund zu geben, ſeine Meinungsäußerungen nicht zurückzuhalten. Vive la république! ſchreien ſchon achtjährige Knaben mit derſelben Energie wie die Erwachſenen, und dieſer Ruf hat eine ganz beſtimmte Tonſcala. Bei den drei erſten Sylben des Wortes Republique ſteigt der Ton wachſend und ſinkt dann herab bei der letzten Sylbe. Manchmal wenn man ein ſchallendes, kräftiges »vive la république!« ertönen hört und dann fünf, ſechs kleine Jungen erſcheinen, die es ausgerufen haben, traut man ſeinen Sinnen nicht, lernt aber begreifen, wie ſehr das politiſche Element das Volk durchdrungen haben muß, wenn es ſich bis in die Spiele der Kinder gedrängt hat

So wie man ſich auf der Straße befindet, wird man von Zeitungsausrufern, Männern,

Weibern und Kindern umdrängt. »La Presse! la Presse! Journal du soir! seconde édition! — Le Moniteur du soir, Monsieur! achetez le moniteur du soir, Monsieur! — Voilà quelque chose qui vous regarde, Mesdames! la voix des femmes! achetez la voix des femmes, Mesdames! — Achetez la Presse, Messieurs! — La Liberté! La Liberté pour un sou, Monsieur! — La République! la vraie République! — Les scélératesses du scélérat Louis Philippe et de ses scélérats de ministres! — Le Chant de la liberté! — La voix du Peuple!« — ſo ruft, ſchwirrt, lärmt es durcheinander. Zeitungsblätter, Veilchenbouquets, Phosphorhölzer, Statuetten, werden dem Vorübergehenden faſt in die Hand gedrückt, aber eigentlich beläſtigt wird man nicht. Sie wiſſen die rechte Linie zu treffen und ſcheinen ſie nicht zu überſchreiten.

Karrikaturen auf Louis Philipp ſieht man an

allen Ecken. Eine in Terracotta zeigt ihn als blinden Bettler. Er ſitzt an der Erde, den Regenſchirm neben ſich, von einem Hunde bewacht und die Hand mit dem runden Hute den Vorübergehenden entgegenſtreckend. Darunter ſtehen die Worte: »Faitez moi l'aumône d'un petit trône, s'il vous plaît, Messieurs!« — Eine Andere ſtellt ihn dar, wie er ſich, mit einem Päckchen unter dem Arm, in die Thüre eines ſehr engen Fiakers drängt, mit der Unterſchrift: »A l'heure, cocher, et non à la course, car j'irai loin!«

Wir haben in dieſen Tagen eine Menge Leute geſprochen, aber nirgends eine ſympathiſche Aeußerung für Louis Philipp gehört. Sein Geiz, dieſe niedrigſte, dieſe elendeſte Leidenſchaft, hat ihn allgemein verächtlich gemacht; und wahr iſt es, wie einſt die Sittenloſigkeit der Bourbons das Volk demoraliſirte durch ſchlechtes Beiſpiel, ſo hat der Geiz Louis Philipp's

die Franzoſen habſüchtig gemacht und, ihr Ehrgefühl, ihr Rechtsgefühl untergrabend, ſie bis zur Käuflichkeit herabſinken laſſen. Trotz der Verdammung Louis Philipp's, wird jedoch ſtets ein lebhaftes Bedauern für die Prinzen Joinville, Montpenſier und Aumale, beſonders aber für Joinville ausgeſprochen, der ſehr beliebt zu ſein ſcheint.

In Bezug auf Joinville haben wir geſtern Abend intereſſante Papiere in Händen gehabt, die Korreſpondenz ſeines Lehrers mit dem Könige, damaligem Herzog von Orleans, als es ſich darum handelte, den eilfjährigen Knaben einem Collège zur weiteren Ausbildung zu übergeben. Mit echt pädagogiſchem Unverſtande verkennt der Gouverneur die Harmloſigkeit und Freimüthigkeit dieſes Knabencharakters. Er ſchildert ihn als einen trägen, zum Lernen gar nicht zu bewegenden Knaben. »Sein Hang zum Niedrigen,« heißt es in den Originalbriefen, »ſeine Luſt an

dummen Streichen werden ihn gleich zum Mittelpunkt für alle Taugenichtse der Klasse machen; er wird diese mit dem Instinkt seiner Anlagen augenblicklich herausfinden, sich ihnen anschließen und von ihnen alle Fehler annehmen, die ihm noch abgehen. Was für einen andern Prinzen rathsam wäre, was sich für die Herzöge von Chartres und Nemours als vortrefflich bewährt, sie mit andern Jünglingen gemeinsam zu erziehen, das würde bei dem maßlosen Leichtsinn, bei den übeln Anlagen und dem Trotze dieses Knaben, die übelsten Folgen haben und Ew. königlichen Hoheit den bittersten Verdruß zuziehen, den der Herzog von Joinville Ihnen auch ohnedies nicht ersparen wird.«

In diesem Tone, der mitunter an eine so rohe Frechheit streift, wie kein Dorfschulmeister sie gegen seinen Amtmann sich erlauben würde, gehen dieser und ein paar andere Briefe gleichen Inhalts fort, so daß man das tiefste Mitleid mit

dem unglücklichen Fürſtenkinde empfindet, deſſen fröhliche Jugend in die Hände eines ſo liebloſen, ſo unverſtändigen Mannes gegeben war. Glücklicherweiſe iſt die geſunde Menſchennatur ſchwer zu verderben, wie man an Joinville ſieht.

Dieſe Briefe, nebſt noch ſechzig oder ſiebenzig andern vom König und der königlichen Familie, befanden ſich im Beſitze eines unſerer Bekannten, der ſie am Tage des Sturmes der Tuilerien auf dem Hofe zuſammengerafft hatte. Das Volk war in ein Kabinet gedrungen, in dem die Privatkorreſpondenz der königlichen Familie in lederne Koffer verpackt ſtand. Alle dieſe Koffer wurden aufgeriſſen, die Papiere auf den Fußboden und durch die Fenſter auf die Straße geworfen, wo Jeder davon nahm, was ihm gerade in die Hände fiel.

Unter den Blättern, die ich geſehen habe, befand ſich manches Intereſſante; ſo z. B. ein Ent-

wurf des Königs zu einer Einladung Guizot's. Das Billet war mit höchſter Ueberlegung geſchrieben und immerfort geändert, um die rechte Form für die Aufforderung zu finden, bei der es ſich um eine Verſtändigung nach einer Spannung zu handeln ſchien. Die Worte: »je vous prie, je vous invite,« waren ausgeſtrichen, und endlich die Redensart: »je vous engage de vous rendre chez moi« ſtehen geblieben. — Ferner ſah ich einige ſehr bedeutende Briefe des Königs Leopold von Belgien in Betreff der griechiſchen Frage; dann aus neuerer Zeit dringende Bitten Joinville's und der beiden jüngeren Prinzen an den Herzog von Nemours und an die Königin, den König zum Nachgeben bei einer freiſinnigen Maßregel zu bewegen. In einem Blatte ſchreibt Nemours: »le roi devient de plus en plus entêté; impossible de le faire fléchir.« — Ferner fanden ſich Briefe der Königin der Belgier, welche im Auftrage ihres Mannes, der zur Jagd gefahren

war, dem Könige Mittheilungen über Verhandlungen in London machte.

Sehr ausführlich war ein Tagebuch des Herzogs und der Herzogin von Nemours, geführt bei ihrer erſten Reiſe durch Frankreich. Die junge Fürſtin erſcheint darin als höchlich erfreut über all die Ehrenbezeugungen, die ihr zu Theil werden. Trotz der Ermüdung, über welche ihr Mann für ſie klagt, wird jedes Blumenſtrauſſes, jeder Rede mit Wohlgefallen erwähnt, und alle dieſe Gewohnheitsſachen als Zeichen urſprünglicher, beſonderer Theilnahme hingeſtellt und genoſſen.

Das Familienleben der Orleaniden muß nach dieſen Briefen eines der innigſten und edelſten geweſen ſein. Durchweg, ſelbſt da, wo die Söhne den Vater in Briefen an einander tadeln, ſpricht ſich die größte Anhänglichkeit aus. Aus der Zeit einer Entbindung der Königin der Belgier finden ſich faſt von jedem Tage Zettelchen

des Königs, in denen er nach der Tochter fragt, und Briefe der Königin, in denen ſie gute Rathſchläge giebt. Die Anrede in den Briefen der Prinzen iſt ſehr oft ein ſcherzendes: »chère et bonne Majesté!« — oder auch »dites à la chère Majesté «

Sehr komiſch waren ein paar Briefe der Königin von Portugal an die Prinzeſſin Clementine, für welche die Erſtere ſehr große Liebe an den Tag legt. Die Hauptgegenſtände bilden Zahnkrankheiten der Kinder, Toilettenangelegenheiten, Beſprechungen Dûmas'ſcher Romane, und mitten darin die Frage: »demande à ton père ce qu'il pense des arrangements à Londres et ce qu'il faut faire?« Gleich darauf wird dann ein Hofmann oder ein Künſtler empfohlen, mit den Worten: »un homme parfaitement honnête, mais une énorme bête!«

Die königliche Familie hat nichts gerettet; alle Familienporträts, all die tauſend Kleinigkei-

ten, die uns werth ſind als Andenken, oder werth geworden durch längeren Gebrauch, hat man bei der ganz unerwarteten Flucht zurückgelaſſen. Man fühlt das tiefſte Bedauern über das Loos dieſer jungen Männer und Frauen, welche der Ehrgeiz und die Starrheit ihres Vaters von dem höchſten Gipfel der Macht hinabgeſtürzt haben, in alle Schmerzen der Verbannung, der Entbehrung.

Und damit ſei denn der erſte Brief aus Paris beendet. Zum Schluſſe nur die Verſicherung, daß hier für die Ruhe der Fremden nicht das Geringſte zu fürchten iſt, und daß wir ſehr zufrieden ſind, hergegangen zu ſein, um das größte Ereigniß der Zeit an dem Orte kennen zu lernen, wo es zum Ausbruche kam, wo es begann; denn dies kann nur der Anfang ſein jener ſocialen Revolution, die uns ſeit Jahren als unabweisliche Nothwendigkeit vor dem innern Auge ſtand, und die wir herbeiſehnten, wie man

das Frühjahr erſehnt, mit Bangen vor den Stürmen und Nöthen des wahrſcheinlichen Eisganges. Mögen wir bewahrt bleiben, wenn er über uns kommt!

8.

Paris, 13. März.

Man hat rechte Noth, ſeinen Gedanken einen feſten Halt zu geben, ſich ein Bild von den obwaltenden Zuſtänden zu ſchaffen, wenn man ſie an jedem Tage zehnmal von verſchiedenen Standpunkten beurtheilen hört — Darin ſind alle Perſonen, welche wir geſehen haben, einig, daß die Regierung Louis Philipp's mit dem Miniſterium Guizot und ſeinen Doktrinen eine Unmöglichkeit geworden war. Man glaubt auch an die Dauer der Republik, an die Reife

des Volkes zur Selbstherrschaft; nur die socialistische Richtung fürchtet man, welche der Revolution gegeben worden, und die in Louis Blanc's Versprechen, die Arbeit zu organisiren, ihren Ausdruck gefunden hat. Man hält diese Organisation der Arbeit für unausführbar, namentlich im Herzen einer Civilisation, in der alle Nachbarstaaten bei den alten Grundsätzen verharren, und sieht schweren Verwickelungen und Krisen entgegen. Dennoch macht sich selbst bei Vielen, welche durch die Revolution Hab und Gut, oder Amt und Stellung eingebüßt haben, eine freudige Erhebung, ein Glaube an den Fortschritt geltend, die gewiß ein gutes Zeichen sind in diesen Zeiten Besorgniß erregender Auflösung.

Wunderlich ist es, wie Jeder aus den allgemein festgestellten Thatsachen Belege für seine Meinung zu ziehen weiß, wie der große Mantel geschichtlicher Nothwendigkeit für jede Partei ein

Zipfelchen hat, in das ſie ſich verkriecht, das ſie beanſprucht, an dem ſie gewebt haben will, und wie es zuletzt doch nur eben der umhüllende Mantel des Alls iſt, in dem die Kreuz- und Querfäden der Vergangenheit die Gegenwart und die Zukunft aus Nothwendigkeit erſchaffen.

Seit Jahren mag der Druck des herrſchenden Syſtems ſchwer auf Vielen gelegen haben; es ſcheint auch, als ſei eine Partei von fünf- bis ſechstauſend Menſchen vorhanden geweſen, welche ſich in einzelnen Klubs verſammelte und nur durch ihre Häupter in Verbindung ſtand. Dieſe Partei hat die Republik gewollt, und den Tod Louis Philipp's als den rechten Zeitpunkt dafür im Auge gehabt. Als nun nach dem Verbot des Reformbanketts ſich die Blouſenmänner zu Hunderttauſenden in den Straßen zeigten, gleichſam nur um die Regierung an die materielle Macht der arbeitenden Stände zu errinnern, und vor dem Hotel Guizot's auf dem Boulevard ihnen

eine Flintenſalve auf ihr »à bas Guizot!« antwortete, welche eine Maſſe Menſchen, darunter ſpazierengehende Frauen am Arme ihrer Männer, tödtete oder verwundete, da brach der Kampf los, und jene Männer der Republik fanden es gerathen, ſich der Bewegung zu bemächtigen.

Dennoch behauptet man, es ſei in jenem Augenblick mehr Wahrſcheinlichkeit für die Regentſchaft der Herzogin von Orleans, als für die Republik geweſen. Nicht die Republik, ſondern nur die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, welches die übrigen Reformen von ſelbſt nach ſich gezogen hätte, wäre eine Nothwendigkeit geweſen. Eine Stimme, die ſich zur rechten Zeit entſchieden für die Regentſchaft ausgeſprochen, würde die Einführung der Republik gehindert haben. Und da unterſteht man ſich, auch in Frankreich, an den Zufall in der Weltgeſchichte zu glauben, der allem Chriſten- und Heidenthum und aller Möglichkeit und Vernunft widerſpricht

Als ob der Zuſammenſtoß gewitterſchwerer Wolken, welche von den Urkräften erzeugt, ſich innerhalb nothwendiger Kreiſe bewegen, und in dieſen ſich ebenſo nothwendig begegnen und den zerſchmetternden Blitz entzünden müſſen, ein Zufall wäre! — Zufall iſt ein Wort, hinter dem ſich die Einſichtsloſigkeit verſteckt, welche ſelbſt die kleine Mühe des Denkens zu ſchwer findet. — Zufall! in einer Welt, die ſich in den Angeln der ſtrengſten geſetzlichen Regelmäßigkeit bewegt, in der jedes Untergehen mit einem Werden zuſammenhängt! Man ſchämt ſich, wenn man die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts von Zufällen in der Weltgeſchichte ſprechen hört. Als ob Etwas anders werden könnte, als es werden muß! Wo nimmt man nur die Reſignation her, ſich über das Unglück zu tröſten, das aus dem blinden Zufall für den Einzelnen entſpringt? In eine Nothwendigkeit fügt man ſich, aber in die dumme Laune eines blinden Zu-

falls, von irgend einem einfältigen Menſchen herbeigeführt, nimmermehr.

Die Republik war für Frankreich nothwendig, weil ſie entſtand; und ſollte ſie auch nur von kurzer Dauer ſein in dieſem Augenblick, ſo wird ſie auch dann, das für dieſen Augenblick Nöthige geleiſtet, und den nöthigen Samen für weitere Entwickelung erzeugt haben. Daran halte ich mich und bin ruhig. —

An eine Schreckenszeit denkt Niemand, aber die Geldkriſis ſoll ſehr ſchwer ſein. Die Journale, namentlich die Reform, klagen die Kapitaliſten an. Sie ſagen: »Wie euch 1789 die Ariſtokratie durch ihre Flucht verrathen hat, ſo thun es jetzt die Kapitaliſten. Die Bankiers verſtecken ihre Kapitalien, ſie machen keine Geſchäfte, ſie halten ihre Fonds zurück, um euch zu ängſtigen durch Stockung des Verkehrs Sie wollen euch zwingen, in die Werkſtätten zurückzukehren und für die früheren Preiſe zu arbeiten Aber glaubt

ihnen nicht und arbeitet nicht.« — Thatſache iſt, daß viele der erſten Häuſer ihre Zahlungen eingeſtellt haben, und daß kein Bankier auf die Anweiſungen und circulating letters aus Deutſchland und Rußland zahlt, wenn ſie auch von den Häuptern, von den Grundpfeilern der Börſen ausgeſtellt worden ſind. — Dies hat die Folgen, daß die Fremden fortgehen, daß eine große Zahl Gewerbtreibender brotlos wird, daß viele Wohnungen leer ſtehen und die Zuſtände für die arbeitenden Klaſſen ſich ſo verſchlimmern, daß keine Unterſtützung der Regierung Abhülfe zu bringen vermag.

Die Nacht des Revolutionskampfes muß ſchrecklich geweſen ſein. Man führte die blutenden Leichname derer, welche vor dem Hotel Guizot's gefallen waren, auf Wagen durch die Straßen. Männer mit brennenden Fackeln, deren glührothes Licht die klaffenden Wunden beleuchtete, umgaben dieſe Wagen, und der Schrei:

»aux armes! vengeance! on nous assassine!« durchzitterte die Nacht hindurch die Luft, den Trommelwirbel und das Läuten der Sturmglocken übertönend. Wie durch einen Zauberſchlag entſtanden die Barrikaden und verbreiteten ſich durch die ganze Stadt. Unaufhörlich rief man: éclairez, éclairez, ou l'on vous cassera les vitres! Des lampions à la fenêtre!« Da es aber ſehr windig war, brannten die Lichter nicht, und man improviſirte Papierlaternen. Auf dem Balkon vor unſern Fenſter fanden wir noch halbe Kartoffeln, die man ausgehöhlt hatte, um Lichter darin zu befeſtigen.

Im Faubourg St. Martin, wo wir in einer der engſten Straßen, der Rue St. Lazare, eine liebenswürdige, hieher verſchlagene Deutſche beſuchten, ſoll der Kampf furchtbar gewüthet haben. Tag und Nacht kamen die Männer nicht von den Barrikaden; in den Häuſern machte man nach Recepten Schießbaumwolle; auf den Stra-

ßen ſchmolzen Frauen und Kinder Zinngeräth und goſſen Kugeln; Alles war auf den Füßen, Alles in der fieberhaften Aufregung der Wuth. So wie ein Trupp Soldaten anrückte, fielen von den Barrikaden die Schüſſe, dann ſprang man hinab, ſich hinter den Bruſtwehren zu bergen. Jeder Angriff hat Todte und Verwundete von beiden Theilen zurückgelaſſen, die man ſchnell in die, einen Augenblick geöffneten Häuſer ſchleppte, worauf ſich die Thüren wieder ſchloſſen. Solch ein Kampf mitten in einer Stadt! mitten im Herzen der ſogenannten Civiliſation! »Ich habe ſchaudernd Achtung bekommen vor dieſen Kämpfern,« ſagte die Dame, welche uns dieſe Scenen ſchilderte.

Das Volk hat ſich bewunderungswürdig benommen, darin kommen Alle überein. Nirgends hat man geraubt, nirgends Etwas entwendet, außer in den Tuilerien, und auch da hat man ſich eigentlich nur auf Zerſtörung der königlichen

Insignien beschränkt. Auf dem Tuilerienplatze verbrannte man den Thron, den Gamins und Männer umtanzten, eingewickelt in die kostbaren Shawls der Prinzessinnen, und in abgerissene Sammetportièren und Gardinen. Von der Wunderbarkeit der Costüme, welche in diesen Tagen des Kampfes aus Eile, aus Laune, aus Uebermuth und Nothwendigkeit entstanden, hat mir ein alter Bekannter, der geniale Maler Karl Rahl aus Wien, die originellsten Schilderungen entworfen.

Madame Cornu, eine geistreiche Schriftstellerin, mit der mich Bettina in Verbindung gebracht, erzählte uns heute sehr hübsch von ihren Erlebnissen während der Revolution. Sie ist eine noch junge und angenehme Frau, die lange Jahre in Deutschland und Italien gelebt hat, und jetzt für eine Encyklopädie die Artikel über deutsche und italienische Kunst und Literatur schreibt. Ihr Mann ist Historienmaler; sie haben

im Faubourg St. Germain, in der Rue de Varennes, die obere Etage des Hotels inne, das die Mutter des Herzogs von Praslin bewohnt. — Herr Cornu iſt Nationalgardiſt und hatte am Morgen auf den erſten Appel ſein Haus verlaſſen. Als die Unruhe des Kampfes und der Lärm der Sturmglocken wuchſen, hielt ſeine Frau die Qual der Ungewißheit in den einſamen Zimmern nicht länger aus und beſchloß auf die Straße zu gehen, um ſich wenigſtens zu überzeugen, wohin ſich die Compagnie ihres Mannes gewendet habe.

»Aber wohin ich kam,« erzählte ſie, »fand ich Barrikaden, indeß auch überall Männer auf denſelben, die mir Beiſtand anboten und mir hinüberhalfen. »Posez le pied sur ma main! on vous assistera! on vous aidera, Madame!« rief es von allen Seiten. Einmal dicht vor einer Barrikade, ſtürmte ein Haufen Gamins heran, laut die Karmagnole ſingend und ſich wild durch-

einander drängend, ſo daß ich gezwungen war, mich in die Vertiefung eines Hausthores zu ſtellen. Sogleich ſprangen ein paar Männer von der Barrikade herab, breiteten ſchützend ihre von Arbeit und Pulver geſchwärzten Arme vor mir aus und riefen: »Respect aux femmes! faut-il donc abimer les femmes pour chasser un roi?«

Am nächſten Tage ging ſie in Begleitung ihres Mannes an einer Boutique de comestibles vorüber, aus der ſie ihren Bedarf kommen läßt. Der Laden war von Männern umringt, und Herr Cornu, in der Meinung, man wolle dort rauben, trat heran, um dies wo möglich zu verhindern, als die Leute mit dem freundlichſten »merci Madame! bien obligés!« davongingen. Ganz ruhig waren ſie mit der Bitte herangetreten: »Wir ſind vierundzwanzig Stunden auf der Barrikade, wir ſterben vor Hunger; faites nous l'aumône d'un morceau de pain!« — Dabei hing der

ganze Laden voll Würſten und Schinken; Paſteten, gebratene Hühner und Käſe ſtanden umher, aber Niemand rührte etwas an, Niemand verlangte davon; und als die Beſitzerin zu dem erbetenen Brote einen Käſe und ein paar Flaſchen Wein freiwillig hergab, theilte man es redlich und dankte ihr vielfach.

Indeſſen das glauben die Reichen nicht. Sie wollen ſich fürchten vor ihren armen Mitbürgern, ſie wollen ſie für Diebe halten, und machen ſie dazu. Ich habe Bankierhäuſer geſehen, in denen man die koſtbaren Gardinen und Portièren abgenommen, das Silber- und Goldſervice verſchloſſen und Alles fortgeräumt hatte, was man an Koſtbarkeiten beſaß. Ein Goldarbeiter erzählte, daß Viele ihre Silberſervice einſchmelzen ließen, einmal um ſie der gefürchteten Plünderung zu entziehen, und dann um ſich baares Geld zu ſchaffen. Für den letztern Fall iſt es ſehr vernünftig; ſie verlieren dabei nur den Werth der Ar-

beit, und jedenfalls weniger als beim Verkauf der ganz entwertheten Staatspapiere und Actien. —

Daß bei ſolchen Verhältniſſen die Stimmung in Paris keine heitere iſt, begreift ſich leicht; dennoch glaubt man an die Dauer der Republik, und einer der erſten Bankiers ſagte mir heute: »Sie iſt künftig die einzig mögliche Staatsform für Frankreich, und man muß ſie um jeden Preis zu erhalten ſuchen.«

9.

Paris, 14. März.

Die beiden Perſonen, welche ich am lebhafteſten in Paris zu ſehen gewünſcht, waren Georg Sand und Heine. — Die Sand iſt nicht in Paris, ſondern in Berry auf ihrem Gute, von wo aus ſie einzelne »lettres au peuple« ſchreibt, deren jetzt zwei erſchienen ſind, hoch und ſchön, wie Alles, was dieſe große Seele ſchafft. Dieſe Briefe und ein anderer Brief von ihr im Courrier français machten mir ſolch lebhaften Eindruck, daß mich der Gedanke faßte, ſie zu überſetzen

und ſchnell nach Deutſchland zu ſenden. Es wäre aber nichts damit erreicht. Unſere Zuſtände und die hieſigen ſind ſo vollkommen verſchieden, daß die Briefe für die Maſſe unſeres Volkes wirkungslos bleiben würden. Den Handwerkervereinen würden ſie verſtändlich ſein; aber die wiſſen zum großen Theile, was die Sand hier ſagt, und der gewaltige, hinreißende Eindruck ihres prophetiſchen, ſibylliniſchen Wortes würde in der Ueberſetzung verloren gehen. Die politiſche Bildung Frankreichs hat der Sprache allmälig einen Charakter aufgeprägt, ſie für die Kürze republikaniſcher Zurufe — wenn man ſo ſagen darf — fähig gemacht. Es iſt eine heroiſche Energie, eine beſtimmte Koncentration in der Sprache entſtanden, wie ſich der beſtimmte Tonfall für den Ruf »vive la république« gebildet hat.

Das öffentliche Leben, die Kammerreden, die Redner in der Revolution des vorigen Jahrhunderts haben die Sprache von aller Abſtraktion,

von allem Schulſtaub befreit, und wenigſtens die Sprache zum Gemeingut gemacht, eine geiſtige Volksbewaffnung durch die Sprache herbeigeführt. So weit iſt es aber bei uns noch lange nicht. Der Unterſchied zwiſchen der Sprache der Gebildeten und der Ausdrucksweiſe des Volkes iſt noch ſehr groß, und wenn wir volksthümlich ſprechen wollen, verfallen die Meiſten in den Fehler derer, die, zur Sprache der Kinder hinabſteigend, lallen, ſtatt die Kinder zum deutlichen Nachſprechen zu bewegen.

Da ich die Sand nicht kennen lernen konnte, wollte ich wenigſtens ſo bald als möglich dem Wunſche, Heine zu ſehen, genügen. Er hatte ſeine Wohnung in der Stadt verlaſſen, um geſunde Luft zu haben, und eine Maison de santé in der Rue de l'Ourſine bezogen, noch über den ſehr entlegenen Jardin des Plantes hinaus. Ich hatte ihm erſt ſchreiben und bei ihm anfragen wollen, ob er erlaube, daß ich ihn beſuche; was

man aber in ſolchen Anmeldungsbilletten ſagt, iſt doch gewöhnlich nur ein albernes Gemiſch von Schmeichelei und erlogener Beſcheidenheit, und ich zog es alſo vor, ganz ohne weiteres hinzugehen, die Karte hinaufzuſenden und es ſeiner Neigung zu überlaſſen, ob er mich annehmen wolle.

In dem weiten ſtillen Hofe des Krankenhauſes ſagte der Concierge: »au second, numero vingt trois.« Wir ſtiegen hinauf. Oben aus der Thüre von Heine's Zimmer trat gerade ein junges Hausmädchen heraus; dem gaben wir die Karten, und ſogleich erſcholl von innen ein: Entrez! entrez!

Mitten in einem großen Schlafzimmer mit großem franzöſiſchem Himmelbett und blauen Möbeln ſtand, ſich auf einen Tiſch ſtützend, Heine, der uns mit den Worten empfing: »Mein Gott, Sie kommen ſo weit heraus zu mir! wie haben Sie mich nur gefunden?' Und wie ich vor Ihnen

erſcheine! Ich habe in den letzten Tagen ſo viel gelitten, daß ich nicht daran denken konnte, meine Toilette zu machen; meine Nerven ertrugen keine Berührung.« — »So ſchicken Sie mich fort, wenn Sie leiden.« — »Nein, nein! bleiben Sie, es freut mich, es erheitert mich, es wird mich geſund machen.« — »Ich wollte bei Ihnen nicht ſchriftlich um die Erlaubniß Sie zu beſuchen anfragen, um Ihnen die Mühe der Antwort zu erſparen, und war ganz darauf gefaßt abgewieſen zu werden, und wenn Sie wollten, wieder zu kommen.«

Sein Arzt, ein deutſch ſprechender Ungar, meinte: »Sie wollten ihm die Mühe eines Billets erſparen, und er hat geſtern und heute ſtundenlang für die Allgemeine Zeitung geſchrieben.« — »Geſchrieben!« rief Heine, »ach! ich kann nicht mehr ſchreiben, ich kann nicht, denn wir haben keine Cenſur! Wie ſoll ein Menſch ohne Cenſur ſchreiben, der immer unter Cenſur gelebt hat? Aller Styl wird

aufhören, die ganze Grammatik, die guten Sitten. Schrieb ich bisher etwas Dummes, ſo dachte ich: nun, die Cenſur wird es ſtreichen oder ändern, ich verließ mich auf die gute Cenſur. — Aber jetzt — ich fühle mich ſehr unglücklich, ſehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es iſt gar nicht wahr und die Cenſur dauert fort.«

Er lachte hell und hübſch, und man ſah, trotz ſeines tief leidenden Zuſtandes, daß er ſehr angenehm geweſen ſein muß. Das Profil, die ganze Geſichtsbildung iſt fein, das ſchlicht herabfallende reiche Haar hellbraun. Ein voller Bart, leicht mit Grau gemiſcht, umgiebt das Kinn. Die Bewegung der wohlgeformten magern Hände iſt ſehr edel, und vor Allem muß der Mund ſchön geweſen ſein, denn der Ausdruck iſt, trotz der Krankheit, die ihn lähmt, ſo angenehm, daß man ihm all die Dichterworte, all den ſprudelnden Uebermuth, all die Ariſtophaniſchen Witze zutraut

Ich fühlte recht, welch wahres Intereſſe ich

an ihm nehme, wie dankbar ich ihm bin für all den reichen Genuß, den ich ihm ſchulde, weil ich ſo gern irgend etwas gewußt oder gethan hätte, ihm Erleichterung, Zerſtreuung oder Freude zu bereiten. Weil ich ihn immer nur in ſeiner geiſtigen Jugend ſah, mag ich euch auch kein Bild ſeines körperlichen Leidens geben. Er iſt zum Theil gelähmt und klagte ſehr über ſeinen Zuſtand, welcher ihm den Gebrauch der Augen in ſo weit raubt, daß er nur wenig ſchreiben und gar nicht leſen kann.

Seine Frau, eine große ſchöne Franzöſin, recht was man belle femme nennt, ſagte: »Mais tu vas mieux, mon ami, depuis que tu es ici!« und der Arzt bekräftigte das, weitere Beſſerung für das Frühjahr verſprechend. Mit Rückſicht auf die Frau war die Unterhaltung abwechſelnd deutſch und franzöſiſch. — »Herr Heine hat den Frühling ſo ſchön gefeiert, daß der Frühling wohl etwas für ihn thun müßte,« ſagte ich ſcherzend. —

»Ich habe das Meer auch ſehr ſchön beſungen und bin immer ſeekrank geweſen. Und die Frauen erſt! quel mal elles m'ont fait!« Er lachte herzlich.

Wir ſprachen von Deutſchland, von der franzöſiſchen Revolution. Er war gerade in die Stadtwohnung gefahren, um dort bei ſeiner Frau mit ſeinem Arzte ein kleines Diner einzunehmen, als die erſten Stürme des Kampfes ſich hören ließen. Der Wagen, den man für die Rückkehr in das Krankenhaus holte, ward umgeworfen zum Barrikadenbau, und er hatte Noth, wieder dorthin zu gelangen. — Er fragte viel nach Deutſchland, ließ ſich einen Brief über die Revolution in Bremen vorleſen, den ich eben erhalten und noch in der Taſche hatte, wollte Auskunft über ſeine Bekannten in Deutſchland, und kam immer wieder auf die ſchmerzliche Klage zurück: »Sie wiſſen es nicht, was es heißt, ſolche Revolutionen in meinem Zuſtande zu erleben. Ich hätte müſſen

todt oder geſund ſein!« Aber trotz dieſer Klagen ſprach er die wärmſten Hoffnungen für Deutſchland aus, und ſcherzte zugleich über die Verwunderung und den Schreck der Deutſchen, wenn ſie jemals frei werden ſollten.

Wir waren beinahe eine Stunde bei Heine und gingen fort, um ihn nicht zu ermüden, obſchon er lebhaft zum Dableiben nöthigte. Beim Abſchied verhieß er, ſich zu uns bringen zu laſſen, ſobald er einen guten Tag haben würde. —

Später am Tage ſprach ich Deutſche, welche ihn verdächtigten, ihm vorwerfend, er habe als Penſionär auf den Liſten Guizot's geſtanden und viertauſend Franken von der Regierung bezogen; er habe ſich alſo verkauft. Dies Geſchwätz iſt wirklich widerwärtig. Ich will es glauben, daß Heine ſo gut als andere politiſche Flüchtlinge eine Unterſtützung von der Regierung erhalten hat, aber was beweiſt das gegen ihn? Und wenn viele andere deutſche Verbannte dieſe Penſion nicht

erhalten haben, ſo iſt auch das erklärlich, ohne daß Heine ſich deshalb verkauft haben muß. Es iſt wohl anzunehmen, daß Frankreich die ſtolze Großmuth zeigen wollte, einem Dichter wie Heine beizuſtehen, als ſein Vaterland ihn verſtieß.

Es iſt Heine mit Deutſchland gegangen, wie es edlen Naturen mit einer Jugendliebe geht, von der ſie verrathen worden ſind. Man kann ſich zuletzt an den Gedanken dieſes Verraths gewöhnen, man kann ruhig darüber werden; aber man vergißt weder die Liebe noch den Schmerz. Man kann dahin kommen, das, was man einſt geliebt, mit ſtrenger Objektivität zu betrachten, alle ſeine Fehler zu erkennen, verleumden wird man es nie. —

Sie ſagen, Heine habe Frankreich auf Deutſchlands Koſten gelobt, Deutſchland verſpottet im Vergleich zu Frankreich Das mußte Jeder, der geſunde Vernunft hatte; denn mochten die franzöſiſchen Zuſtände noch ſo mangelhaft ſein, ſie

waren golden im Vergleich zu den unſern. Hätte Heine Rußland gelobt, jemals der Hierarchie oder irgend einer Knechtſchaft geſchmeichelt, man könnte ihn des Abfalls von ſich ſelbſt beſchuldigen, aber wo hat er das gethan? Weder das Wintermährchen, noch der Atta Troll, noch irgend eine ſeiner Arbeiten iſt unfrei, und diejenigen, welche ſo eifrig an ihm nach Mängeln ſuchen, ſollten ſich erinnern, daß es Heinrich Heine war, der die Freiheit ſang, deſſen Lieder wie morgenfriſcher Lerchenjubel emporſchmetterten, als Deutſchland in den Jahren von 1826 — 1830 wie in bleiernen Todesbanden gefangen lag. Sie behaupten ferner, ſeine Verehrung Napoleon's ſei undeutſch, und mäkeln mit dem kleinen Maß des beſchränkten Patriotismus, wo ein Dichter dem größten Genius des Jahrhunderts freudig huldigt in Allem, was er Großes geſchaffen und geweſen, ohne ſich an die Mängel zu halten, die ein Jeder kennt. Gerade daſſelbe aber ſollten Heine's Tadler für Heine

thun und nie vergessen, daß er trotz seiner Fehler einer unserer größten Dichter ist, und daß unsere Sprache, daß wir Alle ihm unendlich viel verdanken. Heine ist es, der dem Styl die goldenen Fesseln der Goethe'schen Zwangsherrschaft abgenommen und dem Deutschen das Recht erkämpft hat, die Sprache als freies Eigenthum des Individuums mit Individualität zu behandeln; damit ist aber für die geistige Entwickelung der Sprache und des Volkes ein Wesentliches geschehen.

Meine alte Vorliebe für Heine, die aus meiner ersten Jugend stammt, reißt mich hin, Euch eine lange Abhandlung zu schreiben; aber viele der Heine'schen Lieder haben mich als Lieblinge durch das ganze Leben begleitet, ihr Rhythmus hat mich erquickt in Tagen schwerer Leiden, ich habe mich erfrischt an ihrer Lebensfülle, und so kann die Begegnung mit Heine mir kein gewöhnliches Ereigniß sein.

Den Weg nach der Rue de l'Ourſine hatten

wir im Omnibus gemacht. Es war von unſerer Wohnung aus eine förmliche Reiſe und wir wurden dreimal »debarkirt.« Damit bezeichnet man das Umladen der Paſſagiere in andere Omnibus, an beſtimmten Straßenecken, wo die verſchiedenen Wagen ſich treffen. Ich vermuthe, daß man bei dieſer Einrichtung gerade nicht auf die ſchnellſte Art an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt, da jede dieſer Omnibuslinien gewiß eine möglichſt große Strecke umſchließt; aber man kommt doch zuletzt an das Ziel, und für mich hatten die Umwege den Vortheil, daß ich einen großen Theil der Stadt, und zwar auch die kleinen, entlegenen Straßen zu ſehen bekam.

Des Intereſſanten giebt es denn auf ſolchen Wegen auch viel und überall. Geſtern ſahen wir viertauſend Schweizer, welche die Republik beglückwünſchen wollten, in's Hôtel de Ville ziehen. Sie hatten rothe Binden mit einem weißen Kreuze um den Arm. — Dann trug man, gefolgt von

einer zahlreichen Menge, die Büste der Freiheit auf das Stadthaus, welche ein Bildhauer diesem zum Geschenke machte «C'est le buste de Madame Roland qu'on porte à l'hôtel ville; vive Madame Roland!« erscholl es in unserer Nähe. Nachher kam ein Korps von vielleicht fünfzehnhundert Gamins. Sie hatten alle weiße Papierstreifen an den Mützen, auf welche die Nummer ihres Arrondissements geschrieben war, und man führte sie auf das Stadthaus, um aus ihnen die Garde mobile zu bilden Damit ist es ein eigenes Ding. Alle diese Gamins hatten Waffen in den Revolutionstagen, die man ihnen nicht füglich nehmen zu können glaubt, ohne Unruhen zu erregen Man hat sich also sehr klug entschlossen, die zu Bewachenden zu Wächtern, die Böcke zu Gärtnern, die Gamins zu einem regulären Korps zu machen. Sie sollen, mit der Nationalgarde untermischt, für den Augenblick den Dienst der abgeschafften Municipalgarde versehen.

Abends im Théâtre des variétés, wo wir Bouffé in le pouvoir d'une femme ſahen, führte die Garde mobile bereits die Aufſicht an der File vor dem Theater und auf allen Treppen und Eingängen. Sie waren in ihrer gewöhnlichen Kleidung, hatten aber rothe Binden um den Arm. Ihre Gewehre ſtellten ſie in einen großen Schrank auf dem Veſtibule und vernagelten ihn dann. Sie ſagen hier: »Louis Philippe a été chassé par un Italien, deux Polonais et trois gamins.« Welche Rolle dieſe letztern hier ſpielen, läßt ſich durch eine Anekdote bezeichnen. Als in den erſten Unruhen der Februartage die Gräfin d'Agoult einen alten Diener ausgeſendet, um zu erfahren, wie die Sachen ſtehen, kehrte dieſer mit der Antwort zurück: »Madame, l'affaire sera serieuse, car les gamins s'en mêlent.«

An allen öffentlichen Gebäuden ſteht außer dem liberté, fraternité, égalité noch immer ein: »Respect à la propriété nationale;« an der Ein-

gangsthüre des Jardin des Plantes und der Sorbonne: »Respect aux sciences et arts;« vor dem Hôtel Elyſée Bourbon im Faubourg St. Honoré: »Réfuge pour les blessés, Ambulance.« Auf jedem Schritte wird man an die Ereigniſſe erinnert. Vor einer Artilleriekaſerne ſtanden zwei Gamins Wache — und die Welt geht nicht unter, obſchon das Militär fortgezogen, die Municipalgarde abgeſchafft und der König entthront iſt.

10.

Paris, 15. März.

Geſtern habe ich denn ein Paar der berühmteſten Gebäude geſehen, die Kirche St. Madelaine und die Börſe, beide im ſchönſten Style der Antike gebaut und darum ſo wunderbar feſſelnd. An den langen, ſchöngeſtreckten Linien des Gebälkes der Madelaine, an den ſchlank und in ſich gefeſtet aufſteigenden Säulen ruht das Auge unbeſchreiblich ſüß aus. Schon die ſchönen, wagerechten Linien der Stufen, die zur Kirche hinanführen, haben etwas Wohlthuendes, indem ſie

den Blick allmälig emporlenken und das Gebäude, das eigentliche Kunstwerk, über die Erde erhöhen und mit ihr vermitteln. Durch drei Kuppeln fällt das Licht in die Kirche, deren Inneres im freundlichen, aber nicht eigentlich schönen Style der modernen italienischen Kirchen ausgeschmückt ist. Reiche Goldverzierungen, mehre bunte Bilder, vielfarbiger Marmor machen einen Eindruck von heiterer Pracht, der nur durch schlechte Marmorstatuen gestört wird. Auch die Statuen, welche am Aeußern der Kirche die Nischen füllen — Apostel und Heilige, wie mich dünkt — sind nichts weniger als schön. Die Gestalten haben durchgehends etwas Manierirtes und sehen aus, als ob sie alle im Rumpfe zu kurz wären. Es muß an der Behandlung des Faltenwurfes der Gewänder liegen.

Die Kirche war geheizt, die Wärme strömte aus dem Fußboden. An allen Eingangsthüren befanden sich Wohlthätigkeitsaufforderungen, von

drei adligen Damen unterzeichnet. Eine Kapelle mit einem Beichtſtuhle trug die Ueberſchrift: »Propriété des dames de la bienfaisance.« Es ſaßen viele Damen vor derſelben, alle den reichen Klaſſen angehörend. Eine Mutter ſprach lange mit dem Beichtiger, ehe die Tochter zur Beichte vor ihm niederkniete, während welcher die Mutter ihr, ebenfalls knieend, zur Seite blieb. Nicht weit davon ſaßen ein paar Blouſenmänner und laſen die Réforme und den Courrier Satan. — So miſchen ſich hier Ariſtokratie und Volk, Hierarchie, Religion, Luxus, Komfort und ſocialiſtiſche Volkszuſtände zu einem Ganzen.

An der Börſe war mir, außer der ſchönen Architektur, das auffallendſte, daß man hier Briefkaſten eingerichtet hatte, in die man noch ſpäter als in den andern Stadtpoſten Briefe, aber nur unfrankirte, hineinwerfen und befördern laſſen kann Das iſt ein ſehr gutes Inſtitut, da ſich Jedermann, nicht nur die Kaufleute allein, deſſelben bedienen darf.

Nach dem Beſehen der Börſe machten wir mehrere Beſuche in der Stadt, und dabei iſt mir beſonders die Enge und Zierlichkeit der Wohnungen aufgefallen. Freilich bewohnen die Reichen, die Bankfürſten und die Ariſtokratie, große Hotels, die ſich um viereckige Höfe ziehen, und im Faubourg St. Germain auf ſchöne ſtille Gärten die Ausſicht haben; aber ſelbſt ſehr begüterte Leute wohnen nach deutſchen Begriffen beſchränkt, nicht ſowohl der Zimmerzahl nach, als nach dem Flächenraume derſelben. Ein Appartement beſteht aus einem Salon, einem Eßzimmer, einer Schlafſtube für Madame, in der man gewöhnlich empfangen wird, einer zweiten für Monſieur und irgend einem Arbeitsſtübchen oder Boudoir für den Einen oder den Andern.

Dieſe Enge der Räume hat zur Erfindung von zweckmäßigen Möbeln Anlaß gegeben, und ſolch ein Schlafzimmer von Madame iſt wie die Kajüte eines Dampfſchiffes benutzt. Ueberall ſteht

ein großes Bett auf einer Eſtrade. Es hat Ueberhänge und Decke von gleichem Zeug und iſt nach Art antiker Thronbetten zurecht gemacht, ſo daß über der Bettdecke, zu Kopf und Füßen, große runde Gallapolſter liegen. Dieſe Bettſtellen, die nach deutſchen Begriffen ſchon ſehr breit ſind, werden Abends noch in die Breite ausgezogen und bilden ein vortreffliches Lager, denn die franzöſiſchen Matratzen, Decken und Plumeaux laſſen nichts zu wünſchen übrig. — Vor dem Kamin ſtehen kleine Sophas und ein paar Lehnſtühle. Ueber dem Kamin iſt der Spiegel in die Wand gefügt. Den Sims zieren eine elegante Uhr, Bronzeleuchter, Statuen, ein paar Feuerfächer und einige Nippes. Ein ſeidener Vorhang, der nach erloſchenem Feuer niedergelaſſen wird, fehlt nirgends. So entſteht ein warmes, behagliches Plätzchen, auf dem es jedem Fremden wohler werden muß als bei uns im Norden, wo wir, wenn wir nicht ſehr reich ſind,

in eiskalten Zimmern ſchlafen, um in einem halbwarmen großen Empfangzimmer den Tag über ſelbſt zu frieren und unſere Gäſte frieren zu laſſen. Jene Einrichtung der Zimmer fand ich ſelbſt bei einer Schneiderin, die in entlegener Straße au quatrième in ganz niedrigen Stuben, aber doch ſehr behaglich und zierlich wohnte.

Als wir von Heine kamen, beſuchten wir noch verſchiedene Perſonen, die zum Theil den gewerbtreibenden Klaſſen angehörten, unter andern einen ſehr geſchickten Optiker, membre de l'académie, chevalier de la legion d'honneur, und dann die Beſitzerin einer Modehandlung im Faubourg St. Honoré. Dieſe Perſonen hatten denn natürlich ihre eigenen Anſichten über die Revolution, welche ſie in ihrem Gewerbe benachtheiligt. Der Optiker, von dem ich eine ſchnelle Lieferung der gemachten Beſtellung erbat, verſicherte mich, daß dies außer ſeiner Macht läge. Er und ſein Sohn ſeien ſo ſehr durch Wachdienſt

und Patrouillen in Anſpruch genommen, daß ſie die Zeit und die Ruhe für eine ſo ſaubere Arbeit, wie die ihrige, nicht fänden. Die Modehändlerin bedauerte beſonders, ihre Arbeiterinnen nicht beſchäftigen zu können; aber alle Perſonen, welche wir ſprachen, ſtimmten darin überein, daß der Geiſt des Volks nichts zu wünſchen übrig laſſe, daß die Arbeiter aller Grade le plus grand dévouement, la plus profonde résignation, le plus noble désinteressement bewieſen hätten.

Die Arbeiter ſeien verſtändig, mäßig, verlangen nichts Unſinniges, ſondern nur Aufhebung der Sklaverei, die auf ihnen gelaſtet. Sie wollen freier athmen, Luft ſchöpfen nach der Arbeit und dieſe lohnender gemacht haben. Das ſei billig, da viele Arbeiter unverhältnißmäßig ſchlecht bezahlt worden ſeien und ihr Erwerb außer allem Verhältniß mit den Preiſen der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe geſtanden habe. An Aufhebung der Standesunterſchiede dächte Niemand weniger

als die Ouvriers; eben ſo wenig an Aufhebung des Luxus, von deſſen Befriedigung ſie ihren Erwerb zögen. Die anſäſſigen Ouvriers und der petit commerce verabſcheuten den Communismus, und hätten die Abſchaffung der Adelstitel ſehr mißbilligt, welche die Ariſtokratie und die Engländer von Paris fortgetrieben und ſie in ihrem Erwerbe benachtheiligt hätten.

Andere Perſonen ſahen das Heil Frankreichs allein in der Auflöſung des ſtehenden Heeres. Vom Communismus, der ein Unſinn ſei, fürchteten ſie nichts, aber um ſo mehr vom Staatsbankerott, der nicht ausbleiben könne und den Louis Philipp Frankreich hinterlaſſen habe. Dieſe Geldnoth und die Furcht des Auslandes vor kriegeriſchen Angriffen von Seiten Frankreichs, würden beide durch Abſchaffung des Heeres beſeitigt werden: man würde täglich eine Million Franken ſparen, die Abgaben alſo verringern, dem Arbeiter die erſten Lebensmittel billiger liefern können.

Für den Fall eines Krieges ſei aber von der Abſchaffung des Heeres bei einem ſo kriegeriſchen Volke wie die Franzoſen gar nichts zu beſorgen, deſſen Gamins erſt jetzt wieder ein Heer von achtzigtauſend Mann beſiegt, und eine Revolution in wenig Tagen beendet hätten.

Oft ward ein großer Widerwillen gegen die républicains par profession an den Tag gelegt. »Wir Alle ſind Republikaner, wir wollen die Republik, um unſer Gewerbe, unſer Eigenthum geſichert zu ſehen, und Inſtitutionen herbeizuführen, die Jedem die Erwerbung von Eigenthum möglich machen: »mais il-y-a des républicains étrangers, des hommes sans patrie, qui ne sont rien, qui n'ont aucun état, et qui espèrent trouver un tel dans le désordre de la révolution.«

Während man Lamartine und andern Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, fürchtete man die

Ideen Louis Blanc's. Man ſchalt auf Ledru Rollin, dem man Geldunterſchlagungen nachſagte, und behauptete, er habe das Geſetz gegen die Verhaftung der Schuldner nur gegeben, um ſich ſelbſt ſicher zu ſtellen, da er von Schulden erdrückt werde. »Lamartine iſt Dichter,« hieß es, »Louis Blanc Hiſtoriker, Cremieux ein geſchickter Advokat, dieſe Leute können beſtehen auch ohne Mitglieder der Regierung zu ſein; aber Ledru Rollin, Cauſſidière, Flocon müſſen Republikaner ſein und davon leben; das iſt gefährlich!«

So giebt es denn auch hier gleich wieder Verdächtigungen und Zwieſpalt, und die proviſoriſche Regierung iſt innerlich nichts weniger als einig. Ledru Rollin möchte Lamartine ſtürzen, die gemäßigte Partei ihn halten, und Lamartine ſelbſt kämpft mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung, die Ordnung herzuſtellen

II.

Paris, 15. März, Abends.

Herwegh und ſeine Frau habe ich ſchon oft geſehen. Beide ſind in einer fieberhaften Aufregung. Dieſe erklärt ſich leicht, wenn man bedenkt, mit welcher Sehnſucht, mit welch glühendem Verlangen Herwegh einer republikaniſchen Zukunft entgegen gelebt hat; aber je lebhafter ich an ihm Theil nehme, ſeit ich ihn vor drei Jahren kennen und ſchätzen lernte, um ſo ängſtlicher ſehe ich ſein jetziges Treiben. Er ſteht an der Spitze eines Comité von deutſchen Republi-

kanern, welche der Regierung in dieſen Tagen ihren Glückwunſch zur errungenen Freiheit darbrachten. Das iſt in der Ordnung; aber nun ſoll die Republik gleich jetzt auch in Deutſchland proklamirt werden!

Sie verlangen Waffen vom Gouvernement, das ausdrücklich erklärt hat, ſich nicht in die Angelegenheiten anderer Staaten miſchen zu wollen; ſie machen wunderliche Anſchläge an den Straßenecken, in denen ſie von den Franzoſen Waffen, Kleidung und Geld fordern, um ihren deutſchen Brüdern jenſeits des Rheins zu Hülfe zu ziehen; es werden Sammlungen für die deutſchen Republikaner in den Kirchen gemacht; die Deutſchen exerciren auf dem Marsfeld; ich höre immer von »nach Deutſchland ziehen in Maſſe,« und frage immer wozu? ohne eine vernünftige Antwort zu bekommen Ein paar der deutſchen republikaniſchen Arbeiter, die ich zufällig ſah, da ſie als Abgeordnete zu Herwegh kamen, waren durchaus

nichtig. Sie ſagten Ja und Nein zu Allem, wie er es ihnen in den Mund legte. Auch die Polen und Ruſſen, die als Verbannte hier ſind, regen ſich. Sie wollen auch »hinziehen« — und neulich habe ich ſchon welche ſitzen ſehen, die eifrig über die Grenzen des polniſchen Reiches zankten. Man hat einen Klub der détenus politiques gegründet, zu dem auch dieſe Polen und Herwegh gehören.

Jemehr man nun die wahre Freiheit liebt, je zuverſichtlicher man darauf hofft, ſie in der ſich allmälig über die Erde verbreitenden republikaniſchen Verfaſſung verwirklicht zu ſehen, um ſo ängſtlicher betrachtet man jede Unklarheit in den Köpfen derjenigen, welche das Ideal der Republik im Herzen hegen, und die man ſelbſt als Träger, als Stützen ſeines eigenen Idealismus hoch hält. Herwegh's Raſtloſigkeit macht mir Angſt. Sie rührt offenbar davon her, daß er, ein Dichter im ſchönſten Sinne des Wortes,

nun plötzlich den Geſchichte ſchaffenden Reformator machen will. Seine Phantaſie reißt ihn fort zu glauben, Deutſchland ſtehe auch ſchon auf dem Entwickelungspunkte, den Frankreich eben jetzt erreicht hat. Der Irrthum iſt verzeihlich, denn Herwegh iſt ſeit Jahren vom Vaterlande fern. Aber er will nicht glauben, daß er ſich irrt. Ich beſorge, er wird ein furchtbares Nachtſtück dichten, wenn er die vorzeitigen Träume ſeines Geiſtes im Leben verwirklichen ſollte.

Die Freiheit iſt ſeine Religion, er würde mit Freudigkeit zum Märtyrer werden für die Wiedergeburt der Menſchheit. Er hält dieſe in den höhern Klaſſen für verderbt, für entartet und keiner Erhebung durch das ſittliche Ideal fähig. Darum würde er ruhig den Untergang derſelben anſehen und mit ihnen untergehen, damit nachher die gereinigte Menſchheit aus den geſunden Volksklaſſen ſich zur Freiheit entwickeln könnte Dies iſt der Grund, warum er die Anarchie, die

Auflöſung nicht ſcheut, die ſonſt in ſo grellem Widerſpruch mit dem Schönheitsſinne ſeiner Natur zu ſtehen ſcheinen müßte. Daß er vollkommen uneigennützig ſich opfern könnte für das Allgemeine, und daß ſeine Frau den Muth und die Liebe hat, ihn ſich opfern zu laſſen für ſeine Idee, das glaube ich feſt. Man kann dies Schwärmerei nennen, man kann, wie ich ſelbſt, fürchten, daß dieſe Schwärmerei ſie blind macht gegen die Möglichkeiten des Augenblicks, aber daß Beide edle Naturen ſind, das muß man ihnen zugeſtehen, wenn man nur das geringſte Verſtändniß für Charaktere hat. Emma Herwegh beſitzt außerdem eine ſolche Tiefe der Liebe, eine ſo unbedingte Hingebung in derſelben, daß ſie ſchon dadurch ſchön und bedeutend wird.

Manchmal, wenn ich hier ſo gegen die Männer eifern höre, welche im Umſturz des Beſtehenden allein die Möglichkeit einer beſſern Zukunft ſehen, oder wenn man die Perſonen tadelt

und verdammt, die mit der Vergangenheit, ihren Sitten, ihren Anſichten aus Ueberzeugung gebrochen haben, ſo kommen mir ſorgende Gedanken. Am unverſtändigſten aber finde ich es, wenn man als Beweis für die Unrichtigkeit einer Theorie ihr augenblickliches Scheitern in der Wirklichkeit anführen will. Es iſt, als ob die Leute nie ein Wort von der Vergangenheit, von der Weltgeſchichte gehört hätten.

Keine regenerirende Idee iſt gleich fertig, gewappnet aus dem Schooße der Zeit entſprungen; alle Reformatoren haben für Aufrührer, für Unſittliche, für Empörer gegolten, alle neuen Sekten ſind verſpottet, mißachtet und wo möglich gekreuzigt worden. Geſchieht dies jetzt nicht, ſo iſt es wahrhaftig nicht die Schuld der Einzelnen, deren beſtehende Rechte von den Reformatoren angetaſtet werden.

Noch nie iſt eine ſittliche Wahrheit, welche dem für Recht geltenden Unrecht entgegentrta, bei

ihrem erſten Auftauchen, als Wahrheit von der ganzen Menſchheit begrüßt worden. Als Luther die päpſtliche Bulle abriß von der Kürchenthüre zu Wittenberg, um ſie unter dem Zujauchzen der Studenten auf offenem Markte zu verbrennen; als er, der Auguſtiner Mönch, dem Eheloſigkeit Gebot war, die Nonne Catharina von Bora aus dem Kloſter führte und ſie ſich von einem ſeiner Freunde als Gattin antrauen ließ, da haben ſehr Viele dieſen Empörer gegen Religion und Staat gewiß auch für einen höchſt ſittenloſen Menſchen gehalten, und ihm ſicher eben ſolche Gräuel angedichtet, als den Socialiſten jetzt aufgebürdet werden.

Hat doch ſelbſt Chriſtus, der ſich mit Handwerkern umgab, der durch ununterrichtete Männer des Volks die Schriftgelehrten und Phariſäer bekehren wollte, der mit eigener Hand die Geißel ſchwang gegen die Krämer im Gotteshauſe, für einen Aufwiegler, für einen Empörer gegolten

und iſt als ſolcher gekreuzigt worden! Wie mag man ſich denn noch immer wundern, daß man auch jetzt die Menſchen verläumdet, welche die Irrthümer, die furchtbaren Widerſprüche unſerer Zuſtände aufdecken und danach ſtreben, ſie zu verbeſſern? Wie giebt es immer noch Menſchen, die ſich durch fremdes Urtheil irren laſſen und davor erſchrecken, daß man ſie revolutinär und ſittenlos nennt, weil ſie den Muth haben, den Schlendrian der zur Sitte gewordenen Unſitte, den Schein des zum Recht erhobenen Mißbrauchs dreiſt und frei von ſich zu werfen! Das hat Jeder thun, Jeder erdulden müſſen, der die Wahrheit gegen die Lüge, und ſich ſelbſt gegen das Beugen unter die Lüge vertheidigte; und als Chriſtus den Tempel ſäuberte, Luther die Bannbulle verbrannte, da iſt für den Verſtändigen, für den innerlich freien Menſchen auch die Furcht vor dem Götzen »qu'en dira-t-on?« verbrannt, der noch immer als erſter Gott die Erde beherrſcht

und für die Schwachen die Stelle ſittlicher Ueberzeugung vertritt. Ob die Socialiſten ihr Ziel ſchon jetzt erreichen, ob ſie jetzt ſchon neben dem Bewußtſein des vorhandenen Schlechten, das Bewußtſein von dem Beſſern haben, was an deſſen Stelle geſetzt werden und als Gutes beſtehen könnte, zweifle ich; aber das Problem muß gelöſt werden, weil das Bedürfniß dieſer Löſung als Nothwendigkeit vorhanden iſt, und es kann ſein, daß die Zukunft den Socialiſten oder ihren Nachfolgern gehören wird.

Es hat mich überraſcht, neulich über einem Bücherladen auf dem Quai d'Orſay die Worte »Imprimerie du Phalanstère« und an dem Schaufenſter deſſelben nur ſocialiſtiſche Werke ausgeſtellt zu finden. Man iſt in Deutſchland noch nicht gewohnt, den Socialismus als Wirklichkeit in das Leben treten zu ſehen; auch die Form, in der er auftritt, iſt uns befremdlich.

In dieſen Tagen erhielt ich einen Brief von

der Herausgeberin des Journals »Les voix des femmes, Journal socialiste et politique, organe des intérêts de Toutes,« Madame Eugene Niboyet. Eine ruſſiſche in Paris lebende Ariſtokratin vom reinſten Waſſer, mit Madame Niboyet befreundet, hat uns mit einander bekannt zu machen gewünſcht. Der Brief lautet:

»Mademoiselle! L'amie selon mon coeur, celle que j'appelle mon bon ange, a désiré en partant, que je fisse votre connaissance. Je serais allée, sans retard, vous porter sa lettre, si je pouvais sortir, mais je rédige et dirige un journal quotidien, la voix des femmes, et je suis esclave de mon oeuvre. Vous qui êtes libre, venez à moi et, femme de lettres, pardonnez-moi de vous appeler soeur. Nous avons toutes besoin de nous parler, de nous entendre, notre mission de paix commence; si nous sommes fortes, l'humanité sera grande; venez à nous! — Je vous adresse

un numéro de notre, de votre journal. Veuillez le lire, veuillez le faire connaître; il faut qu'il ait des appuis. Toutes ensemble nous devons concourir à sa rédaction, sans distinction de patrie. Il n'y-a que des soeurs dans l'humanité.«

Die Anzeige des Journals ſelbſt lautet: »La voix des femmes est la première et seule tribune sérieuse, qui leur soit ouverte. Leurs intérêts moraux, intellectuels et matériels y seront franchement soutenus et, dans ce but, nous faisons appel aux sympathies de toutes.« — Der erſte Artikel des Blattes, das ich vor mir habe, heißt: »L'union fait la force,« und beginnt: »Les élections approchent; l'action des femmes peut être puissante; qu'elles exercent cette action, le règne de la République est leur règne. Les temps sont venus, à l'oeuvre et sans rélâche! Unissez-vous, agissez dans la famille, agissez dans la cité, dé-

signez à vos frères électeurs les candidats que vous croyez assez purs pour être éligibles. Pas de puériles considérations! soyez franchement citoyennes et dignes de ce nom« u. ſ. w.

Dann folgt ein vortrefflich geſchriebener Artikel, »Le Pape,« ferner ein ſchöner Brief von George Sand — »Aux riches« — der aber hier nur abgedruckt, nicht für das Journal geſchrieben zu ſein ſcheint, da die Sand anderswo erklärt hat, nicht zu den Mitarbeitern der Voix des femmes zu gehören. Es folgen ein Aufſatz über die Crise financière et commerciale, die actes officiels du gouvernement provisoire, la misère en Allemagne par Mad. Bettina d'Arnim, eine Ueberſetzung des Berichts über die Voigtländer, aus »dies Buch gehört dem Könige,« ein Kapitel sur le sort actuel des femmes, die gewöhnliche, aber ſehr kurze Revue des Journaux politiques de la France et de l'étranger, ver-

ſchiedene Stadtneuigkeiten, einige Annoncen, das Programme des spectacles, und das Blatt, gedruckt in der Imprimerie de Madame Delacombe, iſt fertig.

Ich ſchreibe ſo ausführlich darüber, um eine Vorſtellung davon zu geben, wie ſolche Dinge hier gehandhabt werden. Die Haltung des Blattes iſt im Ganzen ungemein übertrieben, aber es iſt doch viel Vernünftiges darin, und es iſt jedenfalls als eine Lebensäußerung der Jetztzeit und ihrer Beſtrebungen intereſſant. Daß Madame Niboyet keine unedle, keine gewöhnliche Frau ſei, dafür bürgt mir der Name der Freundin, welche ſie mir zugeführt hat.

Das war ein merkwürdiger Abend. Den ganzen Tag und ſchon die Tage vorher war es unruhig geweſen, weil die Maſſe der Nationalgarde die Auflöſung der einzelnen Corps d'élite in derſelben verlangte, welche ſich nicht auflöſen laſſen wollten. Es ſind die Grenadiere und Jäger. Die erſtern haben Bärenmützen wie die einſtige Kaiſergarde, die andern gelbe Federbüſche. Die Corps beſtehen aus den Bewohnern des erſten und zweiten Arrondiſſement, der Vorſtädte

St. Honoré, Chauſſée d'Antin u. ſ. w., repräſentiren alſo die Ariſtokratie und die ſogenannte haute finance.

Um ſechs Uhr fuhren wir zu Madame de K. zu Mittag, welche mit uns zugleich in ihr Haus trat, athemlos den Hut abwarf und ausrief: »Man waffnet ſich in den Faubourgs St. Antoine und St. Denis, wir haben einen Kampf dieſe Nacht. Ich komme vom Hôtel de ville, der Platz iſt voll von Menſchen, man hat das erſte und zweite Bataillon der Nationalgarde mit Steinwürfen und Schimpfreden überhäuft. Weiber ſind herangedrungen mit Schürzen voll Steinen, Jungen haben dem General Courtais den Degen aus der Hand geriſſen und zerbrochen. Der Kampf bricht gewiß los.« —

Ein Pole und ein junger ſpaniſcher Herzog, beide anſäßig in Paris, beide Nationalgardiſten, verſicherten, daß für den Augenblick, trotz der großen Aufregung, nichts zu fürchten ſei, und

wir ſetzten uns zur Mahlzeit, um gleich nach derſelben in eine Verſammlung des Club centrale des républicains zu fahren, wo, wie die Männer wußten, dieſer Gegenſtand verhandelt werden ſollte.

Der Klub verſammelte ſich im Conservatoire de Musique, nahe bei unſerer Wohnung. Man ließ unſere Wagen in einiger Entfernung halten. Zwei Polen, von denen der eine ſeit Jahren Profeſſor der Staatswiſſenſchaften hier iſt, begleiteten uns. — In der großen, etwas wüſten Halle des Conſervatoire, wo die Statuen der Muſen ſtehen, hielten ſehr wild ausſehende Männer in Blouſen und Hemdärmeln Wache. Sie hatten dreifarbige Bänder um den rechten Arm. — »Ihre Billette?« Die Polen zeigten ihre Eintrittskarten vor. — »Aber die Frauen?« Wir hatten keine, und einer unſerer Begleiter ging, einen Marſeiller herbeizuholen, ein Mitglied des Klubs, das er kannte. Es war ein ſchöner, ſehr

dunkler Mann. Er ließ uns die Loge Louis Philipp's im Centrum öffnen; mit uns traten andere Perſonen ein. Ich ſaß in der erſten Reihe und konnte alſo vortrefflich ſehen.

Der Saal iſt nicht eigentlich ſchön, hat außer dem Parket drei offene Logenreihen und oben noch kleine vergitterte Logen. Dieſes ganze Lokal war voll von Männern, unter denen ſich zwanzig bis dreißig Frauen der arbeitenden Klaſſen befanden. Auf der Orcheſtertribüne ſaßen vor einem Tiſche mit brennenden Lichtern der Vorſtand und mehrere Commissaires d'ordre; ſie hatten Alle ebenfalls die dreifarbige Binde um den rechten Arm. Der große Kronleuchter in der Mitte des Saales war angezündet, doch brannte nur immer die vierte Lampe und es blieb ziemlich dunkel im Saale.

Die großen Fragen, um welche es ſich handelte, waren die Entfernung der beſoldeten Truppen aus Paris, die Aufhebung der Corps in der

Nationalgarde und eine Ehrenerklärung, ein Vertrauensvotum für den Miniſter des Innern, Ledru Rollin, der bei der alten Nationalgarde eben ſo in Ungunſt ſteht, als die neu eingetretene und die Garde mobile ihn verehrt. Alle Redner und faſt das ganze Publikum trugen Civilkleider, einige Wenige die Uniform der Nationalgarde, noch kleiner war die Zahl der Blouſenmänner. Der Präſident, ein alter, ganz kahlköpfiger Mann, ſprach leiſe, aber ſehr ruhig und deutlich.

Er ſagte gleich Anfangs: »Es iſt vorgekommen, daß man diejenigen Bürger, welche ſich zum allgemeinen Beſten hier vernehmen ließen, mit einem »lauter« unterbrochen und beläſtigt hat. Meine Herren, Sie haben hier keine bezahlten Schauſpieler vor ſich, welche Sie zwingen können, ſich nach Ihrem Willen zu fügen. Es liegt in dem Intereſſe jedes Sprechenden, ſich verſtändlich zu machen, und ſicher wird Jeder ſo laut ſprechen, als ſeine Mittel es ihm geſtatten.

Wenn dieſe aber ſchwach ſind, ſo zwingt es uns zu verdoppeltem Schweigen und doppelter Aufmerkſamkeit, aber man kann Niemand zwingen, ſich wehe zu thun, um ſich im Lärm verſtändlich zu machen.«

Die Verſammlung wat außerordentlich bewegt; zuletzt, als ein Mann gegen Ledru Rollin und für Lamartine auftrat, wurde ſie ſo leidenſchaftlich und ſo ſtürmiſch, daß nach deutſchen Begriffen ein Weltuntergang zu fürchten ſtand. Alles ſchrie: »Nieder mit dem Ariſtokraten!« man wollte ihn nicht ſprechen laſſen. Vergebens hob er mehrmals die Hand empor, zum Zeichen, daß er fortfahren wolle zu reden, man ziſchte, ſchrie, trampelte, ſtampfte mit den Stöcken, eine Pfeife ließ ſich hören. — Da trat wieder der Präſident dazwiſchen: »Meine Herren, wir ſind Alle Franzoſen, wir ſind Republikaner und vernünftige Männer. Wir haben eine Gewalt niedergeworfen, weil ſie unſerer perſönlichen Freiheit

Feſſeln anlegte; ſollen wir daſſelbe Verbrechen begehen und den Gedanken, das freie Wort in Feſſeln ſchlagen mitten in einer Verſammlung von Republikanern? Sprechen Sie, mein Herr! erzeigen Sie uns die Ehre, uns Ihre Meinung mitzutheilen.«

Jedes dieſer Worte wurde mit ſchallendem Bravo begrüßt; aber die Reden zu Gunſten des braven Miniſters des Innern, des vortrefflichen Ledru Rollin, wurden immer lebhafter, die Anklagen gegen Lamartine und die ariſtokratiſche Nationalgarde immer heftiger.

Endlich trat der Marſeiller auf. »Es handelt ſich hier nicht um die Bärenmützen oder um die gelben Federbüſche der Jäger,« rief er, »es iſt eine Frage der Gleichheit. Dieſe Herren der erſten und zweiten Legion möchten nicht gern mit der Maſſe des Volkes verwechſelt werden; ſie möchten ſich um die Herrſchaft ſchaaren, gleichviel um welche, als Barrière zwiſchen dieſer und

dem Volke, und ſie möchten ſo viel an ihnen iſt dazu thun, die Barrière bald wieder recht hoch zu machen. Wir wollen ſie hindern, die erſten Steine herbeizutragen. Es handelt ſich nicht um die Bärenfelle, aus denen die Eſelshaut hervorſieht« — jubelndes Gelächter — »ſondern um unſere Freiheit und Gleichheit. Dieſen Brief habe ich geſtern erhalten« — er las ihn vor — »in dieſem Briefe fordert eine reaktionäre Partei aus der Provinz auf, gegen die Auflöſung der Corps zu proteſtiren. Hier ſind die Namensunterſchriften.«

»Leſen Sie! die Namen! die Namen!« rief es von allen Seiten. — Der Marſeiller wollte ſie mittheilen, der Präſident litt es nicht. »Der Name thut hiebei nichts, es kommt nur auf die Thatſache an. Die Namen nennen, wäre eine niedrige Denunciation und gefährlich, denn es würde Zwietracht ſäen in einem Augenblick, wo wir der höchſten Einigkeit bedürfen. Was wollte

man thun, wenn man die Namen wüßte? Man hat diejenigen, welche die Hand an unſere Freiheit gelegt haben, weder getödtet, noch geſtraft; man hat ſich begnügt, ſie unſchädlich zu machen und ihre ſtrafbaren Handlungen der Verachtung und dem Spotte preis zu geben. Das Volk, welches das Vaudeville erfunden, kann ſich mit dieſer Züchtigung begnügen, wenn es, wie jetzt, ſtark iſt durch die Gewalt ſeines Rechts.« Die Leſung der Namen unterblieb.

Darauf beſtieg ein großer, ſehr energiſch ausſehender Mann, im Paletot, die Rednerbühne. Er hatte einen ſtarken Bart um Mund und Kinn, und ſein ſchwarzes Haar flatterte los und wild über ſeine düſtere Stirne. Er ſprach unſtreitig am beſten, reſumirte alles, am Schluſſe die Frage aufſtellend und beantwortend, was man zu thun habe? Das Volk müſſe ſich unbewaffnet, aber ganz unbewaffnet — er betonte dieſes Wort ſtark und wiederholte es mehrmals — verſammeln,

ſich der proviſoriſchen Regierung vorſtellen, und eben nur zeigen, wie groß die Zahl derjenigen ſei, welche die Auflöſung der Corps verlangen. Zugleich aber ſolle man ſich gegen die »faiblesse déplorable du gouvernement provisoire et surtout de Mr. de Lamartine« erklären.

Großes Geſchrei von mehreren Seiten: »Reſpekt vor Lamartine! Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke!« — »Ich weiß und erwäge was ich ſage. Die Regierung iſt ohne Thatkraft und unentſchieden. Sie hat dem Volke ſchon jetzt jede Controle entzogen, indem ſie alle Miniſterien unter ſich vertheilte, wie Louis Philipp alle Aemter und Würden für ſeine Familie in Beſchlag nahm. Die proviſoriſche Regierung hatte nur das Amt, die Miniſter, den Staat zu überwachen bis zur Eröffnung der Nationalverſammlung. Es wäre beſſer geweſen, die alten Miniſter beizubehalten, als die Miniſterien ſelbſt zu verwalten, und gleich in der proviſoriſchen Regierung eine neue Büreau-

kratie zu errichten. Wir müſſen uns alſo morgen verſammeln.« — »Um was zu thun?« fragte ſpöttiſch eine Stimme aus einer Loge. — »Meine Freunde!« donnerte der Redner, »wir ſind alle Republikaner — aber wir haben falſche Brüder unter uns!« — »Ja! ja!« erſcholl es von allen Ecken. Eine Pfeife, die ſchon vorher erklungen war, ließ ſich wieder vernehmen. »Nieder mit den Pfeifenden! Nieder mit ihnen! Werft ſie zur Thüre hinaus!« rief man. — Der Präſident: »Das ſind Kinderſtreiche! Gaſſenjungenart! Ich erſuche diejenigen, welche in der Nähe des Pfeifenden ſind, ihm gerecht zu werden, indem ſie ihn hinauswerfen.« — Ein Commissaire d'ordre ſprang von der Tribüne in das Parket. »Der Pfeifer iſt hier! nein dort!« — Man ſuchte, fand ihn, und er ward entfernt.

Endlich kam Monſieur Blanqui, einer der Führer der Revolution im Februar, der lange wegen politiſcher Verhältniſſe im Gefängniß ge-

weſen iſt; ein kleiner, ſcharfblickender Mann mit grauuntermiſchtem, glatt anliegendem ſchwarzem Haar, à la mécontent geſchnitten. Er gleicht den Bildern Lucian Bonaparte's. Sein Anzug war ſorgfältig; ein bräunlicher Paletot über dunkler Kleidung und dunkle Handſchuhe, die er nicht ablegte während des Sprechens.

Er ſtützte ſich auf den Tiſch und ſagte ſehr ruhig: »Meine Herren, ich habe ſo eben der Reihe nach die republikaniſchen Klubs von Paris beſucht. Die Arbeiter werden ſich morgen um zehn Uhr früh auf dem Platz de la Concorde verſammeln, ohne Waffen, die Hände in den Taſchen — ohne Waffen, meine Herren! denn wir bedürfen ihrer nicht. Dann werden wir zuſammen nach dem Hôtel de ville gehen, um folgende Forderungen zu ſtellen: erſtens die Auflöſung der Corps in der Nationalgarde, zweitens allgemeine Volksbewaffnung, endlich die Entfernung der Linientruppen, und man wird uns das bewilligen,

wenn man ſieht, daß das Volk einſtimmig derſelben Meinung iſt. Schließlich wollen wir Herrn Ledru Rollin danken für Alles, was er für die Nation gethan hat. Alſo um zehn Uhr, ohne Waffen, meine Herren, auf der Place de la Concorde!«

Damit hatte die Sitzung ein Ende, obſchon ſich Lärm erhob und fortdauerte. Einzelne Gruppen traten zuſammen, aber die Mehrzahl verließ den Ort. Morgen alſo giebt es eine große Demonſtration!

13.

Paris, 17. März, Abends.

Schon ganz früh zogen einzelne Haufen mit Fahnen durch unſere Straße, in ſo ernſter, ſchweigender Haltung, daß die Menge auch ſtill wurde und ihnen Raum machte, wo ſie vorübergingen. Wir waren in großer Spannung. Es litt uns nicht in den Zimmern, wir kleideten uns an, gingen ſchon um zehn auf die Straße und trafen auf dem Boulevard de la Madelaine einige Bekannte, die gleich uns von der Aufregung aus dem Hauſe getrieben worden waren.

Auf den Boulevards Montmartre, des Italiens, de la Madelaine herrſchte Ruhe. Wagen und Omnibus fuhren ihrer Wege, Tabuletkrämer, Zeitungsausrufer und der ganze Kleinhandel der Straße, trieben ungehindert und ungeſtört ihr tägliches Weſen. Wir durchwanderten die Straße de la Paix, deren Ende die Statue Napoleon's auf der Säule ſchmückt, kehrten um, gingen nochmals die Boulevards entlang bis zur Madelaine, durch die prächtige Rue royale nach dem Platz de la Concorde. Aber auch hier war es ruhig. Kinder ſpielten um den Obelisken von Luxor und ſprangen über den Strick im Garten der Tuillerien, deſſen Bäume ſich mit dem erſten Grün belaubten.

Einzelne Corps von Arbeitern, verſpätete Nachzügler, kamen über Pont royal, den Quai entlang, um ſich nach dem Stadthauſe zu begeben. Wir blieben flanirend auf den Straßen,

bis uns gegen drei Uhr eine lebhafte Volksbewegung zurück nach den Boulevards lockte.

Als wir etwa in die Gegend der Paſſage Jouffroi gelangt ſein mochten, kamen ſie daher: hunderttauſend Mann! Sie kehrten vom Hotel de ville zurück und hatten die Boulevards von der Porte St. Denis ab paſſirt. Man kann ſich den Eindruck dieſer Volksmaſſe nicht überwältigend genug denken. Hunderttauſend Männer, größtentheils Arbeiter; vor jedem Gewerk die dreifarbige Fahne mit der Inſchrift: Message de la nation! — Zu zehn gingen ſie, mit den Armen ineinander greifend. Die meiſten trugen Blouſen, manche Gewerke bürgerliche Kleidung. Väter hatten ihre Knaben an den Händen oder auf den Armen; einzelne Frauen gingen mit den Männern Arm in Arm. An vielen Blouſen ſchimmerten militairiſche Ehrenzeichen. Schüler der poytechniſchen Schule, Marineſoldaten und Offiziere, zahlreiche Prieſter, beſonders iriſche, befanden ſich in dem

Zuge unter dem Volke. Sie ſangen die Marſeillaiſe, die Carmagnole, die Pariſienne, die neuen Volkshymnen durcheinander. Die Refrains: »marchons, ça ira! — les aristocrates à la lanterne! — mourir pour la patrie! — und vive la république! tönten abwechſelnd an unſer Ohr. Ueberall wurden die Schüler der polytechniſchen Schule mit einem: vive l'école polytechnique! empfangen. Wo ſich die Prieſter zeigten, erſcholl es: »Vivent les prêtres! ah les braves prêtres! Vive le clergé! il fraternise avec le peuple!« — Dazwiſchen erſcholl dann ein wildes: »à bas les aristocrates! à bas les corps d'élite! à bas les fracs noir! Vivent les blouses!« Einmal traten ein paar Köche vor einem der Kaffeehäuſer vor die Thüre; ſogleich lachte Alles und ein lautes »à bas les bonnets blancs! vive la république!« zitterte durch die Luft.

Alle Fenſter waren voll Menſchen; aus vielen ſchwenkte man begrüßend die dreifarbige Fahne,

oder band rothe, blaue und weiße Taſchentücher zuſammen, die man hinausflattern ließ. Auf den Balkons der Reſtaurants ſtanden die Männer zuſammengedrängt, die Hüte ſchwenkend, mit den Händen grüßend, zuwinkend, und den Anruf vive la république! mit einem Gegenruf erwidernd. Ein nicht zu ſchildernder, kaum erfaßbarer Eindruck.

Sie hatten die Verſprechung erlangt, daß man ihre Forderungen bewilligen werde. Wie wollte man auch dieſer Maſſe widerſtehen? Der Jubel war grenzenlos. »A ce soir des lampions! des lampions à force!« riefen die Blouſenmänner und Gamins in der Freude des Sieges.

Unter den uns zunächſt ſtehenden Gruppen wurden jedoch ſorgenvolle Stimmen laut. Man fürchtet eine Diktatur Ledru Rollin's, den Rücktritt Lamartine's. Zwei heutige Plakate des Gouvernements, wegen der Zwiſtigkeiten in der Nationalgarde und wegen der bevorſtehenden Wah-

len, waren energiſcher als die früheren Erklärungen deſſelben; dennoch erſchienen auch dieſe bleich und farblos gegen die Gewalt der Verhältniſſe, und vor Allem machen Lamartine's Erlaſſe, trotz der edlen Geſinnung und Sprache, keinen Eindruck. Sie ſind matt, man mag gegen dieſe Behauptung ſagen was man will. Im Kampfe macht ſich nur die Kraft geltend, nur Trompetenſchmettern und Kanonendonner; die ſchönſte Beethovenſche Symphonie erſcheint wirkunslos gegen das Angriffsſignal der Kriegstrompeten. Lamartine's edle lyriſche Sprache iſt nicht an ihrem Platze. Es fehlen Napoleon's kurze epiſche Schlagworte, um die Menge zu beherrſchen. Sie haben keinen Glauben an ſich in dem Gouvernement provisoire und glaubenslos iſt man machtlos, wie man allmächtig wird mit dem Glauben an die eigene Kraft. —

Man verlangt heute Aufſchub der Wahlen, bis in den Provinzen die alten Beamten abgeſetzt

und neue ernannt ſein werden, weil man fürchtet, jene könnten Lamartine's Partei verſtärken, von der die Gegner behaupten, daß ſie die Regentſchaft der Herzogin von Orleans wünſche.

In den Champs elyſées hatte man während des Morgens eine weiße Fahne aufgepflanzt, vive Henri cinq! gerufen, den Rufer geprügelt, und es war ein kleiner Auflauf entſtanden. Man nahm es für ein Regierungskunſtſtück. Es ward wenig beachtet.

Mittags wollte ich zur Fürſtin G. gehen, um ihr, da ſie in dieſen Tagen Paris verläßt, Lebewohl zu ſagen. Ich mußte dazu zweimal den Zug der Ouvriers durchkreuzen, aber das hatte gar keine Schwierigkeit, und obgleich ich im hellen Geſellſchaftsanzuge war, that mir Niemand ein Leid. Im Gegentheil, ſie machten ſehr gutwillig Platz. Was man von Anfällen der Proletarier erzählt, muß man glauben, weil es von glaubwürdigen Perſonen berichtet wird; aber warum

begegnet mir gar nichts der Art? Die Fürſtin klagte, daß eine Aufwärterin des Hôtels, mit der ſie geſprochen, ſich niedergeſetzt und auf ihren Verweis geantwortet haben: »Madame, je suis votre égale,« der Fürſt, daß man ſeine Equipage angehalten und daß Leute gerufen hätten: »Voilà ces canailles de riches! mais bientôt nous irons en voiture et ils marcheront à pied.« — Einer anderen Dame unſerer Bekanntſchaft hat auf der Straße eine Frau geſagt, ihr bettelnd den Weg vertretend: »Madame, vous avez deux bracelets d'or, et je n'ai pas de pain!« — und eine dritte hatte hinter ſich die Worte gehört: »Tiens! cette béguele là porte encore des jupes garnies et des mouchoirs à dentelles!« Das mag Alles wahr ſein; ſollten aber ſolche Aeußerungen nicht hervorgerufen werden durch die hochmüthige Angſt vor dem Volke, durch das gezierte zur Schautragen der Toilette, welche den Reichen zur andern Natur geworden? Wir haben

Paris bei Tag und Nacht, zu Fuß und zu Wagen, faſt immer ohne männliche Begleitung und oft in vollſtändiger Toilette durchkreuzt; uns iſt nicht das Geringſte begegnet; überall iſt man höflich geweſen und überall hat man die Almoſen mit höchſter Beſcheidenheit erbeten, obſchon die Noth ſehr groß ſein mag.

Die Fremden indeſſen ſind wie vom Schreck geblendet; ſie wandern karavanenweiſe aus. Die Ruſſen müſſen fort, die Engländer wollen fort, und wer bleibt, thut es nur, weil die Bankiers kein Reiſegeld geben. In dieſen Tagen hatte die engliſche Geſandtſchaft fünftauſend Päſſe ausgeſtellt; Miſtreß Auſtin, die ich hier finden ſollte, iſt auch ſchon fort. Paris iſt auffallend leer; das ſehen wir daran, daß wir in den erſten, beſuchteſten Reſtaurants um ſechs Uhr, um die rechte Eſſenszeit, oft die einzigen Gäſte ſind. Die Wirthe klagen außerordentlich und die Magazine ſind ohne Käufer. —

Heute Abend waren wir in der großen Oper, wo wir eine vortreffliche Aufführung von Robert dem Teufel ſahen. Eine Engländerin, Madame Plunkett, tanzte die Soli im Ballet und fand Beifall. Aber was für ein entſetzlicher Stoff iſt eigentlich dieſer Robert der Teufel, und wie garſtig iſt die Gefallſucht dieſer ſpukenden Nonnen! Man iſt ſo in den Irrgängen der ſogenannten Romantik befangen, ſo gewohnt conventionell geheiligte Unſittlichkeiten zu ertragen, daß ſie das Publikum gar nicht mehr ſtören. Göthe's Braut von Korinth wird von Vielen verdammt, und ſie iſt bei aller Schönheit auch kein recht erfreulicher Stoff, aber dieſe klöſterlichen Vampyre, die mit ihrer ſpukhaften Liebesluſt den halbtrunkenen Ritter verfolgen und, die Leichengewänder abwerfend, ihn umtanzen — das iſt der Menge ſchön, das liebt ſie, das findet ſie nicht beleidigend. So weit iſt man entſittlicht, ſo gedankenlos, ſich daran zu freuen! Mich ekelte es an

Von all der Dekorationspracht der mittelalterlichen, mondſcheinbeleuchteten Dome, der grünen Trauerweiden und weißſchimmernden Grabſteine, ſehnte ich mich fort nach dem Vatikan, zu den ſchönen nackten Götterbildern, zu der reinen, unverhüllten Menſchengeſtalt der heiligen Antiken.

Als der Spuk und die Lüſternheit bei kirchlichem Glockengeläute ein Ende hatten, als das Parterre die Marſeillaiſe verlangte, athmete ich auf. Der geſunde Klang dieſes rachedürſtenden Freiheitsliedes war herzſtärkend dagegen. Ein Baritoniſt deklamirte ſie ſingend, die dreifarbige Fahne in der Hand, und das ganze Perſonal, die Primadonna mit einbegriffen, ſang den Refrain. Der Eindruck blieb aber doch zurück gegen den, welchen am Morgen die Marſeillaiſe, vom Volke geſungen, gemacht hatte.

Nach dem erſten Akte der Oper hatte der Baſſiſt einen neu gedichteten und componirten Chant national vorgetragen, bei dem ebenfalls

das ganze Perſonal den Chor ſang. Der Rhythmus war marſchartig, friſcher, kräftiger Trommelwirbel das Accompagnement des Chors. Eine Strophe enthielt etwa die Worte »jusque dans ses plus profondes racines le vieux trône était pourri!« — Das klang widrig an einem Orte, wo vielleicht noch vor wenig Tagen dieſelben Sänger dem Könige ſich gebeugt und ihm gehuldigt hatten. — Der Refrain des Liedes lautete: Vive la France républicaine! la liberté prend son essort! und hatte einen ſchönen, jubelnden Klang. — Als wir gegen Mitternacht aus dem Theater kamen, war Paris illuminirt. Jetzt iſt's nach zwei Uhr Morgens.

14.

Paris, 18. März.

Ein kälteres, froſtigeres, kahleres Gebäude als das Pantheon, dieſen Tempel franzöſiſchen Ruhmes, habe ich nie geſehen. Große Hallen, welche Kreuzgänge bilden, hohe Kuppeln, in deren Wölbung einige Allegorien aus der Geſchichte Napoleon's al fresco gemalt ſind, und weiter nichts in den rieſigen Räumen, deren Bauart etwas Unwohlthuendes hat. Aus dem Schiffe der Kirche wird man in ein gewölbtes Souterrain geführt, in dem die Särge berühmter Männer ſtehen; dieſes

Gewölbe iſt jedoch keine ſchöne alte Krypta mit architektoniſchem Schmuck, mit Säulen und Hallen, es iſt ein ganz einfacher Keller, in dem man eben ſo gut Wein und Fleiſch, als die Gebeine von Heroen aufbewahren könnte. —

Ein paar Särge ſtehen frei und ſind von ſchöner antiker Form; ſo der Sarg Rouſſeau's, aus dem aber eine Hand eine brennende Fackel hervorſtreckt, welche moderne Allegorie eher auf eine Bonbondeviſe als für ein Grabmal paßt. Auch Voltaire und noch viele Andere ſind hier beigeſetzt — verwahrt, wäre der rechte Ausdruck für die Empfindung, welche man dabei hat, beſonders den weniger berühmten Todten gegenüber, die zu beiden Seiten der Gewölbe in Niſchenreihen übereinander geordnet ſind. Da iſt Santa Croce in Florenz ein ganz ander Ding, mit den Prachtdenkmalen Dante's, Alfieri's, Michel Angelo's, Galiläi's u. A., die das Volk täglich vor Augen hat in der ſtolzen, prächtigen Kirche.

Vom Pantheon fuhren wir nach Notre Dame. Die Beſchreibung erlaßt mir, da ihr ſie in Victor Hugo's Roman viel beſſer findet, als ich ſie geben könnte. Der Eindruck des Gebäudes iſt ernſt und großartig, der ganze Stadttheil, die Isle de la Cité, auf der es liegt, höchſt intereſſant durch den mittelalterlichen Charakter, der ſich überall ausſpricht und der um ſo düſterer erſcheint, wenn man vorher die ſchönen Quais der Seine paſſirt hat.

Sieht man in der Mitte des Platzes de la Concorde, bei dem Obelisken ſtehend, die Fontainen, die Tuillerien am Ende des Gartens, den Triumphbogen de l'Etoile, als Schluß der Champs elyſées, die Deputirtenkammer jenſeits des Pont royal, und die Madelaine am Ende der Rue royale, ſo hat man ein Bild von ſo großer Pracht, ſo reicher Schönheit, daß man ganz ungläubig daſteht, wenn man ſich nach wenigen Minuten in das Innere des alten Paris, nach der Inſel

der Cité oder in die Gegend der Sorbonne verſetzt ſieht. Schmale, ſieben bis acht Stock hohe Häuſer in den engſten, winklichtſten Straßen, von Schornſteinen überragt, die den Dampfſchornſteinen an Höhe nichts nachgeben. Wo einmal ein Haus abgebrochen und eine Lücke in den Reihen entſtanden iſt, putzt und tüncht man die Seitenwände nicht ab, ſondern ſie werden von oben bis unten mit großen Affichen bemalt. Da ſieht man Damen mit großen Shawls und Sonnenſchirmen über den Anpreiſungen eines Zahnarztes gemalt, große Weinflaſchen und Würſte neben den Empfehlungen eines Shawlmagazins; und dazwiſchen ziehen ſich, unter all dem Blau, Roth und Gelb der Buchſtaben, die breiten Rauchſpuren ehemaliger Schornſteine. Anfangs kann man es ſich gar nicht klar machen, wodurch die Straßen von Paris einen ſo eigenthümlich befremdenden Eindruck machen, bis man gewahr wird, daß derſelbe zu einem guten Theil von den

hohen Schornſteinen und mit Affichen bemalten Brandmauern und Eckhäuſern herrührt. An einem ſolchen war in der Höhe des dritten Stocks über der Anzeige eines Holzmagazins ein Kohlenträger ſo täuſchend dargeſtellt, daß mich jedesmal ein Schreck und Schwindel erfaßte, ſo oft wir vorbei kamen.

Sehr reizend iſt dagegen die Art, wie die Schaufenſter an den Magazinen verziert werden. Selbſt der Holzhändler ſpaltet und ſchichtet ſeine Holzſcheite in gefälligen Formen vor den Kellerthüren und Fenſtern auf, und die boutiques de comestibles ſind glänzend und luſtig wie ein Weihnachtstiſch. Hummern und Würſte mit Goldpapier beklebt; Goldfiſche in friſchem Waſſer unter Guirlanden feiner Kräuter, gerupfte Faſanen mit bunten Schweiffedern, Paſteten in ſchönen Schaalen, Fiſche auf grünen Blättern, gebratenes Geflügel und Fleiſchwaaren in glänzenden Gallerten, das ſieht beim hellen, flackernden Gas-

licht ſo lockend aus, daß man ſich doppelt über die Enthaltſamkeit des Volks in den Revolutionstagen zu wundern hat. Einzelne Straßen ſind faſt ganz von beſtimmten Gewerben eingenommen, wie die Rue Vivienne, an deren oberem Ende Haus an Haus ſich Putzhandlungen und Blumenmagazine finden. Auch die Paſſagen, welche ſich durch ganze Stadtviertel ziehen, ſind ſehr hübſch und man lernt ſich mit ihnen vertragen, wenn man bei Regenwetter die Weite der Pariſer Wege zu durchmeſſen hat. — Halbe Tage lang wandern wir durch die Straßen, ohne Plan und Ziel, und immer gewährt es neue Luſt, immer iſt etwas zu ſehen, was unterhält, auch jetzt, wo Paris ſo wenig ſich ſelbſt ähnlich ſein ſoll.

Heute lag wirklich wieder die Revolution in der Luft, wenn man ſo ſagen darf. Man fühlte, man ahnte ſie, wie ein herannahendes Gewitter. Ueberall ſtanden die Arbeiter wieder zu dreien,

vieren beiſammen, oder zogen in größern Trupps ſchweigend durch die Straßen. Plakate der Regierung fordern zur Rückkehr in die Werkſtätten auf und erklären, daß die ausländiſchen Arbeiter an den Nationalatteliers nicht Theil haben könnten. In einem der erſten Shawlmagazine, wo wir einen Einkauf machten und etwas gewaſchen haben wollten, fragten wir, wann wir dieſes wieder haben könnten? »Das wird von den Arbeitern abhängen, die noch immer nicht zurückkehren,« hieß es.

Täglich hört man von großen Bankierhäuſern und Fabrikanten, welche ihre Zahlungen einſtellen müſſen, und täglich auch neue Reden an das peuple magnamine, über ſeinen bon sens und ſeine modération; aber das Volk will nicht arbeiten, es will ernährt ſein, und es ſcheint, daß dieſe Sache der Regierung gewaltig über den Kopf wächſt. In der Geſchichte der Girondiſten von Lamartine findet ſich ein Wort, das

man jetzt füglich auf ihn ſelbſt anwenden kann: »Le génie fait pitié quand on le voit aux prises avec l'impossible!« — Es ahnt Niemand, es überſieht Niemand, wo oder wie dieſe Kriſis hier enden wird, und es müßte wahrhaftig ein Wunder geſchehen, wenn ſie friedlich und glücklich enden ſollte.

In dem Hôtel de Ville befinden ſich noch immer zweihundert Mann mit zwei Kanonen und reichlicher Munition, welche ſich dort feſtgeſetzt haben und nicht weichen wollen. Da man ſie nicht vertreiben konnte, ohne einen Aufſtand zu wagen, thut man, als bewachten ſie das Stadthaus, und hat ihnen noch ein Corps der Garde mobile beigeſellt. Die Regierung behandelt das Volk wie nachgiebige Eltern ihr weinendes Kind, dem ſie ſagen: »Ach, das gute Kind iſt ſo artig, es weint gar nicht mehr!« während dieſes laut ſchreit und mit Händen und Füßen um ſich ſchlägt, und auch Grund zum

Schreien hat, denn es leidet. — Dieſe Kriſis iſt wie ein Gewitter. Sie mußte kommen, um die Luft zu reinigen, aber trotz dieſer Ueberzeugung kann man ängſtlich werden bei dem Blitzen, Donnern, Hageln, und fürchten, doch gelegentlich todtgeſchlagen zu werden, wenn man ſich auch beſcheiden ſagen muß, daß dieſes für den, welchen es trifft, ſehr unangenehme Todtgeſchlagenwerden im Hinblick auf das Ganze durchaus gleichgültig wäre.

Nach unſern Kirchenbeſuchen fuhren wir zur Gräfin Marie d'Agoult, der unter ihrem Schriftſtellernamen Daniel Stern bekannten Verfaſſerin der Nelida und des Essai sur la liberté. Wir hofften, da ſie einigen Mitgliedern des Gouvernement provisoire befreundet iſt, von ihr Auskunft über die Zuſtände zu erhalten, und vernahmen auch die zuverſichtlichſten Beruhigungen, an die man jedoch nicht zu glauben vermag.

Als ich die Gräfin das erſtemal ſah, über-

raſchte ſie mich, abgeſehen von dem bedeutenden geiſtigen Eindruck ihrer Perſönlichkeit, durch die ſeltene Formenſchöne ihres Aeußern. Groß, ſchlank und voll, hat ihre Geſtalt etwas Imponirendes bei dem vollkommenſten Ebenmaaß der edel gebildeten Glieder. Ihr Profil iſt eben ſo rein, und die ſtark und beſtimmt ausgeprägten Züge bekommen dadurch, daß ſie ihr bereits ergrauendes Haar nach Männerart kurz um den Kopf geordnet trägt, noch einen beſondern Ausdruck. Denke Dir dazu eine ſehr ſtrenge dunkle Kleidung, ein mittelalterlich dekorirtes Arbeitskabinet, einen langgeſtreckten weißen Windhund auf dunklem Teppich vor dem brennenden Kamin, und das prächtigſte Bild iſt fertig, wie wir es geſehen haben.

Es war bei dieſem Morgenbeſuche die Rede von einem Wohlthätigkeitsballe in der komiſchen Oper, der heute Abend ſtattfinden ſollte und den wir zu ſehen beſchloſſen hatten. Die Gräfin beſtärkte uns in dem Vorſatz, und als wir um

zwölf Uhr aus den Variétés kamen, wo Bouffé die Rolle eines Gelehrten in: le pouvoir d'une femme vortrefflich gespielt hatte, fuhren wir noch nach der komischen Oper. Da gab es denn ein hellerleuchtetes Haus — a giorno wie die Italiener sagen — sehr hübsche Toiletten, eine Lotterie, bei der jede Dame ein Bouquet und in diesem verborgen ein Lotterieloos erhielt, Erfrischungen, große Hitze und Alles, was sonst zu einem Opernballe gehört. Nachdem wir diese Hitze eine Stunde lang im vollsten Maaße genossen hatten, fuhren wir nach Hause, und ich legte mich mit dem seligen Bewußtsein schlafen, daß ich zur Beruhigung meines Gewissens auch einen Opernball in Paris mitgemacht, das heißt ausgehalten hatte. Das mag für junge, in Paris bekannte Männer sehr unterhaltend sein, für fremde Frauen ist es eben so langweilig als ermüdend.

Die Witze des Charivari haben darum etwas ſo überaus Beluſtigendes, weil ſie nicht boshaft ſind; wenigſtens ſind mir keine ſolche vor Augen gekommen. Ein Paar derſelben will ich hieher ſetzen. Auf den Boulevards ſind alle Bäume in den Revolutionstagen umgehauen und zu den Barrikaden verwendet worden. Ein Pariſer Bürger ſteht nun vor einem abgehauenen Baume, betrachtet die leere Stelle mit dem Lorgnon und ruft: »Pas de verdure! c'est étrange! Comme

les révolutions changent le climat! La végétation est bien en retard cette année!« — Ein verabſchiedeter Beamter ſieht zu, wie man die aufgeriſſenen Steine des Pflaſters wieder einrammt, und ſeufzt: »Est il heureux ce pavé! il retourne toujours dans sa vieille place!« — Ein Dritter kommt in ſtrömendem Regen Nachts vor ſeiner Wohnung an. Er hat den Schirm zugemacht, um die Hand für das Aufſchließen frei zu machen; Mantel und Hut triefen von Waſſer. Er eilt, den Schlüſſel in die Thüre zu ſtecken, aber rieſige Plakate, Aufrufe an das Volk ſind über das Schlüſſelloch geklebt. Nun ſteht er da, arbeitet mit den erſtarrten Fingern, das Papier fortzuſchaffen, und ruft: »Ah, quelle bonne chose, que la liberté.«

Indeß komiſcher als all dieſe Satiren iſt mir neulich der Plafond in der franzöſiſchen Oper vorgekommen. Er ſtellt den Olymp dar, auf dem die Götter beiſammen ſitzen, mit Ausnahme

Apoll's. Dieſer nämlich klettert mühſam, die Leier in der Hand, durch das dicke Gewölk empor, welches den Olymp von der Erde trennt. Alle franzöſiſchen Dichter und Muſiker, porträtähnlich, im Koſtüm ihrer Zeit, folgen ihm und klettern eben ſo emſig als ihr göttlicher Meiſter den Pfad des Ruhmes hinan. Nun denke Dir dieſes Gemiſch von Perrücken, Hofkleidung, Zöpfen, Jabots, Revolutionstrachten und griechiſcher Nacktheit; die Phyſiognomien Voltaire's und Boileau's der Ceres, der Venus, all den ſeligen Göttern gegenüber! Es läßt ſich gar nichts Komiſcheres erfinden und man begreift nicht, wie ein ſo gebildetes Volk dieſen Ungeſchmack erträgt.

Morgens waren wir heute im Jardin d'hiver, weil jeder, der uns ſah, immer fragte: »waren Sie im Wintergarten?« Alle Welt rühmte ihn, nannte ihn admirablement beau; mir iſt er unbeſchreiblich langweilig und flitterhaft erſchienen.

Den Jardin d'hiver eröffnet ein ſehr großer Saal, in dem ſich eine permanente Kunſtausſtellung befindet: Oelgemälde der unbedeutenderen Maler, vortreffliche Daguerreotypen und Aquarellen, ſehr ſchlechte Skulpturarbeiten und große, höchſt geſchmackvoll geordnete Blumentiſche mit blühenden Pflanzen. Dann tritt man in ein ſehr großes Treibhaus, deſſen erſte Hälfte mit orange und weißen Stoffen zeltartig überdacht iſt. Oben herum gehen reich verzierte Gallerien, welche in kleine, behagliche Kabinets führen; unten im Zelte ziehen ſich Eſtraden mit Bänken an den Wänden hin. Dazwiſchen befinden ſich Trophäen, Harniſche, Fahnen, Statuen, gewappnete Pferde, die unter all den geputzten Männern und Frauen auf den Eſtraden einen mehr verwirrenden und confuſen, als ſchönen Eindruck machen.

Es ward gerade an dem Tage ein Morgenconcert von den Mitgliedern der komiſchen Oper

zum Beſten der Verwundeten gegeben. Man ſang die Freiheitslieder aus der Stummen von Portici, heroiſche Partien aus andern Opern und zuletzt auch das Körner'ſche Schwerdtlied im Chor, ob aber deutſch oder franzöſiſch, konnte ich nicht verſtehen. Dann deklamirte eine ſchöne, brünette Schauſpielerin in weißem Gewande, mit Lorbeeren bekränzt, einen Palmzweig in der Hand, viel von liberté, gloire, patrie; aber außer dieſen Stichworten konnten wir der Ferne wegen auch davon nichts hören, als das donnernde Beifallklatſchen des Publikums. Das Zelt iſt groß wie ein Reitſaal und mag ſchwer mit der Stimme auszufüllen ſein.

Den letzten Theil des Wintergartens bildet der eigentliche »Garten,« ein Treibhaus, in deſſen Mitte ein Stückchen Raſen geſäet iſt, aus dem ein paar Büſche und Sträucher hervorwachſen. Dann giebt es auch Palmbäume, Teiche en miniature mit Goldfiſchen, Steingrotten, Spring-

brünnchen, einige Volièren, und viele herumflatternde Kanarienvögel, über die man erſchrickt. Ferner findet man ein Leſekabinet, Büffets, einen Ueberfluß an Lüſters und Lampen, und all das zuſammen iſt doch im Grunde kindiſch, kleinlich und langweilig, und dieſes doppelt in einer Zeit wie die jetzige. Der ganze Jardin d'hiver ſieht aus wie eine Weihnachtsbeſcherung für große Kinder; von einem Luſtorte für das Volk, wie Einige ihn nannten, hat er vollends nichts.

Für das Volk zu bauen hat man überhaupt verlernt; die Römer verſtanden es. Die allem Volke geöffneten Thermen des Caracalla, des Titus, das Amphitheater des Marcellus, das Coloſſeum, das waren Bauten, in die man zehn ſolche Jardins d'hiver hinein ſetzen konnte. An den nackten Mauern dieſer Gebäude erfreut, erhebt man ſich noch heute; was wird nach zwanzig Jahren von den Spielereien des Pariſer Wunderwerkes übrig geblieben ſein?

Als wir heimkehrten, es mochte fünf Uhr ſein, wehte plötzlich am Ende der Rue royale auf dem Boulevard eine roth-ſchwarz-goldene Fahne. Wir gingen ſchneller, um zu ſehen, was es gebe, und erblickten die Deutſchen, welche vom Exerciren auf dem Marsfelde zurückkamen. Die Zugführer und Fahnenträger ſchritten, trotz des Princips der Gleichheit, mit wahrer Offiziers-eitelkeit einher; das muß wohl in den Deutſchen liegen. Sie quälten ſich ängſtlich, im Schritt zu gehen, und banden ihre junge Freiheit gleich vorſichtig an Richtung und Fühlung. Das iſt den hunderttauſend Ouvriers neulich gar nicht eingefallen; da ging jeder wie es ihm gefiel, und doch machte der Zug einen ſo würdigen Eindruck.

Einige Compagnien ſangen, man konnte nicht hören was, aber dabei fiel es mir recht traurig auf, daß wir Deutſche nicht einmal ein National-lied haben; keine Melodie, wie die Marſeillaiſe oder das Rule Britannia, rule the waves, bei

der jedes Herz erzittert in freudigem Stolz. Wie hat man Deutſchland mißhandelt, wie haben ſich die Deutſchen mißhandeln laſſen!

Mitten auf den Boulevards machten ſie Halt. Sie riefen: »vive la République!« Es entſtand ein Gedränge, ein Auflauf; wir blieben in der Ferne. »Was giebt es? was machen die Deutſchen dort?« fragten wir einen Vorübergehenden. »Ich weiß nicht, meine Damen; es wird wohl die öſterreichiſche Geſandtſchaft ſein, der die Deutſchen ein Vivat bringen,« entgegnete naiv der gute Bürger. Inzwiſchen wälzte ſich der Ruf: »la révolution à Vienne! la république à Vienne! l'abdication du prince de Metternich!« über die ganzen Boulevards. Ein Zeitungsverkäufer hatte über ſeinem Tiſch die Tricolore entfaltet; die Worte: »Vive la République! la révolution à Vienne!« prangten in ihrer Mitte. — Wir hielten es für einen Puff. Und doch iſt es Wahrheit geworden. Die Tyrannei geſtürzt in

Wien, durch Metternich's Starrheit, in Metternich's Perſon! Louis Philipp im Exil, Metternich auf der Flucht! Es giebt eine Nemeſis in der Weltgeſchichte! Cäſar verblutet auf dem Kapitol, Ludwig XIV. ſtirbt im Lebensüberdruß der Ueberſättigung, Napoleon verſchmachtet auf St. Helena, Louis Philipp geht arm in das Exil und Metternich führt den Sturz der Tyrannei in Deutſchland herbei.

Man ſpricht von großer Aufregung in Berlin, größer als unſere Briefe von dort ſie ſchildern, von Unruhen in Polen, und auch hier ſieht es ſehr bedrohlich aus. Es bildet ſich unter Flocon eine Partei, der ſchon Ledru Rollin zu gemäßigt, ein Ariſtokrat erſcheint. Flocon ſoll im Klub geſagt haben: »Man will die Wahlen beſchleunigen, weil man das Hereinbrechen der Anarchie fürchtet, falls die Nationalverſammlung nicht bald zuſammentritt. Aber wir wollen die Anarchie, wir bedürfen der Anarchie. Der Künſtler, welcher

aus einer ſchlechten Erzſtatue eine neue, gute machen ſoll, muß ſie erſt im Feuer zerſchmelzen, ſie auflöſen, das Metall in neuen, glühenden Fluß bringen. Wir werden keine neue Geſellſchaft bilden, keine Regeneration iſt möglich, ſo lange die Monogamie, die Ehe und die Familie Sklavenketten bilden, an denen das Chriſtenthum uns hält. Ehe die ſtaatliche Freiheit beginnt, ehe die bürgerliche anfangen kann, muß die menſchliche Freiheit begründet ſein.«

Das Volk, d. h. die Proletarier ſagen: »Wir wollen Deputirte haben, die nicht leſen, nicht ſchreiben können; denn die Andern haben über den Büchern den Blick für unſere Zuſtände verloren und urtheilen nach Theorien. Wir wollen Deputirte, die von den großen Staatsverhältniſſen nichts wiſſen, die nichts kennen als unſere Noth, und nichts berückſichtigen als unſer bien-être!«

So erzählten mir geſtern ein Paar leidenſchaft-

liche Verehrer der anarchiſchen Umſchmelzung. Sie waren dabei ſo vergnügt wie Kinder, deren Eltern einen Wohnungswechſel vorhaben, und die ſich in der allgemeinen Unordnung glückſelig fühlen, weil ſie thun und machen können, was ſie wollen. Wie das enden wird?

So lange die Völker roh ſind, wird die Vergangenheit maßgebend bleiben für die Zukunft; Mißbrauch der Freiheit wird zur Diktatur eines Maſſaniello oder Rienzi, zur Kaiſerherrſchaft eines Bonaparte führen. Sind die Franzoſen aber reif für die Freiheit, iſt die humane Bildung des Volkes eine Wahrheit geworden, ſo werden ſie in der Freiheit das Maaß, das Geſetz finden und achten, und eine feſte Republik wird entſtehen, deren Grundlage ſchon die Keime jener ſocialiſtiſchen Zukunft in ſich tragen wird, welcher wir unzweifelhaft entgegengehen.

16.

Paris, 20. März.

Geſtern iſt mir eine vollkommen neue Offenbarung geworden, wenn man es Offenbarung nennen kann, daß urplötzlich verwirklicht vor uns ſteht, was wir lange in unſerem Innern als Ueberzeugung beſeſſen haben. — Ich habe die Rachel als Pauline im Polyeuct von Corneille geſehen und ſie nachher die Marſeillaiſe ſingen hören.

Tauſendmal habe ich behauptet: das, was man uns jetzt auf dem Theater bietet, an Dich-

tung und Darſtellung, iſt nicht das Rechte, iſt nicht das Schöne; es muß ein Anderes geben, weil man fühlt, daß es exiſtirt. Tauſendmal habe ich auch geſagt, das Theater, die höhere dramatiſche Dichtung kann den Vers nicht entbehren. Der Rhythmus muß im höheren Drama der Träger des Gedankens ſein, der ihn über das Alltägliche erhebt. — Ich habe ſeit Jahren keine Freude am Theater gefunden, ſelten durch die neuen Werke einen wirklich tiefen, erhebenden Eindruck empfangen. Die meiſten haben mich durch innere Unwahrheit, durch Mattherzigkeit und Glaubensloſigkeit geärgert, oder durch Phraſen und Schlagworte gelangweilt, die nicht hineingehörten. Vor den Schauſpielern, vor der Convention der Sprache, vor dem hohlen Pathos der Tragirenden, bin ich immer wahrhaft erſchrocken.

Mir hat es lange vorgeſchwebt, daß Einheit der Scene eine Bedingung des ächten Dramas

ſein müſſe, und nun ich das erſte Stück von Corneille geſehen habe, bin ich vollkommen überzeugt, daß Einheit des Ortes und der Zeit eine Nothwendigkeit für das dramatiſche Kunſtwerk iſt. Sie ſtimmen den Hörer allein zu jener Ruhe, welche die Auffaſſung des Kunſtwerkes fordert, und das ſpannende Intereſſe an der Handlung, welches die moderne Tragödie beabſichtigt, iſt ein Kunſtſtück, unwürdig der Kunſt. Die Franzoſen, welche ihren Corneille, Racine, Voltaire höher ſtellen als Victor Hugo und Dumas, haben Recht; wie die Italiener Recht haben, welche ſich an ihre alten klaſſiſchen Dramen halten. Das Drama im höhern Sinne ſoll uns den Menſchen zeigen im Kampfe mit den Lebenswirren, welche als Nothwendigkeit aus ſeiner Natur hervorgehen und dadurch ſeine Entwicklungsgeſchichte bilden. Es ſoll uns eine histoire intime im größten Style geben, der ſich auch in geringen, untergeordneten äußern Verhältniſſen bethä-

tigen kann. Dieſe Seelenentwicklung zu betrachten, bedürfen wir der Ruhe; Ruhe entſteht durch Sammlung, und dieſe wird unmöglich, wenn unſere Phantaſie von Norden nach Süden gehetzt und durch die Erwartung wunderbarer Entwicklungen geſpannt wird, wie beim modernen Drama.

Und nun Polyeuct und die Rachel! — Sie iſt eine kleine, wenigſtens nicht große, ſehr magere Geſtalt; ein nicht ſchönes Geſicht, in dem nicht einmal der ſchöne jüdiſche Typus ausgeprägt iſt; eine hervortretende Stirne, kleine, ſehr tief liegende Augen; die Bewegung der Ellenbogen faſt eckig, die Haltung des Rückens, des Kopfes etwas gebeugt. So trat ſie in dieſer Rolle auf.

Sie ſpielt die Gattin eines Römers, der ſich zum Chriſtenthume bekennt, das ſie als Anhängerin der alten Götter verachtet. Von dem Vater zur Ehe mit Polyeuct gezwungen, hat ſie der

Liebe zu dem Feldherrn Severus entſagen müſſen und ſich aus dem Gehorſam gegen den Vater, aus der Treue gegen den Gatten einen Kultus gemacht. Das Drama beginnt mit der Rückkehr des Severus in dem Augenblicke, wo Polyeuct, des Abfalls von den Göttern angeklagt, zum Tode verurtheilt worden iſt. Die heftigſten Seelenkämpfe entſtehen. Alle Bitten der Gattin, des Vaters vermögen nicht Polyeuct zum Widerruf zu bewegen. Polyeuct wird zum Tode abgeführt, nachdem er vorher Pauline, die tugendhafteſte Gattin, dem Severus, als dem edelſten der Römer, vermacht hat. Pauline aber folgt dem Gemahle bis zum Richtplatz. Sein Märtyrertod bekehrt ſie zu der neuen Lehre. Sie und ihr Vater, ein Oberprieſter, werden Chriſten, und Severus, von dem ſich Pauline dadurch für immer ſcheidet, verſpricht ihr großmüthig, den Schutz des Kaiſers für die Chriſten zu erbitten.

So ſchlicht dieſe Erfindung in der Erzählung klingt, ſo wenig ich das Pathos der altfranzöſiſchen Tragödie in Schutz nehmen will, wo es übertrieben iſt, ſo ſind es doch lauter große und reine Motive, um die es ſich hier handelt; ein hoher Grundgedanke, an dem ſich die einzelnen Charaktere entfalten und bewähren. Wenn Stratonice ihrer Freundin Pauline vorhält, daß es Unrecht war, ohne Neigung zu heirathen, und Pauline in der Würde troſtloſer Entſagung antwortet: »Mais j'avais un père!« ſo wiegt dies im Eindruck auf die Zuſchauer gewiß das todte, auswendiggelernte: »Du ſollſt Vater und Mutter ehren« auf.

Immer habe ich gefragt, wenn wir die Frauen auf dem Berliner Theater herumwüthen ſahen: »wer raſt denn im Schmerz? wer ficht ſo mit den Armen? wer agirt ſo, wenn er das Geheimniß ſeiner Liebe ausſpricht? wer ſchreit denn ſeine Leiden ſo aus?« — Von all dieſen Verkehrtheiten

iſt keine Spur an der Rachel. — Je mehr ſie leidet, je tiefer ihr Schmerz wird, um ſo ſtiller, um ſo klangloſer wird ihre Stimme. Nur ſchneller, nur angſtvoller, nur thränenbebender ſpricht ſie. Sie ſtürzt nicht ab von der Scene; würdevoll geht ſie davon, ihr Leid dem Auge zu entziehen, in ſchöner Achtung vor der eigenen Schönheit, vor der Heiligkeit des Schmerzes. — In jeder Bewegung, in jeder Vibration ihrer Stimme fand ich die Beſtätigung meiner Ueberzeugung, daß jede Kunſt nach den Regeln der Plaſtik, durch die höchſte Einfachheit und Beſchränkung der Mittel das Höchſte leiſtet. Das moderne Drama, ſelbſt Shakespeare, ſelbſt Göthe im Götz, und Andere ſtehen hinter dem antiken Drama zurück. Sie verhalten ſich dazu wie Genremalerei — die ja in ihrer Art vollkommen ſein kann — zur Plaſtik. — Das Drama, welches als Erziehungsmittel der Nationen benutzt werden kann und ſoll, iſt aber allein das plaſtiſche

Drama, welches innerlich wirkt, weil es nicht äußerlich ſpannt, die Neugier nicht anregt.

Das Koſtüm der Rachel war vollendet. Ein ganz weißes, fein wollenes Gewand, ſehr lang auf die Füße herabfallend, am Halſe ausgeſchnitten, blouſenartig natürlich, ohne genähte Falten, mit einer Binde von demſelben Stoff, welche alſo Querfalten gab, unter der Bruſt gebunden; die kurzen Aermel wie bei der Statue der ſitzenden Agrippina mit drei Edelſteinen geſchloſſen. Darüber trug ſie einen goldgelben Mantel von Wolle ohne alle Stickerei oder Beſatz, ſtreng nach dem Bilde der Antike; er ward auf der linken Schulter mit einer Gemme zuſammengehalten, den rechten Arm für die Bewegung freilaſſend; das Haar hatte ſie mit einigen Streifen goldenen Bandes durchflochten, das Scheitel und Flechten umſchloß.

Als ſie nach der Sterbeſcene ihres Gemahls auf die Bühne zurückkehrte, hatte ſie den Mantel

abgethan, die Stirnbinden nach hinten geſchoben, ſo daß dieſe in loſen Zügen die Flechten umgaben und von Vernachläſſigung des Aeußern zeugten. Nichts von jener gemachten, komödienhaften Theaterraſerei der offenflechtigen, haarſträubenden Verzweiflung. In langen, ruhigen Falten hing das weiße, keuſche Gewand an ihrem Körper hernieder, wie an der ſchönſten Gewandſtatue; und ſchnell, mit verſtörtem Blicke eintretend und feſten Fuß faſſend im Vordergrunde, erzählt ſie den Tod ihres Gatten und ſagt: »j'ai vu! je sais! et je crois!« beide Arme in Extaſe gen Himmel breitend und die Augen, ſtrahlenwerfend, erhoben in Verklärung. Mir bebten Schauer des Entzückens durch alle Adern, als der Vorhang fiel.

Aber nun erſcholl es: »Rachel! la Marseillaise! la Marseillaise! Rachel!« — Der Vorhang ging auf. In demſelben weißen Gewande, eine dreifarbige Schärpe unter der Bruſt

um die Taille geſchlungen, das Haar in der Vernachläſſigung des letzten Akts, trat ſie ſchnell aus den Couliſſen hervor in das Proſcenium. Die Muſik accompagnirte leiſe, denn Rachel hat wenig Stimme, und nun begann ſie.

Dafür giebt es durchaus keine Worte. Was der Zorn der tiefſten Unterdrückung, was die Empörung des entmenſchten und ſich doch menſchlich fühlenden Sklaven an finſterem Ausdruck in die Züge eines Menſchenantlitzes preſſen kann, das lag in ihrem Geſichte. Eine Kriegsfurie, eine entfeſſelte Rachegöttin, wie der Schönheitsſinn der Helenen ſie dargeſtellt hat; ſchön, wie das lähmende, verſteinernde Antlitz einer Meduſe. Jeder Nerv in mir hat gebebt, als man hinter der Scene einen leiſen, dumpfen Trommelwirbel hörte, und ſie, feſt in das Publikum blickend und es bannend unter die Gewalt dieſes magnetiſchen Blickes, mit der rechten Hand in die Ferne zeigend, die Worte ſang oder ſprach — denn es

hält die Mitte zwiſchen beidem: »entendez-vous dans ces campagnes mugir ces féroces soldats? — Ils viennent, jusque dans vos bras, égorger vos fils et vos campagnes?« Ein Strom von ſanfter Trauer überfluthete ihren Zorn bei dieſen letzten Worten, und die rächende Göttin hatte eine milde, weiche Klage für das Loos der Geopferten.

Dann die prachtvolle Zuverſicht in den Worten:

Tremblez, tyrans et vous perfides,
L'opprobre de tous les partis.
Tremblez, vos projets parricides
Vont enfin recevoir leur prix!

Die ſpöttiſche Geringſchätzung derer, welche die Freiheit zu tödten glauben, indem ſie den Menſchen tödten:

Tout est soldat pour vous combattre;
S'ils tombent nos jeunes héros,
La terre en produit de nouveaux,
Contre vous tout prêts à se battre!

Die Zuverſicht auf die Unſterblichkeit, auf den Sieg der Freiheit lag in einer einzigen Bewegung des rechten Armes, den ſie mit ſtolzer Verachtung emporhob, als ſchleudre ſie jeden Zweifel aus der Welt.

Plötzlich rafft ſie ſich empor, geht feſten Schrittes in den Hintergrund, in dem die dreifarbige Fahne aufgepflanzt war, ergreift ſie, hält ſie hoch empor in der Rechten, ſie frei entfaltend, ein freies Banner. Vor dieſem Banner, daß ſie ſelbſt erhebt und hält, vor dieſem Banner, das ſie mit inbrünſtiger Verehrung an ihre Bruſt drückt, ſagt ſie:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!

Für den Ton dieſes liberté! liberté chérie! reicht keine Schilderung aus. Es war der lei-

denſchaftlichſte Enthuſiasmus, die tiefſte, anbetendſte Herzensliebe in ihrer Stimme.

Rachel iſt die perſonificirte, die menſchgewordene Marſeillaiſe, der fleiſchgewordene Begriff des Freiheitskampfes. Immerfort klang es in meiner Seele: und das Wort ward Fleiſch! — Ja! das ſoll das Wort! Es ſoll, es muß Fleiſch werden, um zu ſein! Und es iſt auch darin ein Gott, daß dieſe menſchgewordene Marſeillaiſe eine Jüdin, die Tochter der Unterdrückten iſt.

Eine halbe Stunde nachher, als man bereits ein Luſtſpiel aufführte, löſte ſich die gewaltſame, ſtarre Ergriffenheit meiner Seele, und da erſt brach ich in einen Strom heißer Thränen aus. Ich werde den Abend nie vergeſſen, niemals!

Da ich nicht allein hingegangen war, alſo abhängig von Andern, mußte ich noch ein, freilich gutes Luſtſpiel von Alfred de Muſſet anſehen. Es hieß le caprice, und die Allan ſpielte meiſterhaft darin. Teppiche über dem Fußboden, geſchloſſene Couliſ-

ſen, vollſtändige Möblirung des Zimmers geben der Bühne eine ruhige Behaglichkeit, welche gewiß viel zu dem guten Spiele der Franzoſen beiträgt.

Beim Herausgehen aus dem Theater hörten wir von einem Zeitungsausrufer — es war nach zwölf Uhr — einen ſehr komiſchen Puff: »Messieurs! la Presse! le Journal la Presse, Messieurs! dernière édition du soir! Messieurs! l'abdication de l'empereur Nicolas en faveur de Louis Philippe!« Es geſchehen übrigens ſolche Wunder, daß man eigentlich auch daran glauben könnte.

17.

Paris, 21. März.

Die Poſten von Berlin ſind nicht angekommen, das Gerücht von einer Revolution beſtätigt ſich. Auf der Geſandtſchaft hatte man keine Nachrichten und war in eben ſolcher Spannung als wir.

Um über die Zeit fortzukommen, macht man Beſuche, ſieht Merkwürdigkeiten und geht in die Theater. So ſind wir heute Abend in das Theater von Alexander Dumas gerathen. Es liegt auf dem Boulevard in der Gegend des

Faubourg St. Martin, heißt Théâtre historique und iſt im Innern von der heiterſten Pracht; bunt, fröhlich, kokett, als müßten lauter Maskenbälle darin gegeben und die witzigſten Intriguen in's Leben geführt werden.

Das Stück aber, welches man darſtellte, war nach meinen Begriffen weder heiter noch ſchön, ſondern unerträglich: der erſte Theil des Dramas »Monte Chriſto,« das zwei Abende ausfüllt, jeden Abend mit fünf Akten. Gegen das Unkünſtleriſche dieſes Einfalls zu ſprechen, iſt überflüſſig; denn wie weit dieſe Art von dem Princip der Einheit abliegt, das iſt klar. Aber nun erſt das wüſte Durcheinander von Scenen, von Menſchen, von Zuſtänden! Wenn man den Roman, wie ich, nicht kennt, verſteht man es gar nicht und wird ganz ſchwindelnd davon. Bald ein Salon mit vornehmer Sentimentalität, dann wüthende Marſeiller Fiſcher in ihrer Hütte; arme Schneider oder ſo etwas in der Manſarde; Gefängniſſe,

franzöſiſche Revolution, Vergrabung eines gemordeten neugebornen Kindes durch den Vater, der es gemordet hat; ein tugendhafter, im Gefängniß ſterbender Weiſe; in einer Nebenzelle ſein Freund Monte Chriſto, der ſich zu dem Kranken einen Weg durch die Mauer bricht und ihn erſt als Kranken, dann als Leiche durch das Verbindungsloch hin und her zieht; man muß das phyſiſche Leiden des armen Schauſpielers dabei bejammern; noch einmal Monte Chriſto, der ſich in einen Sack wickelt, um ſtatt der Leiche des todten Greiſes vom Felſen in's Meer geſtürzt zu werden, und der dann im Waſſer aus dem Sacke herauszappelt, um ſeine Flucht zu bewerkſtelligen, was man alles auf der Bühne ſieht; Todesgrauen, tugendhafte Seelenbefriedigung, dies Alles geht wild durch einander und bildet ein merkwürdiges Ragout von ſpannenden, aufregenden Scenen.

Ich mußte immer an das Gebräu von Mac-

beth's Hexen denken: »Türkenlebern, Judennaſen!« Es iſt alles darin, es fehlt nichts, und die Pracht, die ganz eigenthümlich künſtliche Einrichtung des Dekorationsweſens umfangen uns wie ein toller Mährchentraum. Aber ich ſagte doch, aus voller Seele aufathmend: »Gottlob, das es vorbei iſt!« als wir auf die Straße kamen und ich mich von dem wüſten Hexenſpuk dieſes Durcheinanders befreit fühlte; denn daß ich die Fortſetzung nicht ſehe, verſteht ſich von ſelbſt. — Wie ein Volk, das die Rachel in antiken Rollen ſieht und zu ſchätzen verſteht, ſolches Machwerk ertragen kann, iſt kaum zu erklären, wie denn überhaupt die Manierirtheit der Franzoſen in der Kunſt auffallend bleibt.

Wir waren am Morgen im Louvre, in dem die Kunſtausſtellung eröffnet worden iſt. Da man den Grundſatz der Freiheit auch auf den Salon ausgedehnt hat, ſo enthält der Katalog mehre tauſend Nummern. Jeder, der ein Stück Leinwand

zum eigenen Vergnügen mit Farben überſtrichen, hat es zur Ausſtellung geſendet, und neben den Werken erſter Meiſter kommen Bilder vor, wie ſie über Reiterbuden, Menagerien und Wachsfigurenkabinetten hängen. Wir waren ſpät angelangt, das Gedränge war ſehr groß; wir mußten uns alſo begnügen, einen Gang durch die ſchönen Säle zu machen, hie und dort flüchtig mit dem Auge verweilend, wo Schönes lockte.

Zum Schluſſe kamen wir in die Säle der Skulptur, und eilten die Statuen Kleſſinger's zu ſehen. Es ſind deren zwei ausgeſtellt. Man hatte ſie uns beide im höchſten Grade geprieſen. Kleſſinger, der mit einer Tochter von George Sand verheirathet iſt, machte durch eine nackte Frauengeſtalt, welche er vor ein Paar Jahren geliefert, großes Aufſehen. Auch diesmal hat er wieder nackte Frauenbilder geſchaffen. Die eine war ſo von Beſchauern umringt, daß wir ſie gar nicht ſehen konnten, denn ſie iſt liegend darge-

ſtellt. Wir wendeten uns alſo zu der andern — und mit Schrecken, mit Widerwillen davon ab.

Es iſt eine berauſchte, nein, eine betrunkene Bacchantin — auch das iſt noch nicht der Ausdruck für dieſe Statue, für dieſen Zuſtand. Adolf Stahr ſetzt in ſeinem Werke über Italien vortrefflich auseinander, wie die alten Meiſter, Rafael, Tizian und deren Zeitgenoſſen, chriſtliche oder heidniſche Mythe als Deckmantel benutzen mußten, um das rein Menſchliche, das ſinnlich Berechtigte darzuſtellen. Hier aber wird die heidniſche Mythologie angewendet, um unter ihrer Aegide das Unberechtigte, das Unſchöne der geſunden Menge aufzudringen, welche ſich ſonſt widerwillig davon abwenden würde.

Keine Spur von der jubelnden, friſchen Be-

vom Weine erzeugt, der die Lebensluſt bis zur Ekſtaſe ſteigert und den Bacchantinnen in der Glücksempfindung des Daſeins jubelnde Päane des Dankes für das Geſchaffenſein erpreßt. Man kann die jüngſten Mädchen hinführen vor die große Vaſe in der Villa Albani zu Rom, auf der ein Bacchanal dargeſtellt iſt, ohne ihr weibliches Empfinden zu verletzen, ohne ihnen einen andern Eindruck zu geben, als den freudigen Genuß der reinſten Schönheit. — Dieſe Bacchantin aber iſt ein trunkenes, zügelloſes Weib, das in bewußtloſer Unſchönheit niedergeſunken, den ſchönen Körper zu ungefälligen Linien verdreht. Bruſt und Leib ſind ſo gehoben, der Nacken ſo zurückgeworfen, daß man von der einen Seite den Kopf gar nicht entdeckt. Wahrhaft empörend iſt dieſe Darſtellung und ein Verbrechen gegen die Reinheit der Kunſt. Wie mag nur George Sand das anſehen! und wie kann das die franzöſiſche Kritik loben! — Die Franzoſen ſind

Idealiſten, denn ſie gründen eine Republik, ſie ſtellen die Idee der Freiheit in der Wirklichkeit her. Wie können ſie die Kunſt ſo mißbrauchen laſſen? Wer das Ideal in einer Richtung erkennt, muß es nach allen Richtungen verſtehen und ehren, und Ehrfurcht vor dem Ideal wird die Religion der Zukunft ſein.

18.

Paris, 22. März.

Endlich Nachrichten aus Berlin! Geſtern Abend ſpät ſind die erſten ſichern Berichte eingetroffen. Mieroslawski im Triumphe durch die Stadt getragen — Kanonenſchüſſe, Volksmord in der chriſtlichen Hauptſtadt des chriſtlichen Staates, unter den Augen des Königs! Der weiße polniſche Adler und die roth-ſchwarz-goldene Fahne zugleich emporflatternd zum Lichte aus langer Knechtſchaft! Man jubelt auf und denkt zugleich mit tiefem Schmerze an all die Opfer der Unter-

drückung, welche in Nacht untergingen, ehe dieſes Morgenroth der Freiheit über die Erde leuchtete. —

Wie iſt man angſtvoll in der Trennung! Die Ferne hat etwas Entſetzliches und es iſt mir ein großer Schmerz, daß ich fern bin in dem erſten großen Augenblicke, den die Geſchichte Deutſchlands bietet, ſeit ich denken kann.

Was wird die nächſte Zukunft ſchaffen in Deutſchland, in Preußen? Es giebt gewiſſe Dinge, welche Volk und König einander nie verzeihen, nie vergeſſen können. Eine wirkliche Ausſöhnung zwiſchen unſerem mittelalterlich monarchiſchen Könige und der Idee der Volksfreiheit iſt ſo unmöglich, wie die Herſtellung einer innerlich zerſtörten Ehe. Ein Volk ſoll aber kein Scheindaſein führen.

Wir leben in einer Zeit, welche gewaltſam mit ihrer Vergangenheit zu brechen ſcheint, und

man wird den Kampf verlängern, wenn man nur halb bricht, wenn man nicht allen Schutt des Zusammengestürzten forträumt. Das wird viel Noth, viel Mühe machen, Mancher wird obdachlos oder unter den Trümmern verschüttet werden, Mancher der nothwendigen Arbeit des Neubaus erliegen. Es wird nicht bleiben bei den politischen Umgestaltungen; die sociale Revolution bricht unaufhaltsam herein. Hier gilt nur ein Entweder Oder. Das hat etwas furchtbar Beängstigendes. Es ist ein Entsetzen, so wie wir auf der Wetterscheide der Weltgeschichte zu stehen, zwischen dem Tode der Vergangenheit und der Geburtsstunde der Zukunft — und doch mußte dieser Augenblick kommen! Es war eine Ungerechtigkeit, eine Lüge in der Welt, denen ein Ende gemacht werden mußte, weil die Menschheit beide zu fühlen begonnen hatte. Wer weiß, ob die große sociale Reformation nicht gerade in Deutschland zur Vollendung kommt, wie einst die religiöse Refor-

mation, die ja auch ihre Vorgänger in allen romaniſchen Ländern gehabt hat!

Heute Morgen hat uns Heine beſucht; ſein deutſcher Diener führte ihn bis in unſer Zimmer. Er iſt ſehr erſchüttert durch die Ereigniſſe. »Ich wollte,« ſagte er, »ſie wären früher oder ſpäter gekommen; denn ſie in meinem Zuſtande erleben zu müſſen, iſt um ſich todt zu ſchießen.« — Wir ſprachen von Attatroll und ich erzählte ihm, wie uns die Stelle beluſtigt: »Auch die Juden ſollen künftig volles Bürgerrecht genießen; nur nicht tanzen auf den Märkten! Dieſes Amendement, ich mach' es im Intereſſe meiner Kunſt.« — Er verſicherte, dies ſei ein Zug, den er aus dem Leben genommen. Er habe in ſeiner Jugend in Göttingen einen ſehr vernünftigen, durchaus liberalen Apotheker gekannt, der immer ganz ernſthaft ausgeſprochen habe, die Juden müßten volle Gleichſtellung erlangen und Alles werden können, nur nicht Apotheker

Nachher ſprach er von ſeinem Leben und nannte es ein glückliches. Wie ſchön iſt das, wie ſelten hört man das von einem Manne, dem doch ſo vielfach Unrecht geſchehen iſt! Er ſagte: »Ich habe ſo viel Glück gehabt, daß ich eigentlich nie ehrgeizig war; das höchſte Glück! Ich habe eine ſeltene Frau, die ich unausſprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne das Schwanken einer Minute, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eiferſucht, in unwandelbarem Verſtändniß und in vollſter Freiheit. Kein Verſprechen, kein Zwang äußerer Verhältniſſe band uns aneinander. Ich erſchrecke jetzt in meinen ſchlafloſen Nächten noch oft vor dieſer Seligkeit; ich ſchauere entzückt zuſammen vor dieſer Glückesfülle. Ich habe oft über ſolche Dinge geſcherzt und gewitzelt und noch viel öfter ernſthaft darüber gedacht: die Liebe befeſtigt kein Miethkontrakt, ſie bedarf der Freiheit, um zu beſtehen und zu gedeihen.«

Nachher gedachte er seiner großen, unzerstörbaren Lebenslust. »Sie kommt mir ordentlich spukhaft vor bei meinen Leiden. Meine Lebenslust ist wie das Gespenst einer zärtlichen Nonne in alten Klostermauern; sie spukt noch bisweilen in den Ruinen meines Ich!« — »Warum wählen Sie solch schauriges Bild? Es war in Ihnen so viel gesundes Heidenthum, daß die Götter einem Dichter wie Ihnen bis zum letzten Athemzuge Daseinsfreude gönnen müssen.« — »Ach die Götter! Die heidnischen Götter hätten einem Dichter nicht angethan, was mir geschieht; so etwas thut bloß unser alter Jehovah! Selbst die Lippen, mit denen ich so vergnügt gesungen und geküßt, sind mir ja halb gelähmt. Ich halte jetzt, da ich stündlich an meinen Tod denken muß, oft sehr ernste Gespräche mit Jehovah in der Nacht, und er hat mir gesagt: »Sie dürfen Alles sein, lieber Doktor, was Sie wollen, Republikaner und Socialist, nur kein Atheist.«

Dann kam die Rede auf die perſönlichen Verhältniſſe von George Sand und Rachel. Mit einemmal fing er an zu lachen. »Da muß ich Ihnen eine meiner heiterſten Geſchichten erzählen. Als ich vor Jahren Rachel's perſönliche Bekanntſchaft machen ſollte, hatten mich Freunde dazu meilenweit auf das Land geſchleppt, wo ihre Familie eine Sommerwohnung hatte. Ich lange endlich an, man ſetzt mich an einen Tiſch, es erſcheint Papa Rachel, Mama Rachel, la soeur Rachel, le frère Rachel.« — »Wo iſt Rachel?« fragte ich. — »Elle est sortie,« hieß es, »mais voilà toute sa famille!« Und nun lache ich, daß Alle denken, ich habe den Verſtand verloren. Mir fiel nämlich die Anekdote ein von dem Manne, der ausgeht, ein in den Zeitungen angekündigtes Ungeheuer zu ſehen, das von einem Karpfen und einem Kaninchen abſtammen ſollte. Als er anlangt und fragt: »wo iſt das Ungeheuer?« antwortet man ihm: »wir haben es in das Muſeum

geſchickt, aber hier iſt der Karpfen und das Kaninchen; überzeugen Sie ſich ſelbſt.« — Ich werde mein wahnſinniges Lachen und das Erſtaunen der civiliſirten Franzoſen nie vergeſſen.«

So plauderten wir lange; Heine war ſehr angeregt, ſehr heiter, kam aber immer auf den Ernſt der Zeitfragen zurück, und ich hätte die reinſte Freude an dieſer Stunde gehabt, wäre er nicht ſo leidend, müßte man nicht immer denken, daß dieſer liebenswürdige, heiter ſpielende Geiſt, der doch ſo tiefſinnig ſein kann, vielleicht nur zu bald nicht mehr iſt. Sein Weſen und ſeine Werke ſind vollkommen identiſch, und die Originalität ſeines mündlichen Ausdrucks ganz ſeiner Schreibweiſe gleich. Als er fortging, verhieß er uns wiederzukommen, ſobald er wohl genug ſei, und wir verſprachen ihm jede Nachricht aus Deutſchland mitzutheilen, die wir erhalten würden.

19.

Paris, 24. März.

Auf allen Straßen werden Zeitungsblätter ausgerufen mit der Nachricht vom emprisonnement du roi de Prusse et de ses ministres, von der abdication du roi de Prusse. — Ich zweifle, daß ich in Paris bleibe; die Spannung, die Ungewißheit über die Vorgänge in der Heimath ſind ſo quälend, daß man darüber jede Genußfähigkeit verliert.

Die Deutſchen hier rüſten ſich zum Abmarſch; ſie wollen fort, ſobald ſie Geld haben. Auf der

Geſandtſchaft ſagte man uns, daß man ihnen keine Päſſe ertheilen werde; ſie werden aber ohne das gehen, und — in ihr Unglück, wie zu fürchten ſteht. Wenn man fragt: »was ſollen denn dieſe Leute jenſeit des Rheines thun?« ſo heißt es: »ihren Brüdern beiſtehen.« — Aber worin? Im Kampfe? — Es iſt ja kein Kampf in Deutſchland, was ſollen die brotloſen Arbeiter dort beginnen? »Sie ſollen die Aufregung vermehren, aus der der Kampf und die Republik hervorgehen.« — Das ſagen Menſchen, die ſonſt ganz vernünftig ſind, und Niemand will bedenken, daß man wohl in einem einigen Lande, bei einer Nation von gleichmäßiger politiſcher Bildung ſchnell die Monarchie in eine Republik verwandeln kann, nicht aber die achtunddreißig Fürſten verjagen und aus achtunddreißig getrennten Völkern mit einemmale ein Ganzes herſtellen. Wie gern wollte man ſchon jetzt an dieſe Möglichkeit, wie gern an die republikaniſche Verfaſ-

ſung in Deutſchland glauben, wenn man es nur könnte!

Bei all den Beſorgniſſen giebt es aber doch eine Freude: den Sturz der pietiſtiſchen Büreaukratie in Preußen. Ich möchte jetzt wohl die frommen Geheimeräthe ſehen, die Knechte des Gottes, welcher den chriſtlichen Staat und die abſolute Monarchie Preußen vorzugsweiſe liebte und vor Attentaten und Conſtitutionen bewahrte, die, ein Blatt Papier, zwiſchen dem König und dem Volke ſchweben. Da wird nun alles Beten in der Geheimerathskirche im Thiergarten nichts helfen; der polniſche Adler flattert trotz des rothen Adlerordens vierter Klaſſe, und der beſchränkte Unterthanenverſtand kommt doch an's Ruder.

Wie politiſch gebildet hier das eigentliche Volk iſt, das haben wir heute geſehen. Wir waren Abends im Conservatoire des arts et métiers, wo ein Profeſſor Blanqui, Bruder des Blanqui, den wir neulich im Klub hörten, einen Vortrag über die

Finanzkrisis in Frankreich hielt, und das Wesen der Banken in den verschiedenen Ländern erklärte. Das Lokal ist weit oben im Faubourg St. Martin und das Auditorium bestand aus etwa achthundert Männern, von denen bei weitem die Mehrzahl Blousen trugen. Obgleich der Vortragende sich auf den praktischsten Standpunkt gestellt hatte, mußte ich recht sehr aufpassen, um folgen zu können. Das Publikum aber schien vollkommen an dergleichen Materien gewöhnt, folgte mit Theilnahme und gab oft seine Zustimmung durch Bravorufen und Beifallklatschen zu erkennen.

Am Morgen waren wir im Invalidenhause, wo man an dem Denkmal Napoleon's baut. Wir besuchten den Dom, die Wohnungen, sahen die einzelnen Compagnien speisen, man zeigte uns die Gärtchen. Die alten Garden der Kaiserzeit haben neben der jungen Mobilgarde schon etwas ganz Fabelhaftes; man muß sich besinnen, daß ihre Zeit erst so kurz vergangen ist.

Als wir dann das Luxembourg beſuchten, um die Zimmer der Maria von Medicis, die Galerie moderner Malerei und die Kapelle zu ſehen, in welcher die Ehen der Pairs eingeſegnet wurden, bemerkten wir eine lebhafte Bewegung in dem Hofe, der zu den Sitzungszimmern von Louis Blanc führt. Plötzlich theilte ſich die Menge, ein Zug erſchien, eine Prozeſſion von Frauen in verſchiedener Tracht, von verſchiedenem Alter. Eine derſelben, die voran ſchritt, trug die dreifarbige Fahne. Es waren die Weſtennähterinnen, les giletières, der großen Kleidermagazine, welche Verbeſſerung ihrer Lage verlangten, wie man ſie den männlichen Kleiderarbeitern bewilligt hatte: höhern Lohn und kürzere Arbeitszeit. Niemand außer uns beachtete dieſe Prozeſſion der Frauen als etwas Beſonderes.

In dieſen Tagen ſind einzelne Corps verbannter Polen und Belgier mit Unterſtützung der Regierung nach ihrer Heimath abgegangen. Man

ſucht ſo viel Menſchen als möglich fortzuſchaffen; die Belgier aber ſind ſchlecht empfangen und, wie wir hören, in Lille auf die Feſtung gebracht worden, ſobald ſie die Abſicht zu erkennen gaben, die Republik in ihrem Vaterlande zu proklamiren. Dennoch will in dieſen Tagen ein neuer Trupp über die Grenze gehen, und auch die Deutſchen werden gewiß noch in dieſer Woche aufbrechen. Sie werden an zwei verſchiedenen Punkten über den Rhein marſchiren, und bleiben feſt bei der Behauptung, daß Alles für ihren Empfang vorbereitet, daß die Erklärung der Republik ſicher ſei. — Jeder Enthuſiasmus iſt etwas ſo Göttliches, ſo Heiliges, daß man ihn überall ehren muß; und ſo betrachte ich auch Herwegh mit der Achtung, die ich vor jedem Kultus, die ich vor dem katholiſchen Ritus habe, an den ich ſelbſt nicht glaube. Herwegh und ſeine Frau ſind in einer Ekſtaſe, die Glück im Glauben in ſich trägt. Beide ſind von einer Opferfreudigkeit,

wie ich ſie ſelten geſehen habe. Die Zeit der religiöſen Opfer iſt vorüber, möchten die Beiden nicht Opfer eines politiſchen Irrthums werden. Sie ſind jedem Zweifel unzugänglich, für jede Vorſtellung taub aus Enthuſiasmus.

Geſtern angelangte Briefe befeſtigen unſern Vorſatz; wir werden nach Deutſchland zurückkehren und Paris morgen Abend verlaſſen. Wo die Seele nicht iſt, muß man nicht bleiben. Seit ich weiß, daß ich nach Deutſchland gehe, daß ich dieſe Zeit mit erleben werde, ſeit geſtern Mittag bin ich ſo ruhig geworden, daß ich mich vortrefflich im Theater zu amuſiren vermochte.

Wir waren im Gymnaſe, ſahen Breſſon und Roſe Chéri in »Royal Pendart,« und ein Ge-

legenheitsſtück, »les filles de la liberté.« Royal Pendart nennt ſich ein Klub junger Männer am Hofe Ludwigs XVI., die, gelangweilt von der beginnenden ſittlichern Richtung des Hofes, zuſammengetreten ſind, um die »gute alte Art« unter ſich aufrecht zu erhalten, und die in galanten Abenteuern, Trinken, Spielen, Jagen, mit einem Worte in den ſieben nobeln Paſſionen ihren Ruhm ſuchen. Ein galantes Abenteuer iſt denn auch der Mittelpunkt des Stücks, eine Entführung, bei welcher der Held — Breſſon als Duc de Marsignac — ſich ernſtlich in die Ducheſſe de Marvigly — Roſe Chéri — verliebt und durch ihre Tugenden von all ſeinem Leichtſinn geheilt wird.

Breſſon und die Chéri ſind beide ſchön, beide äußerſt fein, und all die jungen Taugenichtſe des Royal Pendart traten auf der Bühne ſo gewandt und liebenswürdig in ihren prächtigen altfranzöſiſchen Coſtümen auf, daß man ſich wirklich aus dem Ernſt unſerer Zeit in jenes ſchäu-

mende, berauſchende Leben zurückwünſchen konnte, wie der Mann ſich von der Mühe der Arbeit nach den kindiſchen Spielen des Knaben ſehnt, nach ſeinem Uebermuth und ſeinem Leichtſinn. Wie ein bunter Schmetterling, ſo friſch, ſo leicht, flatterte das ganze Stück vorüber, und man gewann die jungen Roués lieb, denn auch noch der Albernſte von ihnen, der Leichtfertigſte hatte Züge edler Geſinnung.

Das zweite Stück, »les filles de la liberté,« iſt eben ſo anmuthig als locker zuſammengeworfen. Die Göttin der Freiheit tritt auf, in antiker Tracht, die phrygiſche Mütze auf dem Haupte, und ſucht klagend ihre verlorenen Töchter. Plötzlich hört ſie ſingen hinter der Scene; der jubelnde Schall des »mourir pour la patrie« ſchlägt bekannt an ihr Ohr und ein reizender Gamin — Mademoiſelle Déſirée — ſteht vor ihr, in grüner Mancheſterhoſe, blauer Blouſe, ein kleines Käppchen mit rother Quaſte auf dem Kopfe.

Sie ſehen ſich befremdet an, aber der Pariſer Gamin iſt nicht leicht ſtutzig zu machen. »Woher und wohin?« fragt er, erhält pathetiſche Antwort und wird nun ebenfalls examinirt. »Je suis un enfant de la liberté,je suis l'émeute!« antwortet er.

Die Freiheit erkennt entzückt ihren kecken Enkelſohn und fragt nach dem Schickſal ihrer ſieben Töchter: la liberté de la presse, la liberté du culte, la liberté de la parole u. ſ. w. »Elles toutes ont été violées par Guizot, par Thiers etc.« — Die Freiheit ringt die Hände in Verzweiflung, die Emeute ſpricht ihr Troſt ein und holt allmälig die Töchter herbei. Sie kommen an; die eine in Ketten, eine andere mit dem Rock eines Municipalſoldaten über dem griechiſchen Gewande, die liberté de la presse mit Zeitungen, die mit ſchwarzem Flor zuſammengebunden ſind, an ihrer Standarte; alle gebrochen und gedemüthigt, alle hoffnungslos. Nur die Mutter Liberté und der Enkel Emeute ſind

ungebeugt; ſie ſchließen ein Bündniß, nehmen les filles de la liberté unter ihren Schutz, befreien ſie, und am Ende erſcheinen die Sieben ſtrahlend in neuer Jugendfriſche ohne Feſſeln; die großen Zeitungsblätter fliegen unter dem dreifarbigen Bande der Standarte luſtig in die Luft, alle Freiheiten zuſammen ſingen die Marſeillaiſe und mourir pour la patrie; die Emeute ſchwenkt ihr Mützchen und ruft: »tant que je vivrai la liberté ne mourra pas!« und das Stück iſt zu Ende unter dem Beifalljauchzen des Publikums.

Solche Stücke, die wahrhaft reizend ſind und von unglaublicher Wirkung, können die Deutſchen nun eben ſo wenig machen, wie ein langſamer, tiefer Denker witzig ſein kann. Ein Impromptü, ein Witzwort jagt das andere, es iſt ein wahres

der Hofbühnen nicht, denen der Zopf des gespreizten Beamtenthums immer Nackenschläge giebt, daß sie glauben, ihrer Würde zu nahe zu treten, wenn sie von der conventionellen Bühnenunwahrheit einmal loslassen und sich menschlich frei und wahr bewegen. Wäre irgendwo eine Revolution wohlthätig, so wäre es auf den deutschen Theatern, die eigentlich lauter Invalidenhäuser mit Anciennitätslisten sind. Um in Berlin die ersten Liebhaberinnen zu spielen, muß man, glaube ich, Großmutter sein, und wer nicht die silberne Hochzeit gefeiert hat, darf nicht als Wallenstein auftreten.

Ein anderes Schauspiel, das uns neulich in das Theater lockte, stellt eine Reihe von Vorgängen der ersten Revolution dar. Danton, Marat, der ganze Convent treten darin auf; Kanonenschläge, Freiheitsreden, die Marseillaise, le chant du départ wechseln mit einander ab. Obgleich das Stück schlecht war, boten doch die treuen

Coſtüme ein Intereſſe, und die Idee, ſolche Stoffe für die Volkstheater zu benutzen, dem Volke ſeine Geſchichte in jeder Geſtalt vorzuführen, iſt beachtenswerth.

In dieſem Sinne iſt hier auch eine wunderhübſche Statuette von Terra cotta erſchienen: ein junger Offizier der erſten Revolution, die Schärpe um die Hüfte geſchlungen, die dreifarbige Fahne entfaltend und den rechten Arm mit dem gezogenen Degen zum Schwure erhoben. Es iſt ſehr viel Schwung in dem Figürchen, wie denn die Franzoſen für moderne Porträtſtatuen ſehr großes Geſchick haben.

Dies iſt alſo der letzte Brief aus Paris und ein wichtiges Kapitel der Gegenwart, das uns mitzuleben vergönnt ward, wird morgen Abend für uns abgeſchloſſen ſein. — Geſtern, als wir aus dem Theater kamen, hörten wir hier und dort Petardenſchüſſe. Man pflanzte in den verſchiedenen Mairien die Freiheitsbäume, und wo dies geſchah, hatte man die Häuſer illuminirt.

21.

Aachen, 28. März.

Die Nachtfahrt von Paris nach Brüſſel war ſehr unruhig. Dreihundert heimkehrende Belgier, die ſich im Convoi befanden, ſangen unabläſſig die Marſeillaiſe. Alle Waggons und Bahnhöfe waren voll von Polen, ernſte, ſorgenvolle, lebengeprüfte Phyſiognomien, voll ſchweigender Zurückhaltung, voll Unglauben an die Möglichkeit des Glücks. — Die Feſtungswälle in Lille ſtarrten von Kanonen; die Viſitationen an der Grenze waren ſtrenger als bei der Hinreiſe. Man forſchte

nach Waffen und unterſuchte die Päſſe der Männer ſehr genau, was langen Aufenthalt verurſachte. — Je näher wir der deutſchen Grenze kamen, deſto unruhiger ſchlugen unſere Herzen. Als wir von Verviers abwärts fuhren und Aachen erblickten, ſahen wir die erſte ſchwarzrothgoldene Fahne. Sie flatterte ſtolz auf dem alten deutſchen Dome Karls des Großen. — Möge ſie Heil bringen für Deutſchland!

Erinnerungen

aus

dem Jahre 1848

von

Fanny Lewald.

Zweiter Band.

LEIHBIBLIOTHEK
W. KÖPPE
ALSLEBEN

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1850.

Inhalt.

Berlin im Frühjahr 1848.

		Seite
Brief 1.	Veränderte Physiognomie der Stadt, Schreck der Besitzenden, Glaubenslosigkeit im Allgemeinen	3
» 2.	Ein Ministersalon, Ministerportraits . .	14
» 3.	Gedächtnißzug nach dem Friedrichshain .	39
» 4.	Der Friedrichshain am Charfreitage 1849	50
» 5.	Schloß Tegel	67
» 6.	Die Künstler und die Volkstheater . . .	87
» 7.	Neue Ministerportraits	105

Seite

Hamburg.

Brief 8. Schönheit der Stadt, Begeisterung der Schleswiger für ihre Freiheit, Herr Hartwig Hesse und seine Stiftung 119
» 9. Ein Feinschmecker und Wilkens Austernkeller 141
» 10. Heinrich und Rudolph Lehmann's Bilder . 160

Helgoland.

Brief 11. Ankunft 177
» 12. Die dänischen Fregatten, Matrosen im Wirthshause, das Badeleben, der Maler Heinrich Gätke 187
» 13. Die Helgolander, die Realtänzer . . . 207
» 14. Fahrt um die Insel, der unterseeische Wald, Abreise 230

Seite

Brief 17. Lichnovsky's Ermordung, Mangel an Organiſation auf der Linken, Furcht der Beſitzenden vor Verluſt 262
» 18. In der Paulskirche, Portraits 277
» 19. In der Paulskirche, Robert Blum, Julius Fröbel, Beſuch des Städel'ſchen Inſtitutes, Göthe's Vaterhaus, der Römer, die Judengaſſe, Rückreiſe durch Franken . . 284

Berlin im November und Dezember 1848.

Brief 20. Rückkehr nach Berlin 307
» 21. Auflöſung der Nationalverſammlung . . 312
» 22. Der Belagerungszuſtand 321
» 23. Johann Jakoby 334
» 24. Sylveſter-Abend 342

Berlin im Frühjahr 1848.

1.

Berlin, 11. April 1848.

Es ſind nun faſt vierzehn Tage her, daß ich, von Paris zurückgekehrt, hier in Berlin lebe, und noch immer iſt mir die veränderte Phyſiognomie Berlins eine auffallende Erſcheinung. Als wir, in der Nacht zum 1. April durch das Potsdamer Thor einfahrend, an dem Kriegsminiſterium in der Leipziger Straße vorüberkamen, vor dem, ſtatt des militairiſchen Ehrenpoſtens, zwei Studenten mit rothen Mützen Wache hielten, die ihre Cigarren rauchten, glaubte ich wirklich zu träumen.

Aber wie ſtieg erſt meine Verwunderung, als ich in den nächſten Tagen die Straßen Berlins ohne Militair ſah; als keine Gardeofficiere, bei Kranzler Eis eſſend, ihre Füße über das Eiſengitter des Balkons ſtreckten; als mir alle die Schilder fehlten, welche vor wenig Wochen ſo ſtolz mit dem Titel »Hoflieferant« geprangt hatten, und als an allen Ecken uncenſirte Zeitungsblätter und Plakate, ja ſelbſt Cigarren verkauft wurden, während ſonſt das Rauchen auf der Straße bei 2 Thlr. Strafe verboten, und ſogar die Inſchriften der Leichenſteine cenſurpflichtig waren.

Verwüſtungen durch die Revolution bin ich in der Stadt nicht gewahr worden, ſo weit ſie vom Volke ausgegangen ſind, denn die Spuren der Kartätſchenkugeln an den Häuſern ſind nur zu ſichtbar. Nur in der Nähe des neuen Thores ſind die Artillerievorrathshäuſer niedergebrannt, und dadurch iſt ein ſehr beklagenswerther Verluſt an Kriegsgeräth herbeigeführt worden. Aber nirgends hat ſich das

Volk gegen die Paläſte des Königs oder der Prinzen gewendet, nirgends das Eigenthum angetaſtet; und es iſt mir eine Genugthuung, daß ſich keine Spur von Rohheit im Volke gezeigt, daß ſelbſt der König in allen Proklamationen den Edelmuth und die Mäßigung der Kämpfenden lobpreiſend anerkannt hat.

Was mir aber, im Hinblick auf Paris, ſchmerzlich auffiel, das iſt der Mangel an Freudigkeit über den Sieg, der fehlende Schwung des Enthuſiasmus, die mich in Paris ſo ſehr überraſchten. Keine begeiſternden Lieder, keine jener ſiegestrunkenen Zurufe, welche dort von Mund zu Mund gingen und ſo elektriſch wirkten. Weder ein Volksgeſang wie das »Mourir pour la patrie!«, noch ein Zuruf wie das jubelnde »Vive la république!«. Wir haben keinen deutſchen Volksgeſang, und »es lebe der überwundene Abſolutismus« (denn weiter halten wir ja noch nicht) kann man eben nicht rufen. Das aber iſt noch

nicht das Schlimmſte. Was mich beängſtigt, iſt das Gefühl der Unſicherheit, das ich hier an ſo vielen Menſchen wahrnehme, und von dem in Paris keine Spur vorhanden war.

Das Wort des Ouvriers auf der Barrikade, von dem ich Dir geſchrieben habe, jenes: »faut-il donc abimer les femmes pour chasser un roi?«; jene Frage: »Hören denn die guten Sitten auf, wenn ein König ſeines Trones entſetzt werden muß?« hat einen tiefen Sinn. Sie deutet die Selbſtſtändigkeit der Nation an, die in einem von dem Volke als nöthig erkannten Regierungswechſel, eben auch nur einen Wechſel des höchſten Staatsbeamten erkennt, und dabei weder einen Untergang des beſtehenden Guten, noch vollkom-

aber der Muth und die Zuverſicht der Gebildeten ſind ungebrochen geblieben. Man war ſich deſſen bewußt, was geſchehen war, was zu thun ſei, und ging mit einer Achtung gebietenden Zuverſicht an das große Unternehmen, bei der Neugeſtaltung der Geſetze wo möglich auch den Anſprüchen des vierten Standes, des Proletariates, Genüge zu leiſten. Trotz der ſorgenvollen Geſichter der Geldariſtokratie, hatte die Stimmung der meiſten Menſchen, welche man ſprach, etwas Gehobenes und Erhebendes.

Hier vermiſſe ich das ſehr. Die Einen ſind wie ungeübte Ballſpieler, die den Ball, welcher ihnen faſt von ſelbſt in die Hand flog, vor Freude über das Glück fallen laſſen, ſtatt feſt die Hände zuſammenzuſchlagen und zuzugreifen; die Anderen ſtehen ſo rathlos, erſchrocken und verlegen da, wie Kinder, die zu lange im Gehkorb gehalten worden ſind, und die nun mit einem Male allein auf die Erde geſtellt werden und laufen ſollen. Sie

trauen den eigenen Füßen nicht; sie haben Furcht, weil sie nicht mehr bevormundet werden; sie möchten eigentlich gern wissen, ob der König, ob die Glieder des vorigen Ministeriums auch zufrieden sind, mit dem was geschehen ist? Sie möchten gern die Extreme vermitteln, ausgleichen, das Harte weich, das Rauhe glatt machen, und sprechen, um Niemand zu verletzen, um Allen gerecht zu werden, nicht von der Revolution und ihren Folgen, sondern von den »Errungenschaften« der Märztage — von der Nothwendigkeit einer »Vereinbarung«. Mir aber geht es mit solchen neu erfundenen Worten, wie dem Bauer in der Fabel, der nicht essen will, was er nicht kennt; ich fürchte diese unbekannten Worte, in deren hohle Halbheit sich alles Mögliche hineinschieben läßt.

den ſpazieren. Vor dem Palais des Prinzen von Preußen, das als ein Nationaleigenthum erklärt iſt, halten Studenten Wache, im königlichen Schloſſe das Künſtlercorps, die Bürgerwehr hat die übrigen Poſten beſetzt, und die Sicherheit der Straßen iſt vollkommen, auch ohne die Aufſicht der Gensdarmerie. Wir haben auch Volksverſammlungen, Klubs, an denen ſich tüchtige Männer betheiligen, in denen vortreffliche Reden gehalten werden ſollen. Männer und Frauen der arbeitenden Stände ſtehen an den Straßenecken, an den Brunnen, um die angehefteten Plakate zu leſen, fordern Erklärungen und verſtehen Alles, was man ihnen ſagen kann, auf halbem Wege. Die Handwerker, die Geſellen ſollen vollkommen in der Zeit, vollkommen auf der Höhe der Ereigniſſe ſein; ein großer und edler Theil der Bevölkerung ſieht mit opferfreudiger Begeiſterung in die Zukunft — aber der Unterthänigkeitsgeiſt eines abſolutiſtiſch regierten Volkes, die Angſt vieler Be-

ſitzenden vor möglichen Verluſten, und der weit verzweigte bureaukratiſche Kaſtengeiſt ſind damit noch lange nicht überwunden.

Stiefgroßnichten eines königlichen Officianten, Urenkelſöhne eines Hofbedienten haben ſich bisher in den Strahlen des bureaukratiſchen Sonnenſyſtems geſonnt, und entbehren plötzlich den gewohnten Nimbus, der von der Würde des Familienhauptes auf ſie zurückſtrahlte. Dienſtboten, welche bei Hoflakaien im Solde geſtanden, rechnen ſich mit Selbſtgefühl »zum Hofe«. Das Kindermädchen meiner Freundin ſchreibt ſich unter Thränenſtrömen die Gedichte auf den Prinzen von Preußen ab, die die Voſſiſche Zeitung bringt, weil es einſt die Kinder vom Koch des Prinzen Carl gewartet und »Jahre lang zum Hofe gehört hat.«

höheren menſchlichen Intereſſe entfremdet worden iſt. Weil ſie ihr Auskommen, Ehre und Anſehen hatten nach ihrem Bedürfen, und obenein das Vergnügen, auf Minderbegünſtigte mit dem gleichen Stolze herabzuſehen, mit welchem die Mehrbegünſtigten auf ſie ſelbſt herniederblickten — deshalb finden ſie, daß der Staat vortrefflich organiſirt war. Solche Menſchen können das Hinunterſehen auf Unbegünſtigte nicht entbehren, ohne eine große Einbuße an Zufriedenheit zu erleiden.

Rechne nun dazu die wirkliche Liebe vieler Preußen für das Haus Hohenzollern, die unter der Regierung des vorigen Königs, bis zum Gefühl der Familienliebe geſtiegen, ſich ohne Prüfung inſtinktiv auf alle Glieder des königlichen Hauſes erſtreckt, ſo wirſt Du zugeben müſſen, daß mancherlei Gefahren den jungen Freiheitsbaum in Preußen bedrohen. Findet er nicht ſehr ſtarke Stützen in dem neuen Miniſterium und in den Volksvertretern, ſo wird er Noth haben, recht

feſte Wurzeln zu ſchlagen. Nach Allem, was ich bis jetzt geſehen habe, werden die deutſchen Republikaner, die von Frankreich in das Vaterland zurückkehren, bald bemerken, wie ſehr ſie ſich täuſchten, wenn ſie das monarchiſch gewöhnte Deutſchland für die Republik begeiſtert wähnten.

So lebhaft Paris mich anregte, ſo ſehr ich dort an die Dauer der Zuſtände zu glauben vermochte, ſo wenig iſt das hier der Fall. Die Menſchen kommen mir in der Mehrzahl überzeugungslos, ſchwunglos vor, und ihnen ſteht ein aus Ueberzeugung abſolutiſtiſcher König gegenüber, der ſich nun plötzlich zum Diener des Staates in einem conſtitutionellen Syſtem verwandeln ſoll. Ich höre unglaublich viel ſprechen von dem, was durchaus geſchehen müßte, von Auflöſung der Kam-

1807, um mir zu beweiſen, welche Geſetze, und in welcher männlichen Sprache man ſie damals in wenig Wochen erlaſſen hat, während man jetzt hier allerdings ſehr geſchäftig, aber nicht thätig zu ſein ſcheint.

Dennoch iſt viel, man möchte ſagen Alles gewonnen, denn wir haben das Aſſociationsrecht des Volkes und die freie Preſſe. Und da wir Deutſche ſind, geſchult nach dem Grundſatz »Ruhe iſt die erſte Pflicht des Bürgers« — ſo wollen wir denn in geduldiger Ruhe abwarten, welche Früchte dieſe Frühlingsblüthe der Revolution uns bringen wird.

Es giebt Dinge, welche ſehr mit Unrecht aus der Mode gekommen ſind, zu dieſen gehören die Guckkaſten. Wie ſchön war es, wenn man Abends durch eine Straße ging, und der langweiligen Alltagsgeſichter, der bürgerlichen Gleichförmigkeit müde, mit einem Blick in die hellen Fenſter des Guckkaſtens, ſich plötzlich in eine andere Welt verſetzt ſah.

Von Adam und Eva bis zum Kaiſer Napoleon und den Feldmarſchällen Blücher und Wel-

lington; von Abel's Tod bis zur Ermordung Kotzebue's, führte uns der Zauberkaſten. Eine ganze Welt von neuen Anſchauungen wurde uns in wenigen Augenblicken geboten. Perſonen, die uns nur als Begriffe, ſchattenhaft vorgeſchwebt, ſtanden plötzlich in feſten Bildern vor unſerer Seele, und in dieſer Geſtalt blieben ſie uns eingeprägt.

Was ſind dagegen die in Holz geſchnittenen Illuſtrationen der Zeitungen, in denen das eine Geſicht ebenſo flach und ebenſo ſchwarz ausſieht als das andere! und doch verlangt man eine Vorſtellung zu haben von den Menſchen und Zuſtänden, die unſere Theilnahme erregen; denn nur in der Anſchauung, in der Verkörperung liegt das Leben.

Dieſe Anſchauung durch bloße Beſchreibung zu erſetzen, iſt faſt unmöglich, dennoch will ich es verſuchen, Dir ein Bild der Soireen zu geben, die im Finanzminiſterium ſtattfinden.

Der Miniſter Hanſemann hat zu Anfang des Märzmonates das Finanzminiſterium, zwiſchen dem Zeughauſe und der Singakademie gelegen, bezogen. Am fünfundzwanzigſten Mai ward die erſte der Soireen dort gegeben, welche während der Dauer der Nationalverſammlung jeden Dienstag und Freitag ſtattfinden ſollen.

Die Einladungen waren erſt an dem Tage vorher verſandt und es hatten ſich etwa nur zweihundert Perſonen eingeſtellt, während das aus ſechs großen Empfangszimmern beſtehende Lokal, eine dreifach größere Menſchenzahl in ſich aufzunehmen vermag. Außer den Frauen der Familie waren nur fünf bis ſechs Damen anweſend.

Die Mehrzahl der Gäſte beſtand an jenem erſten Abend aus Deputirten. Einige Geheimräthe des alten Regimes irrten vereinzelt umher, wie die letzten welken Blätter des Herbſtes, welche der Sturm verſchont. Sie waren in ſich zuſammengeſchrumpft, ſie trugen das Haupt nicht mehr

ſo hoch, ſie hatten nicht mehr das abſolute Unfehlbarkeitsbewußtſein. Selbſt der rothe Adler an dem weiß und orangen Bande ſchien die Flügel eingezogen zu haben, ſeit die Sonne der abſoluten Monarchie geſunken war und das suum cuique ſich in ſeinem wahren Sinne zu erfüllen begann. Das Volk hatte endlich das Seine, die Freiheit, und die Bureaukratie das Ihre, den verdienten Sturz erhalten.

Aber die ſanftgewordenen Blicke der Bureaukraten ſtreiften mit Verwunderung über einige der Gäſte, und ihr Auge betrachtete mit ſchweigendem Entſetzen die großen Thranſtiefel, deren eiſerne Nägel das koſtbare Parket zerriſſen.

Ja! es iſt wahr! das Wunder iſt geſchehen im Jahre eintauſend achthundert und achtundvierzig. Bauern mit Nägel-beſchlagenen Stiefeln ſind als Rathgeber der Krone dageweſen, im Saale eines Miniſters des unfehlbaren, chriſtlichen Staates.

Da ſaß gleich im erſten Zimmer der Abgeordnete Mros aus Oberſchleſien in grauer Drillichhoſe, blauer Leinwandweſte und blauer Tuchjacke; er balancirte dicht über ſeinen großen Waſſerſtiefeln ein Glastellerchen mit Kirſchkuchen, von dem die Kirſchen ihm an die Erde fielen; und ſein College Kiul Baſſan, der neben ihm ſtand, trank Orgeade. Aber Kiul Baſſan, der kein Wort deutſch ſpricht, ſondern nur polniſch, ſah dabei aus wie Immermann's Rieſe Schlagadodro, der den Thee ſtets mit Rum trank und dem er dennach ſtets wie Spülicht ſchmeckte.

Und dicht an dieſen Bauern ſtand Rothomb, der feine, geiſtvolle belgiſche Diplomat, in lebhaftem Geſpräche mit Kamphauſen, dem Miniſter-

merkſam auf die Reden des abgeſandten Tagelöhners.

Ich ſprach es aus, daß ich mich darüber freue. »Glauben Sie, daß dieſe Leute dem Staate nützlich ſein können durch ihren Rath?« fragte mich ſpöttiſch ein alter Beamter.

»Nein! ſie ſelbſt können nicht angeben, wie ihnen zu helfen iſt, aber ſie werden angeben, was ihnen fehlt; und ſie nützen am meiſten durch ihr bloßes Anweſendſein.«

»Wie das?«

»Indem durch ihre Anweſenheit in der Kammer und im Salon, ihre Gleichberechtigung mit den anderen Ständen ausgeſprochen, und die Pflicht für ſie und ihr Wohl zu ſorgen anerkannt wird.«

»Wiſſen Sie, wie und warum dieſer Kiul Baſſan gewählt worden iſt?«

»Ja! er iſt betrunken in die Verſammlung der Wähler gekommen, und der Landrath hat ihn grob angefahren, weil er die Mütze aufbehalten.

Darauf ist Kiul Bassan wüthend aufgesprungen gegen den Landrath, und die Bauern haben gesagt: »»das ist unser Mann! Wenn der nur halb so viel Courage gegen den König hat, als gegen unsern Landrath, so werden wir Gehör finden und es wird uns geholfen werden.««

Der Beamte höhnisch lächelnd: »Und was folgern Sie aus dieser Wahl?«

»Daß die Wähler auf dem Lande glaubten, es sei nothwendig, dem Könige die Wahrheit zu sagen, und daß sie noch so ungebildet sind, zu glauben, um die Wahrheit zu sagen, müsse man grob und roh sein.«

»Also billigen Sie es, daß dieser Bauer, der nicht ein Wort deutsch kann, der also den Verhandlungen nicht zu folgen vermag, in der Ver-

nert die Deputirten, die durch ihre Bildung zur Gesetzgebung berufen sind, an die Pflicht, auch für die Staatsbürger vom slavischen Stamme so zu sorgen, wie deren Eigenthümlichkeit es erheischt. Indeß ist Kiul Bassan eine Ausnahme in der Versammlung, und Sie werden in den bäuerlichen Deputirten des Eilauer, des Gerdauer, des Rudniker Kreises ganz verständige Leute finden.«

Der Beamte wendete sich von mir, wie der Arzt eine unheilbare Kranke verläßt.

Inzwischen hatten sich die Gruppen verändert. Der Minister Hansemann stand mitten im Salon und empfing den spanischen Gesandten.

Herr Hansemann ist in der Mitte der fünfziger Jahre, groß und von starkem Knochenbau. Er hat blondes, glattanliegendes und mit Grau untermischtes Haar. Seine Züge sind scharf. Die nahe zusammenstehenden, dunkelbraunen Augen haben einen klugen, scharfen und sehr listigen Blick der oft unbehaglich wäre, würde er nicht durch

den gutmüthigen Ausdruck des Mundes und durch die Zwangsloſigkeit des ganzen Weſens gemildert. Herrn Hanſemann's Behaben iſt durchaus zutraulich, ja bequem bis zur Nachläſſigkeit; wie er denn, trotz ſeiner prüfenden Klugheit, eine der zutrauensvollſten, ſich hingebendſten Naturen ſein ſoll, ſobald er eben Vertrauen zu Jemand gefaßt hat. Es liegt in ſeinem Weſen viel von der Urſprünglichkeit und der unermüdlichen Thatkraft des norddeutſchen Landmannes. Sein Durchſchauen der Menſchen, ſein ſchlaues Diplomatiſiren und ſeine Zutraulichkeit tragen dies Gepräge, wie ſeine Bewegungen. Er hat eine beſtimmte Bewegung der Hände, kurz abweiſend, welche er oft wiederholt. Ein Schauſpieler, der den ſchlauen

punkte des erfahrenen, klugen Praktikers immer ihr Richtiges hat, ſo wenig ſie auch oft den Idealiſten zufrieden ſtellen kann. Und Idealiſten müſſen wir ſein in dieſer Zeit, um das Werk der Liebe herzuſtellen auf Erden. Sorglos und bequem ſchlendert Hanſemann in ſeinem anſpruchloſen ſchwarzen Anzuge durch die Zimmer. Er denkt nicht daran, daß er kein unbeachteter Privatmann iſt, daß man ſeine Mienen beobachtet, um daraus Folgerungen zu ziehen, und dächte er daran, er hätte Nichts zu fürchten, denn faſt niemals verliert ſein Geſicht den Ausdruck einer pfiffigen Bonhommie, einer heitern Sicherheit im Gefühl überwiegender Kraft. Dies Kraftbewußtſein mag jetzt unſchätzbar an einem Miniſter ſein, aber es iſt auch eine Gefahr für Hrn. Hanſemann; denn keine einzelne Kraft iſt ausreichend für die Arbeit dieſer Zeit, und gemeinſame Arbeit nur möglich bei gänzlicher Offenheit. Daß er dieſe nicht habe, daß er diplomatiſire und ſeine Collegen

unmerklich zu lenken, zu beſtimmen verſuche, das iſt der Vorwurf, der ihm gemacht wird, während man ſonſt ihm eine bedeutende Wirkſamkeit zugeſteht.

»Dort ſteht Graf Schwerin, der Miniſter des Kultus. Es iſt der große, kräftige Mann im blauen Frack mit blanken Knöpfen, der den Hut in der umgewendeten Linken hält. Sein Kopf iſt ſehr ſtark und ſitzt kurz zwiſchen den beiden Schultern des gewölbten Rückens. Große helle Augen à fleur de tête, eine kurze ſtumpfe Naſe, ein voller Mund, braunes Haar und ein Ausdruck von Derbheit charakteriſiren ihn. Seine Bewegungen ſind heftig; es liegt etwas Gewaltſames in den großen Schritten, mit denen er durch die Zimmer ſchreitet. Er tritt faſt auf wie

märkiſchen Ritter der Reformationszeit ausgeſehen haben, wenn ſie in ihren Burgen bei vollen Humpen am Eichentiſche ſaßen, auf die Markgrafen und Pfaffen ſchimpften, und den Dr. Luther leben ließen, der ſie doch wenigſtens von der Pfaffenherrſchaft zu befreien verſprach.

Derbe Ehrlichkeit iſt der Hauptausdruck im Aeußern des Grafen Schwerin, und ehrlich iſt er auch in ſeinem gutsherrlichen Liberalismus. Man hat ſich gewundert, daß im Jahre vierzig, als ein Geiſt freierer Bewegung durch Preußen zu wehen begann, ein ſo großer Theil der Ariſtokratie, von dieſem Geiſte durchdrungen, ſich der Zeitſtrömung überließ; und doch war das Wunder leicht zu erklären. Jener ariſtokratiſche Liberalismus war ein durchaus perſönlicher; er war das Streben nach Freiheit für ſich ſelbſt, nach größerer Unabhängigkeit von der Krone. Der Adel fühlt ſich zu allen Zeiten und in allen Ländern dem Königshauſe gleich, alſo zur Mitherrſchaft

berechtigt; und wie die abſoluten Monarchien nur durch Aufhebung der Adelsgewalt ihre jetzige Geſtalt zu gewinnen vermochten, ſo mußte zur Auflöſung der abſoluten Monarchien ein Theil ihrer Gewalt vorläufig in die Hände des Adels zurückgehen, in die Hände der Standesherren und Landbeſitzer der früheren Landtage, ehe ſie zurückkam an die Allgemeinheit des Volkes. Die Weltgeſchichte iſt ein in ſich bedingtes Gebäude, zu dem die Arbeiter ſich die Steine zureichen, auf und nieder, wie die Nothwendigkeit des Werdens es erfordert. Daſſelbe Gefühl der Nothwendigkeit, welches den Vogel lehrt ſein Neſt zu bauen und die Biene ihre Zelle, das lehrt und zwingt uns, die Weltgeſchichte zu machen und uns, ſchaffend für die Zukunft nach uns, auf der Baſis der Vergangenheit, an der eigenen Arbeit zu entwickeln.

Als Graf Schwerin ſich den Damen des Hauſes empfahl und hinausging mit einer gewiſſen Haſt, mit einer Art männlichen Trotzes in jeder

Bewegung, da dachte ich, ſo könnte er auch trotzig dem Könige den Rücken wenden, und auf ſich ſelbſt geſtützt, vom Könige fortgehen, wenn dieſer gegen des Grafen Anſichten handelte. Graf Schwerin iſt ſicher kein Höfling, kein Miniſter, der Conceſſionen macht, um das Portefeuille zu gewinnen oder zu behalten. Er handelt aus Ueberzeugung, ein Ehrenmann; aber dieſe Ueberzeugung ſoll leider noch tief in der Vergangenheit wurzeln, wie der Stammbaum ſeines alten Geſchlechtes, tief in den Zeiten der Reformation.

Graf Schwerin ſoll ſtrenggläubig und kirchlich ſein. Strenggläubigſein ſchließt das Duldſamſein aus, und Glaubensfreiheit anzuerkennen, ſie zum Geſetz zu erheben, iſt die Aufgabe eines Kultusminiſters in dem jetzigen Preußen, das nicht fortgehen kann in den Fußſtapfen des Miniſteriums Eichhorn, was zu thun Graf Schwerin doch entſchloſſen ſcheint.

Dort in der Ecke ſtehen die Brüder Alfred

und Rudolf von Auerswald, perſönliche Freunde des Königs, ihm lieb und werth durch gemeinſame Jugenderinnerungen. Männer, denen das Portefeuille unter allen Umſtänden gewiß war. Es ſind feine, ſchlanke Geſtalten mit ſcharf ausgeprägten Geſichtszügen. Ihre Kleidung iſt gewählt, ihre Bewegungen, ihre Haltung tragen das Gepräge der beſten Umgangsformen Wie Hanſemann die intelligenten Klaſſen der Gewerbtreibenden und Graf Schwerin den Landadel repräſentiren, ſelbſt in ihrer äußeren Erſcheinung, ſo repräſentiren die Herren v. Auerswald den Beamtenadel.

Hanſemann will die Menſchen für ſeine Anſicht gewinnen; er ſpricht eindringlich, um zu überzeugen, wo man ihn mit Jemand ſich unterhalten ſieht. Graf Schwerin ſcheint die Geiſter beherrſchen zu wollen; die Freundlichkeit, die Anmuth der Herren v. Auerswald will gefallen und gefällt, denn ſie iſt liebenswürdig. Aber dieſe

Liebenswürdigkeit, dieſe Gefälligkeit wird ſich hoffentlich nur ſo nachgiebig beweiſen im Kreiſe der Geſellſchaft. Was hier Tugend iſt, wird Verbrechen im Staatsleben, wo Unbeugſamkeit und Beharrlichkeit allein den Sieg verleihen.

Die Herren v. Auerswald waren unter den Erſten, welche ſich in Oſtpreußen zur Zeit der Huldigung für die Bewegung erklärten, deren Schwingung damals noch gleichmäßig und langſam war. Sie iſt heftiger, wilder geworden in unſeren Tagen und kann nicht nachlaſſen, darf nicht nachlaſſen, bis ſich aus der Bewegung das rechte Gleichgewicht hergeſtellt haben wird. Werden ſie ſich auch dieſer ſtarken Bewegung anſchließen und in ihrem Sinne wirken bei dem königlichen Freunde? Das Volk mit dem Könige zu vermitteln, wäre ihre Aufgabe. Es kommt darauf an, ob ſie ſie vollenden.

Dort auf dem rothen Eck-Sopha, dicht vor der ſchönen Statue der Melpomene, ſitzt Camp-

hauſen, der Miniſterpräſident. Das Lampenlicht fällt auf ſein bleiches, ruhiges Geſicht. Er iſt ziemlich groß und mager, er ſieht wie ein deutſcher Gelehrter aus, wie ein Mann der geiſtigen Spekulation. Die äußerſte Sauberkeit, jene Sauberkeit, welche von einer reinen Seele ausgeht, umgiebt ſeine ganze edle Erſcheinung, die durchaus wohlthuend wirkt.

Vor wenig Tagen hatte ich Gelegenheit, ihn länger und in Ruhe zu betrachten. Herr Camphauſen hatte bei Herrn Hanſemann zu Mittag gegeſſen und man war eben von dem Mahle aufgeſtanden, als ich hinkam, um zu ſehen, ob die Hanſemann'ſche Familie durch die Aufläufe vor dem Zeughauſe beunruhigt worden war.

Das Finanzminiſterium liegt, wie geſagt, zwiſchen der Singakademie und dem Zeughauſe. In dem Kaſtanienwäldchen vor demſelben wimmelte es von Arbeitern, welche Waffen verlangten. Das Zeughaus war förmlich umlagert, und die kleine

Gaſſe zwiſchen dem Zeug- und dem Gießhauſe, welche nach der Spree führt, gedrängt voll Menſchen. Die Ausfuhr einer Anzahl Gewehre nach den verſchiedenen Garniſonen hatte Mißtrauen erregt. Dies Mißtrauen war bis zum Wahnſinn geſtiegen.

Man behauptete, es ſei auf eine Entwaffnung Berlins, auf einen Angriff gegen die Bürger abgeſehen, die Regierung laſſe die Brücken vernageln, um dem Volke bei dieſem bevorſtehenden Kampfe das Aufziehen derſelben unmöglich zu machen; ja! man wollte das Aergſte, das Unwahrſcheinlichſte glauben, und die immer rege Volksphantaſie, alle Grenzen überſchreitend, fing an ſich Mährchen zu erſchaffen.

Es hieß, der Weg vom Schloſſe nach dem Zeughauſe ſei unter der Spree durchgraben, man werde ſogar, wenn man die Waffen nicht fortbringen könne, das Zeughaus in die Luft ſprengen. Als Beweis dafür zeigte man einen Faden,

der von den Gerüſten des Neubaues auf dem Schloſſe, hinabreichte zur Erde.

Vergebens betheuerten die Brückenmeiſter, jene Nägel würden immer eingeſchlagen, um das Aufgehen der eiſernen Riegel und das Werfen der Planken zu verhüten; vergebens erklärte der Baumeiſter des Schloſſes, der herabgehende Faden ſei angebracht, um die Direktion des Blitzableiters zu beſtimmen; man glaubte es nicht, man verlangte dringend die Aushändigung von Waffen, um ſich gegen die erwarteten Angriffe zu ſchützen.

Der Transport derſelben, d. h. die Verladung in die Kähne, mußte nun unterbleiben; aber da die Auslieferung verweigert ward, dauerte der Auflauf vor dem Zeughauſe, beſtändig wachſend, fort. Es war der Himmelfahrtstag, das

halte. Vor Allen aber waren es die 4000 Feuerarbeiter der großen Eiſenfabriken, welche unter Aufſicht ihrer Fabrikherren als Corps organiſirt, in grünen Blouſen, mit rothen, geſtempelten Karten an den Mützen, Gewehre verlangten und in Maſſe beiſammen blieben.

Während dieſes Andrängens hatte ſich ein geradezu luſtiges Kirmestreiben im Kaſtanienwäldchen gebildet. Auf ſchnell hergerichteten, weiß überdeckten Tiſchen wurden Branntwein, Brot kalte Fleiſchwaaren und Kuchen verkauft. Auf Möbelwagen waren ambulante Küchen entſtanden, und man briet in eiſernen Oefen alle Arten Würſte, deren Duft die Lüſternen heranlockte.

Studenten mit den rothen oder weißen Corpsmützen, den Degen an der Seite; Scharfſchützen der Bürgerwehr in der ſchmucken grünen Kutka, den grauen Filzhut mit der luſtigen weißen Feder auf dem Kopfe, den Hirſchfänger am blanken Ledergurt und die Flinte über der Schulter, gin-

gen rauchend, eſſend, demonſtrirend umher zwiſchen den Zuſchauern aus dem Bürgerſtande und den Blouſenmännern, von denen Viele ihre Frauen in Sonntagskleidern mit ſich führten.

Von Zeit zu Zeit erſcholl ein gemiſchtes Geſchrei, von der Stimme eines einzelnen Redners übertönt. Man rief ihm Beifall, klatſchte Bravo, dann ward es ſtill, bis ſich das bienenartige Geſumme wieder zu neuen lauten Ausbrüchen ſteigerte.

Außer den Mitgliedern des Hanſemann'ſchen Hauſes mochten noch ſechs bis acht Perſonen in den Sälen des Miniſteriums anweſend ſein. Theils Abgeordnete, theils Beamte des Finanzminiſteriums, theils Freunde der Familie. Obſchon das Miniſterium an jenem Tage, dem erſten Juni, einen Sieg erfochten hatte, indem es die Adreß-

Freilich war dieſer Sieg nur durch Ueberrumpelung erlangt, da man die Frage mitten in die Discuſſion hineingeworfen hatte, und die Erklärung des rheiniſchen Deputirten, Kaplan v. Berg, »er ſtimme zwar für die Adreſſe, ohne jedoch damit dem Miniſterium ein Vertrauensvotum geben zu wollen«, nahm der Siegeskrone viel von ihrem Glanze, aber das Miniſterium beſtand doch noch, und das war viel in ſolchen Stürmen, wie diejenigen, deren Toben ſich vor dem Zeughauſe hören ließ.

Oben in den Zimmern des Finanzminiſteriums ging man plaudernd umher, trank Kaffee, aß Eis und blickte von Zeit zu Zeit durch die herabgelaſſenen Jalouſien, um zu wiſſen, was auf dem Platze vorgehe. Der Gegenſatz war grell.

Herr Hanſemann, eine der ruhigſten und gefaßteſten Naturen und furchtlos für ſich ſelbſt, ſchien erregter als ich ihn ſonſt geſehen hatte, wenn man von der erhöhten Lebhaftigkeit ſeiner

Sprache und ſeines Auges auf ſein Empfinden ſchließen ſollte. Seine Familie war bei ihm und er mochte, da er der zärtlichſte Familienvater iſt, beſorgt ſein um ſie. Ein älterer Freund des Miniſters, ein geiſtvoller, lebenerfahrener Mann, von großer Lebhaftigkeit, ging eifrig ſprechend von Einem zu dem Andern. Seine energiſche Natur fühlte ſich von der Gewitterſchwüle der Zuſtände bedrückt und erſehnte Befreiung durch Kampf. »Ich wollte, es käme endlich einmal zu einem ordentlichen Zuſammenſtoß, der Gährungsſtoff entwickelte ſich in einer tüchtigen Exploſion, damit man zur Ruhe käme; ſo kann's nicht bleiben«, ſagte er zu mir, »dieſe ewigen Emeuten löſen jede geſellige Ordnung, löſen die Gliederung des Staates, und die bürgerliche Geſellſchaft geht zu Grunde in der Zügelloſigkeit des Unverſtandes.«

Jeder hatte einen Rath, eine Meinung, Jeder ging an das Fenſter, Alle ſahen beſorgt aus. Camphauſen erſchien vollkommen ruhig Keine

Miene ſeines Geſichtes verzog ſich, er hörte Allen ruhig zu, er trat nicht einmal an das Fenſter. Frau und Tochter hatte er zurückgeſchickt nach Köln, und für ſich ſelbſt ſchien er eben ſo wenig zu fürchten als Hanſemann; denn als er die Geſellſchaft verließ, ging er ohne Begleitung mitten durch das Volksgewühl nach ſeinem Hotel in der Wilhelmsſtraße, obſchon kurz vorher der Miniſter von Arnim, freilich, wie man behauptete, nicht ohne ſein Verſchulden, angefallen worden war.

Camphauſen iſt eine äſthetiſch idealiſtiſche Natur. Als Idealiſt liebt und vertritt er die Freiheit, aber ſein äſthetiſches Gefühl wird ihn abhalten, jemals bis zu jenen Conſequenzen zu gehen, welche Gewaltſchritte erfordern. Er will vermittelnde Uebergänge, er hält ſie für möglich, und ſeine perſönliche Anhänglichkeit an einzelne Perſonen des königlichen Hauſes, ſein Mitgefühl für die ſchwere Lage derſelben, hindert ihn, mit der Energie aufzutreten, welche man von ihm zu er-

warten berechtigt war. Mag dies ein Fehler des Staatsmannes ſein, ſo bleibt es eine Güte, welche dem milden Sinne des Menſchen zur Zierde gereicht. Camphauſen ſieht nicht aus, als ob er das Portefeuille aus Ehrgeiz übernommen habe. Man ſieht dieſen bleichen Zügen ſorgenvoll durchwachte Nächte an und Stunden des Kampfes. Die Stunde, in welcher er ſich entſchloß, das Amt eines Miniſterpräſidenten mit ſeiner furchtbaren Verantwortlichkeit zu übernehmen, mag eine der ſchwerſten für ihn geweſen ſein.

3.

Berlin, 6. Juni.

Meine Furcht vor den fremden, neuen Worten, vor den Errungenſchaften und Vereinbarungen, ſcheint nicht grundlos geweſen zu ſein, denn jetzt ſchon iſt das Wort »Revolution« offenbar »mißliebig« geworden, wie man das in der vormärzlichen Zeit zu bezeichnen pflegte. Nennt doch ſelbſt der Miniſterpräſident Camphauſen in der conſtituirenden Verſammlung den Freiheitskampf des 18. März bereits eine »Begebenheit«, um das Wort »Revolution« zu vermeiden, obſchon

gerade Herr Camphauſen und ſeine Collegen dieſe Revolution als ihre Mutter zu achten, und vorzugsweiſe an das Gebot zu denken hätten: »Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß Dir's wohlgehe und Du lange lebeſt auf Erden.«

Um nun dem Miniſterium zu beweiſen, wie das Gedächtniß des Volkes treuer ſei, wie man die Revolution als ein ruhmwürdiges Ereigniß betrachte und die Freiheitsopfer ehre, welche ihr gefallen ſind, hatten die Studenten eine Wallfahrt nach dem Grabe der Gebliebenen im Friedrichshaine vorgeſchlagen.

Man ſprach in manchen Kreiſen nichtachtend davon; man nannte es eine neue, innerlich haltloſe Aufregung, eine leere Demonſtration des

können, wie man es in unnöthiger Beſorgniß bei den geringſten Anläſſen zu thun pflegte.

Auch die conſtituirende Verſammlung, welche gleich der Bürgerwehr von den Studenten zum Anſchluß an die Wallfahrt aufgefordert worden war, hatte die Weiſung erhalten, es ſei den einzelnen Mitgliedern unbenommen, ſich als Bürger dem Zuge anzuſchließen, als Korporation aber ſei es ihnen verſagt.

Unſelige Halbheit! Hätte das Miniſterium das Verſtändniß der Ereigniſſe, welche unter ſeinen Augen vorgehen, bedächte es, daß es ſich hier nicht um eine bloße politiſche Revolution handelt, ſondern daß dieſe nur der Anfang einer ſocialen Umgeſtaltung iſt, ſo mußte es, den einzigen Weg des Heils einſchlagend, ſich an die Spitze dieſer Bewegung ſtellen. Wer einen Kahn retten will, der, vom Strome erfaßt, dem gefährlichſten Strudel entgegenſchießt, der muß beherzt hineinſpringen und mit entſchloſſener Hand das Steuer ergreifen,

nicht fern ſtehend über die Strömung tadelnde Bemerkungen machen.

Der Conſeilpräſident, die Miniſter, alle Mitglieder der conſtituirenden Verſammlung, die ganze Bürgerwehr, ja ſelbſt die Prinzen hätten ſich dem Zuge anſchließen ſollen, um ſymboliſch das Zugeſtändniß zu machen, das man in dem Symbol dieſer Wallfahrt forderte, das Zugeſtändniß der Souveränität, welche das Volk ſich in den Märztagen erkämpft hat. Aber es geht dem ſouveränen Volke, wie es den ſouveränen Fürſten ging: es erfährt Undank und ſeine Günſtlinge werden am leichteſten ſeine Tyrannen; es erntet Geringſchätzung für hingebendes Vertrauen.

Man hatte die Wallfahrt auf den Nachmittag des 4. Juni feſtgeſetzt. Es war ein Sonntag, hell und ſonnig, ohne ſo heiß zu ſein, daß es beläſtigen konnte.

Auf dem Gensdarmenmarkte, wo vor zwei Monaten die Särge der Gebliebenen geſtanden

hatten, verſammelte man ſich, um von da aus den Weg durch die Charlottenſtraße, die Linden entlang, am Schloſſe vorüber, durch die ganze Königsſtadt nach dem außerhalb Berlins gelegenen Friedrichshaine zu ziehen.

Die Straßen waren voll von Menſchen, keine Polizeibeaufſichtigung, keine Gensdarmerie machte ſich geltend. Ein Polizeiinſpector, den wir in Civilkleidern auf dem Wege trafen, verſicherte mit reſignirter Beſtimmtheit, es werde Alles in Ruhe abgehen und ein ſehr ſchöner Zug werden — auch ohne Polizei, ſetzte ich in meinem Innern hinzu. Die Phyſiognomie des Mannes war umſchleiert von dem Gedanken an ſeine gebrochene Macht, und man ſah es, daß ſein Selbſtbewußtſein vergraben lag unter den Trümmern des geſtürzten Polizeiſtaates.

Von weitem erklangen bereits die erſten Töne des Feſtmarſches, als wir ein Fenſter in einem Hauſe unter den Linden erreicht hatten. Bei dem

Herannahen des Zuges machten die Leute auf der Straße Platz; eine feierliche Stille herrſchte.

Und nun begann ein Aufzug, von dem ich wollte, es hätten ihn die Verächter der Volksbewegung geſehen, welche von den Provinzen aus die demokratiſche Partei als einen Pöbelhaufen bezeichnen, der, von unreifen Schwärmern und brotloſen Schriftſtellern geleitet, die Anarchie herbeiführen wolle, weil dieſe und jener Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen hätten.

In feſter, ſicherer Haltung, gehoben durch das Bewußtſein der errungenen Freiheit, traten ſie auf, die Bürger Berlins, die Begründer des neuen Preußens Ein Trupp berittener Bürgerwehr eröffnete den Zug. Dann kamen Frauen und Töchter der Mitglieder des demokratiſchen Klubs. Sie

in der Volksmaſſe liegt außerhalb des deutſchen Charakters. Es ſollte deshalb nicht abſichtlich hervorgerufen werden weil damit weder für die wirkliche Erhebung der Frauen, noch für die des Volkes ein Weſentliches gewonnen, wohl aber verloren werden kann.

Den Frauen folgten die verſchiedenen Klubs; jedem zog klingendes Spiel voraus, jedem ward ſeine Fahne vorgetragen. Auf ſchwarz-roth-goldenem Grunde, dem Farbenbilde deutſcher Einheit, trugen die Banner die Inſchrift der verſchiedenen Gruppen; in dieſer Weiſe ein Symbol gebend für die Geſtaltung des Menſchheitverbandes in der Zukunft, für die freie Berechtigung der Individualität in der einigen Geſammtheit. Dem conſtitutionellen Klub, dem Reformklub, ſchloß ſich der demokratiſche Klub an, deſſen Führer und Bannerträger ſich etwas theatraliſch, und wohl mit unnöthigem Pathos, mit blutrothen Federn und blutrothen Leibbinden geſchmückt hatten.

Es wäre ſchlimm, wenn die Saat des Friedens nicht keimen könnte unter uns, ohne mit dem Thau des Bürgerblutes getränkt zu werden; es wäre ſchlimm, wenn wir in unſerer Zeit noch kein anderes Argument für die Wahrheit beſäßen, als die Donner der Kanonen und das Beil der Guillotine. Dieſe Beweismittel trennen die Menſchheit durch Haß, und wir bedürfen der Vereinigung durch Liebe.

Zwiſchen den wohlhabenden Bürgern, den anſäſſigen Handwerkern, deren alte Gewerksfahnen und Banner in dem mittelaltrigen Innungszwange geſchaffen, nun ſonnenbeleuchtet im Lichte der jungen Freiheit flatterten, zogen Schaaren von Arbeitern einher, fröhliche grüne Eichenzweige an den Hüten. Und welche Worte ſtanden auf ihrem Banner, das ebenfalls von Eichenzweigen umflochten war?

»Die brotloſen Arbeiter!«

Sie haben kein Brot, nicht Haus, nicht Hof, aber ſie haben die Natur, die ihnen fröhlichen Schmuck leiht; ſie haben nicht Brot, nicht Haus, nicht Hof, aber ſie haben den feſten Glauben, daß die Beſitzenden ſie als Brüder erkennen gelernt haben, daß die Verſtändigen einen Weg ermitteln werden, dem Brotloſen nicht nur Arbeit und Brot, ſondern ſoviel Arbeit und ſoviel Brot zuzuweiſen, daß er den Anſpruch jedes Erſchaffenen, jedes Exiſtirenden auf Genuß, nach ſeiner Weiſe zu befriedigen vermöge. Die Brotloſen haben nicht geraubt, ſie haben dem Beſitzenden Nichts genommen, aber angefangen dringend zu fordern, und das iſt ihre Pflicht, weil es ihr Recht iſt. Sie werden berechtigt ſein, ſich einen Platz in der Geſellſchaft und Genuß des Lebens zu erkämpfen, wenn man nicht friedliche Mittel findet, ihnen genug zu thun.

Wer ein Herz hatte, dem mußte es erzittern in der Bruſt, wenn er ſie ſah, die brotloſen

Arbeiter, in ruhiger Haltung einherſchreitend, geſchmückt mit der blühenden Farbe der Hoffnung, mit dem grünen Laub des Frühlings. Betrügt dieſe Hoffnung nicht! verwandelt das Vertrauen nicht in Haß! gewährt aus Klugheit um Eurer Ruhe willen, wenn Ihr nicht gut genug ſeid, aus Liebe zu gewähren.

Gar ſtattlich nahm ſich der Verein der Landwehrmänner aus. Sie, die einſt gekämpft in unterthäniger Abhängigkeit für Gott, für König und für Vaterland, zogen einher in dem tönenden Einklang des Paradeſchrittes, als frei und ſelbſtſtändig handelnde Männer, ordengeſchmückt, die Helden zu ehren, welche den Tod für die Freiheit gefunden im Kampfe gegen das abſolute Königthum — denn der Orden dieſer Todten

conſtituirenden Verſammlung, von lautem, anerkennendem Zuruf des Volkes begrüßt; Stadtverordnete und Bürgerwehrmänner, Kaufleute und Gelehrte, Künſtler und Fabrikarbeiter gingen in Gruppen vereint und geſondert, von gleichen Gedanken bewegt, denſelben Wallfahrtsgang. Die Studenten mit ihren weißen und rothen Corpskappen ſchloſſen den Zug, zu dem ſie, mit die Jüngſten von Allen, die Anregung gegeben hatten. Die Begeiſterung unſerer Jugend verkündet und verbürgt die Freiheit der Zukunft, die einſtige brüderliche Eintracht der Menſchheit. Und als Zeichen dieſer Eintracht iſt auch dieſe Wallfahrt anzuſehen. Sie wird Dir heilig und erhebend ſein wie mir.

4.

Berlin, 8. März 1849. Charfreitag*).

Geſtern, am Charfreitage, als der Gottesdienſt in den Kirchen beendet und abermals die Erinnerungsfeier gehalten worden war, an den Tod des Mannes, der die Welt vor achtzehnhundert Jahren erlöſt hat aus den Feſſeln der Knechtſchaft zur Freiheit der Liebe, traten wir, unter den letzten

zu beſuchen, in dem die Opfer des Berliner Freiheitskampfes beerdigt worden ſind. Es mag zwei oder drei Jahre her ſein, daß man dieſen Hain anlegte, um den Bewohnern der jenſeits der Spree gelegenen Königsſtadt dereinſt einen Spazierort zu verſchaffen, wie die Friedrichsſtadt Berlins ihn an dem Thiergarten beſitzt. Das Unternehmen war ein ſehr verdienſtliches, denn Berlin iſt von einer ſtrauch- und baumloſen Sandwüſte umgeben, ſo weit das Auge reicht.

Jenſeits des Alexanderplatzes, auf dem das Königsſtädter Theater liegt und wohin die italieniſche Oper die reiche, vornehme Geſellſchaft lockt, hört für dieſe das eigentliche Berlin auf. Es beginnt die Terra incognita, von deren Daſein, von deren Bewohnern die ſchöne Welt der Linden und der Behrenſtraße ſo viel erfährt und weiß als von den Feuerländern, obgleich in der Königsſtadt und in all dieſen jenſeits der Spree gelege-

nen Stadttheilen die gewerbtreibende, producirende Berliner Bevölkerung wohnt, welche die Stadt reich und bedeutend macht.

Wir gingen die Landsberger Straße entlang, ſie ſah ſonntäglich ſtill aus. Mädchen und Frauen ſaßen an den Fenſtern, der Strickſtrumpf, das Leſebuch ſelbſt, dieſe Erholung nach der ſechstägigen Arbeit der Woche, waren den Händen entglitten, die Ruhe wurde vollſtändig genoſſen. Den Kopf auf den Arm geſtützt, guckte hier ein blondes Mädchen träumend auf die Straße hinaus, dort tändelten auf dem Fenſterbrett ein paar Kinder, denen Vater und Mutter zuſahen. Die Dienſtboten ſtanden plaudernd vor den Thüren, Knaben ſpielten mit Murmelſteinen, und Männer

vollkommenen Ebene ſchon einen Ueberblick der Gegend. Einige Droſchken und Miethwagen hielten am Fuße des Hügels, viele Menſchen gingen mit uns zugleich hinauf, und mit einem Male befanden wir uns auf der Ruheſtätte der im März des vorigen Jahres Gefallenen.

Sie liegen in einem Cirkel begraben. Man glaubte damals offenbar, daß ſie die erſten und letzten Opfer ſein würden, welche die Freiheit von Preußen forderte, und hat den Cirkel geſchloſſen, ohne Raum zu laſſen für eine ſpätere Zeit. Um einen runden Raſenplatz ziehen ſich die Gräber in doppelter Reihe hin, es mögen ihrer über zweihundert ſein. Die Mitte des Raſens ziert ein junger Baum, der ſobald als möglich durch ein Denkmal erſetzt werden ſoll. Eine Windmühle liegt dicht neben der Grabſtätte und dreht langſam ihre Flügel nach dem jedesmaligen Hauch der Luft.

Schweigend und doch ſo beredt, ein in ſich

abgeſchloſſenes Factum, blickten dieſe Gräber uns an. Zu unſern Füßen lag das große, prächtige Berlin — Berlin, überragt von den Thürmen ſeiner Kirchen, von der neuerbauten ſtolzen Kuppel des Königsſchloſſes, welche, als der urſprünglich von den Gründern deſſelben beabſichtigte Schlußſtein des Gebäudes, von Friedrich Wilhelm IV. in dem Augenblicke beendet ward, als die Revolution ihre erſten Hammerſchläge gegen die Grundfeſten dieſes Königshauſes richtete. Die Natur und die Weltgeſchichte haben dieſelben Grundbedingungen, dieſelben unabweislichen Geſetze. Der Zeit der vollen Blüthe folgt das Zerſtäuben derſelben, damit die Frucht ſich entwickle und reife. — Rings um den Todtenhügel ſtreckten viele tauſend junge, noch blätterloſe Bäume

kalt und grau bewölkt, kein Sonnenſtrahl für die jungen Bäume zu entdecken. Man müßte verzagen an ihrem einſtigen Gedeihen, könnte man nicht auf die innere fortzeugende Triebkraft rechnen.

Aus dieſer Pflanzſchule des künftigen Friedrichshains erhebt ſich ſeit einigen Monaten auf grauer Marmorſäule die Erzbüſte des alten Fritz, nach dem die Anlage genannt wurde. Ein Berliner Bürger hat ſie hierher geſchenkt, den Friedrichshain und die Todten zu ehren, als habe der hiſtoriſche Inſtinkt ihn getrieben, das Denkmal eines der genialſten abſoluten Herrſcher neben das Denkmal der Männer zu ſetzen, welche im Kampfe gegen den Abſolutismus gefallen ſind. Die Revolution und der Abſolutismus, Gewaltherrſchaft und Empörung berühren ſich hier als die Extreme, welche ſich immer zuſammenfinden.

Von der Betrachtung des Terrains wendete ſich unſer Auge bald den Gräbern zu. Welch' ein Unterſchied zwiſchen der Wahrheit dieſer

Todtenfeier, und der zur Sitte gewordenen Form der Grabverzierungen und Inſchriften auf andern Kirchhöfen! Große Erſchütterungen geben den Menſchen ſich ſelbſt wieder, helfen ihm zum Bewußtſein ſeines wahren Werthes, im Gegenſatz zu der herkömmlichen, von den Bevorzugten beſtimmten Taxe deſſelben. Weil das Volk ſich der Gewalt gegenüber als eine Macht hatte empfinden lernen, iſt ihm der Muth gekommen, ſeine eigene Sprache zu ſprechen. Jede Perſönlichkeit überläßt ſich hier im Gefühle der Berechtigung voll und ganz ihrem Schmerze, und einer jeden wird Theilnahme und Achtung, eben weil ſie ſich für berechtigt erklärt.

Neben dem Marmordenkmal des Studenten Guſtav v. Lenski, das ſeine Mitſtudirenden ihm

gingen von Grab zu Grab, und ich will Dir die Inſchriften mittheilen, die ich abgeſchrieben habe. »Hier ruht in Gott mein unvergeßlicher zweiter Sohn Karl Auguſt Theodor Deichmann (Zimmerpolier), geboren den 24. September 1823, geſtorben den 18. März 1848 in dem Freiheitskampfe durch zwei Schüſſe in den Leib. Er folgte ſeiner vor ſechs Wochen vorangegangenen Mutter im Grabe nach. Mein dritter Sohn wurde durch fünf Kopfwunden an demſelben Ort, Friedrichs- und Dorotheenſtraßen-Ecke, verwundet, iſt aber wieder hergeſtellt. Gewidmet von ihrem betrübten Vater.« — »Das ſind die beiden Deichmanns«, ſagte ein neben uns ſtehender Handwerker zu einem Gefährten, »die ſie aus dem Vaterhauſe wehrlos herausgeholt haben. Der Jüngſte ſagte zu dem Lieutenant, der dabei war: Herr Lieutenant, Sie ſehen, daß ich keine Waffen habe, beſchützen Sie mich; der aber war der Erſte, der ihm mit dem Degenknopf vor den Kopf ſtieß,

und dann fielen die Andern über ihn her. Und da ſoll man Frieden halten mit den Soldaten, die auf unbewaffnete Landsleute ſchießen und hauen, als ob es Feinde und nicht Brüder wären!«

Sie gingen weiter ſprechend von dannen. Wir traten an eines der nächſten Gräber. »Hier ruht der Schloſſer Julius Frankenberg, 29 Jahre alt. Im Kampfe für des Volkes Freiheit ſterben — So heißt das Teſtament, nach dem wir erben.« Eine andere Inſchrift lautet: »Hier ruht in Gott mein heißgeliebter Gatte, der Konditor Guſtav Ripprecht. Im friedlichen Beiſammenſein an meiner Seite erſchoſſen den 18. März. Gewidmet von ſeiner Gattin.« — »Hier ruhet in

des Volkes ſind in dieſe Inſchriften übergegangen und erſcheinen rührend und heilig.

Wo die Mittel zur Aufſtellung auch des kleinſten Holzkreuzes fehlten, hat die Liebe neue Grabzeichen erfunden, kleine hölzerne Kaſten mit gläſernem Deckel, der ein beſchriebenes Blatt Papier bedeckt und zeigt. In einem dieſer Kaſten lag folgendes Gedicht, das den Stempel der Volksdichtung deutlich an ſich trägt:

Ein heil'ger Schauer andachtsvoller Rührung
Ergreift mich ſtets, wenn ich der Stätte nah.
Hier ruht die Hülle edler, guter Menſchen,
Die hier vollendet haben ihre Bahn.

Begeiſtrung flammt jedoch in meine Seele,
Daß viele ſich vor'm Tode nicht geſcheut;
Von einem Lichtblitz himmliſch hoher Tugend
Entzündet, ſelbſt ihr Leben hier geweiht.

Die Stelle, wo ſo Viele ſchlummern,
Sie wird geheiligt ſein für alle Zeit.
Prangt auch kein Denkmal auf das Grab geſtellt,
Wahr iſt die That, die wahren Werth verleiht!

»Dieſe Zeilen ſchrieb dem Schloſſerlehrling Karl Lamprecht ſein lieber Freund« — Am 18. März 1849 war auf dieſes Grab ein zweiter Zettel hingelegt worden, mit den deutſchen Farben um den Rand geziert, und mit der Inſchrift: »Für dieſe Farben haſt du gefochten im Leben, du ſollſt ſie auch tragen im Tode!«

Andere Käſtchen tragen, aus farbigem Papier fauber geſchnitten, wie ſpielende Kinder es zu machen pflegen, die Namensſchiffer der Geſtorbenen. Niemand hat ſich geſcheut das Liebesopfer darzubringen, das ſeinem Herzen ein Bedürfniß, ſeinen Mitteln möglich war. Die Armen haben ſich auf den Barrikaden dieſen Kirchhof erobert, das Recht erobert, frei von aller Convenienz ihre Todten zu ehren auf ihre Weiſe, nach ihrem eig-

falls verwendet wurden. In ſchlechter Schrift auf grobem Papier zu ſagen: »ſo habe ich geliebt, das habe ich verloren,« das wagte die Armuth ſelten, aus falſcher, ihr aufgedrungener Scham. Auch hätte die Polizei es kaum geduldet; denn ſelbſt die Leichenſteine und Grabinſchriften unterlagen vor dem 18. März ihrer Aufſicht. Wer hätte von Freiheit ſchreiben dürfen, wäre es auch auf einem Leichenſteine geweſen!

Und wie viel rührender klingen dieſe geſchriebenen Worte auf den Gräbern der erſten Freiheitsopfer des Vaterlandes, wie viel empfundener, als das kalte: »Hier ruht Herr N. N., tief betrauert von den Seinen,« oder irgend eine andere der ſtereotypen, mit Bibelverſen aufgeſtutzten Floskeln, welche die Mehrzahl unſerer prächtigen Monumente bezeichnen. Es iſt ein Unterſchied wie zwiſchen der bezahlten Leichenrede des Paſtors und dem Schmerzensſchrei aus wundem Herzen vor der geliebten Leiche.

Viele der Gräber waren am Jahrestage mit ſchwarzem Flor, mit neuen Kränzen geſchmückt worden, andere hatten, wie ſchon geſagt, eine zweite Widmung erhalten. Ein Grab zeigt nur eine kleine herzförmige Papierplatte an grob geſchnitztem Tannenholz. Auch ſie war mit den deutſchen Farben bemalt, und ein Grobſchmiedelehrling hatte ſie dem gefallenen fünfzehnjährigen Kameraden hergerichtet. Regen und Wind hatten das Papier bereits zuſammengerollt, aber die Hand der treuen Liebe wird es ſicher immer neu erſetzen, bis die Dankbarkeit der Mitbürger für jeden der Gefallenen das Grabzeichen geſtiftet haben wird.

Zwiſchen dieſen Gräbern gingen und kamen die Leute, als ob man Allerſeelen feierte in einem

richtete, wie man den Mann, an deſſen Grabe wir uns befanden, in ſeiner Wohnung vor den Augen ſeiner kleinen Kinder ermordet habe, obgleich er keinen Antheil genommen am Kampfe. Die erzählende Frau hatte in demſelben Hauſe gewohnt; ſie war Zeuge geweſen, wie der Mann ſich vor den eindringenden Soldaten hinter eine Feuerkuſe auf dem Hofe geflüchtet, von den Soldaten hervorgeholt und erſchlagen worden war. — »Hier ruhet in Gott der Bürger und Schneidermeiſter Löffler, geboren den 15. März 1795. Am 19. März 1848 aus dem Schooße ſeiner Familie vom Militair gefangen genommen, wehrlos, mit fünfzehn Wunden bedeckt, woran er am 23. März ſeine irdiſche Laufbahn vollendete«, ſo ſagte das Grabkreuz.

Daneben las man: »Hier ruhet der Bürger und Meiſter F. W. Schwarz. Wehrlos von der Leipziger bis zur franzöſiſchen Straße geſchleppt und mit neunzehn Wunden bedeckt, wodurch er

am 22. März ſeine irdiſche Laufbahn vollendete.« — Zwei Frauen, die im Zimmer erſchoſſen wurden, ruhen zunächſt. Wohin das Auge blickt, Jammer der Ueberlebenden, Klage gegen die brutale Rohheit der Truppen, welche der Wehrloſen nicht ſchonten. Und daneben ſtanden Soldaten derſelben Regimenter und weinten über die Todten, jetzt, wo ſie als Menſchen menſchlich empfanden, wo das bannende Wort der Disciplin nicht mehr die ſelbſtbewußten Menſchen zu Executionsmaſchinen entwürdigte.

Erhebend war es zu ſehen, wie freudig, wie muthig die Epitaphien auf den Gräbern klangen, welche die Jugend der Jugend geweiht hatte. Junge Maſchinenbauer ſchrieben auf das Denkmal ihres Kameraden: »Sein letzter Will' war auch

rein dein Leben; frei biſt du immer geweſen, ſtets in Liebe!« — Das klingt ſo freiheitsſicher, ſo zuverſichtlich in die Ferne, wie Trompetengeſchmetter im Siegesjubel des Tedeums. Bei den leiſe geflüſterten Erzählungen der Umhergehenden, bei der ehrerbietigen Scheu vor der Ruhe der Todten, hätte man laut ſeine Freude ausdrücken mögen über dieſe Heiterkeit, über dieſe frohe Erhebung an der Gruft der Geſchiedenen.

Ueberall wurden die Gewaltthaten beſprochen, welche von den Soldaten vor dem Ausbruch der Revolution acht Tage lang gegen die Bürger verübt worden waren, um durch Einſchüchterung jenen Muth in ihnen zu brechen, der in Paris und Wien den Dynaſtien ſo gefährlich geworden war. Lebhafter noch wurden die Tage des Kampfes geſchildert, beſonders jene Nacht, welche die Flammenſtrahlen der Kartätſchen erleuchtet hatten.

Das Leben der arbeitenden Klaſſen, der gewerbtreibenden Bürger iſt nur arm an zerſtreuen-

den Ereigniſſen gegenüber dem der Reichen; darum iſt aber auch das Gedächtniß des Volks treuer und zuverläſſiger. Die Bewohner der Paläſte und Prachtgebäude, welche bald in dieſem, bald in jenem lebensvollen Badeorte die Sommermonate verleben, welche im Winter an Hoffeſte, Bälle und Carneval zu denken haben, werden leicht des 18. März und der Todten im Friedrichshain vergeſſen. Das Volk aber, das keine andere Sommerfreude hat, als den Spaziergang vor die Thore ſeiner Vaterſtadt am Tage der Ruhe, und kein Wintervergnügen außer der Plauderſtunde am Abend, das Volk wird immer nach dem Friedrichshaine zurückkehren, und weder die Gefallenen, noch die Revolution des Jahres achtzehnhundert achtundvierzig vergeſſen, oder die Ereigniſſe, durch

5.

Berlin, 12. Juni.

Uns endlich einmal dem Geräuſche und dem Lärme der Stadt zu entziehen, haben wir geſtern eine Luftfahrt nach Tegel unternommen.

Die Verehrung des Ortes, an dem ein bedeutender Menſch ſein Leben zubrachte, entſteht großentheils aus unſerer eigenen Sehnſucht nach Fortdauer über die enge Grenze des Lebens hinaus, und iſt ein durch alle Zeiten und durch alle Völker gehender, tief in unſerer Natur begründeter Zug. Liebende, die ihre verſchlungenen Namenszüge der

Rinde eines jungen Baumes eingraben, werden dazu von derſelben Sehnſucht getrieben, welche die alten Indier und Egypter zum Erbauen ihrer rieſigen Grabmonumente veranlaßte. Und ſo mächtig iſt dieſe Sehnſucht, daß man behaupten könnte, die Natur habe dem Menſchen das Bewußtſein ſeiner Vergänglichkeit als eine Triebkraft gegeben, um ihn zu raſtloſem Schaffen für eine Zukunft nach ſeinem Tode anzuſpornen. Die Kunſt, welche das Bild des vergänglichen Menſchen in Farben, im Marmor oder in der Verklärung der Sprache feſtzuhalten beſtrebt iſt, die Kunſt möchte, wenn nicht ihre Entſtehung, ſo doch ihre Fortbildung zum großen Theil von unſerer Sehnſucht nach Unvergänglichkeit herzuleiten haben.

an der ein wichtiges Ereigniß geſchehen, wir wollen die Handſchrift eines großen Menſchen betrachten, den Ort beſuchen, an dem er weilte. Dieſes Verlangen, das in ſeiner Uebertreibung zum Reliquien- und Wallfahrtsdienſt führte, hat eine wahre Berechtigung, ſo lange es in gewiſſen Schranken bleibt. Denn wie unſere äußere Umgebung unabläſſig auf uns einwirkt, ſo geſtalten wir ſie auch nach unſerem Bedürfen, nach unſerer Eigenthümlichkeit, und das Haus, in dem wir lange gewohnt, nimmt ſo ſicher das Gepräge unſeres Weſens an, als das Gewand die Form des Körpers, den es lang umhüllt hat.

In dieſem Sinne war in uns bei der Lektüre von Wilhelm v. Humboldt's Briefen an ſeine Freundin Charlotte Diede der Wunſch rege geworden, ſeinen Landſitz, Schloß Tegel, zu beſuchen, auf dem der größte Theil jener Briefe geſchrieben worden iſt. Die weltabgeſchiedene Ruhe, die in denſelben herrſcht, mußte unwillkührlich

die Frage hervorrufen, welche äußere Bedingungen haben hier mitgewirkt: welche Umgebungen können so umfrieden, daß Humboldt, zurückgezogen in ein Bereich ganz objektiver Betrachtung, durch keine äußern Eindrücke mehr in dem innern Gleichgewicht gestört zu werden vermochte?

Er selbst schrieb am 10. Juli 1822 an seine Freundin: »Ich liebe Tegel sehr. Hier brachte ich meine Kindheit und einen Theil meiner Jugend zu. Die Gegend ist wenigstens die hübscheste um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die schön bepflanzt sind, eine Aussicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inseln durchschnittenen See. Um das Haus und fast überall sind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erst in mäßiger Stärke

es ein anmuthiger Wohnplatz, von dem ich ſelten in die Stadt kommen werde.« — Und im Jahre 1825, am Weihnachtstage: »Es hat mich ſehr gefreut, daß die Kupferſtiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben; ich hatte das gewünſcht und erwartet, aber nicht, daß Ihnen das Haus ein ſo ſtattliches Schloß ſcheint. Das alte Gebäude, kleiner als das jetzige, wie Sie ſehen, war ein Jagdſchloß des großen Kurfürſten, das nachher an meine Familie kam. Wegen dieſes Beſitzes, ſeiner Kleinheit, und da es noch ein mir nicht gehörendes Dorf Tegel giebt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel. Jetzt fangen die Leute an es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. In Schleſien habe ich ein mehr als noch einmal ſo großes altes Schloß mit Thurm und Gräben, ich nenne es aber das Wohnhaus. Das Tegel'ſche Haus aber iſt bequem und eigenthümlich. Das dankt es dem Baumeiſter, dem ich freie Hand gelaſſen. Mein größtes

Verdienſt bei dem Hauſe iſt, daß ich nicht meine eigenen Ideen in den Bau gemiſcht habe.«

Beide Schilderungen ſind vollkommen bezeichnend, denn in der ſandigen Ebene, welche Berlin von allen Seiten meilenweit umgiebt, erſcheint die Humboldt'ſche Beſitzung ſo lieblich, daß man kaum glaubt, ſich noch in der Mark zu befinden, und das Gebäude verdient den Namen eines Schloſſes nicht, wogegen es für das Muſter eines behaglichen Wohnhauſes gelten kann.

Zweiſtockig, ohne Auffahrt oder Rampe, an den Ecken mit vier thurmartig vorſpringenden Flügeln verſehen, liegt es an einem mit Flieder-büſchen und Blumen gezierten Raſenplatze, von großen Linden und Kaſtanienbäumen beſchattet, friedlich und anmuthig da. Zur rechten Seite

gängen und ſchönen Fernſichten benutzt. Links vom Hauſe führen lange ſchattige Alleen, an Kornfeldern und Wieſen vorüber, bis an das Ende der Hügelkette, und ſo weit man das Terrain von der Höhe zu überſehen vermag, wohl auch bis zu dem Geſtade des Sees, der hell und freundlich aus den grünen Ufern hervorſieht und in ſeinem klaren blauen Waſſer die ſchönen Baumgruppen der kleinen Inſeln wiederſpiegelt. So ſind durch glückliche Benutzung der gebotenen Verhältniſſe hier auf einem engen Raume alle jene Elemente vereinigt, die man ſonſt bei Parkanlagen künſtlich zuſammenzubringen ſtrebt. Dadurch iſt bei aller Behaglichkeit eines Spazierganges in wohlgeordneten Gartenwegen, hier dem Beſitzer die Möglichkeit gegeben, die ganze Skala wohlthuender Empfindungen zu genießen, welche der Anblick des Landbaus, des Säens, Pflanzens, Keimens, Gedeihens und Erntens in der Seele des Menſchen hervorruft.

Die Hauptfronte des Hauſes liegt nach dem Garten hin, auf den ſich die Thüre zu ebener Erde öffnet. Zu beiden Seiten derſelben befinden ſich zwei Niſchen. Sie enthalten treffliche, in Marmor ausgeführte Kopien der Minerva Medica, des capitoliniſchen Fauns, der Amazone aus dem Braccio nuovo des Vatikans, und einer weiblichen antiken Gewandſtatue. — Das mäßig hohe Vorhaus, weiß getüncht, wird durch zwei gemauerte Säulen, in deren Mitte altarartig ein antiker, mit Basreliefs gezierter Brunnen aufgeſtellt iſt, gleichſam in ein Atrium verwandelt, wie ſie uns in den Pompejaniſchen Gebäuden erhalten worden ſind.

Ein paar hölzerne Bänke von antiker Form, ebenfalls weiß angeſtrichen, einige Gypsabgüſſe

ſammenſtellung ein vollkommen antikes Ganze. Alle unſere italieniſchen Erinnerungen, alle jene Stunden voll erhebender Andacht, die wir im Betrachten der Antike genoſſen, tauchten in unſern Seelen auf, und unwillkürlich mußte man an Goethe's Worte denken: »Und es umfängt uns eine andere Welt.« — Was der ſanfte Eindruck der lieblichen Gegend begonnen, den Sinn abzuziehen von dem Alltäglichen, von der Verwirrung des Kleinlichen und Gemeinen, das vollendete dieſe Vorhalle, um vorzubereiten für die Aufnahme und Betrachtung des Kunſtſchönen, welches dieſes Haus in ſeinen Mauern umſchließt.

Die Aufſeherin führte uns eine behagliche Treppe hinan, öffnete einen ziemlich großen länglichen Saal, und mit wahrer Ueberraſchung befanden wir uns den vorzüglichſten Kunſtſchätzen der Villa Ludoviſi gegenüber.

Die ſchöne Gruppe der Elektra und des Oreſt, in welcher Elektra den Oreſt wiederfindet und

in ſeinem Antlitz die Züge des Frühverlorenen zu entdecken ſtrebt; der ruhende Mars, mit dem Amor zu ſeinen Füßen; der Gallier, welcher ſein in's Knie geſunkenes Weib erſticht, um es dem Feinde zu entziehen, und der unvergleichlich edle Kopf jenes, unter dem Namen der Juno Ludoviſi bekannten Junoideals, ſtehen in vollendeten Abgüſſen hier beiſammen. Der Kopf des Jupiter von Otricoli, dieſes würdige Seitenſtück der Juno Ludoviſi, der Kopf des Apoll von Belvedere und der Diana, nebſt einigen trefflichen Reliefs und Abgüſſen antiker Thierbildnerei, füllen den übrigen Raum an den Wänden. Dazwiſchen ſind zwei Säulen von Rosso antico, eine andere von Giallo antico und ein Meduſenhaupt aus Porphyr aufgeſtellt, welche das päpſtliche Wappen tragen und Geſchenke von Pius VII. ſind. — Bequeme, aber nichts weniger als prächtige Sophas und Seſſel laden zum Verweilen und gewähren, da obenein die größeren Statuen zum Drehen einge-

richtet ſind, die Möglichkeit, ſie von verſchiedenen Standpunkten in angenehmer Ruhe betrachten zu können.

In einem kleinen Salon zunächſt dieſer Antikenſammlung, zeigte man uns die Statue einer Waſſerſchöpferin und das liebliche Marmorſtandbild einer als Kind modellirten Humboldt'ſchen Tochter. Kleinere, weniger bedeutende Skulpturwerke finden ſich durch die ganze Reihe der gemächlichen Wohnzimmer vertheilt, in denen uns noch vorzugsweiſe zwei lebensgroße Bilder von Alexander v. Humboldt feſſelten. Sie ſind, mit Ausnahme einiger andern Porträts, die einzigen Gemälde in Tegel. — Beide Porträts A. v. Humboldt's ſind ſehr ähnlich. Das eine mag vor etwa zwanzig Jahren gemalt worden ſein und iſt von Gerard. Das andere, von Steuben, ſtellt Humboldt in jugendlichem Mannesalter dar. In einer wilden Berggegend, deren Hintergrund von hohen, ſchneebedeckten Felswänden geſchloſſen iſt, ſitzt er

auf einem Steinblock, über den ſein Mantel gebreitet iſt. Er trägt die Kleidung jener Zeit, ein ſtahlfarbenes Beinkleid, Kappenſtiefeln, gelbe Weſte, braunen Rock mit gelben Knöpfen und ein ſtarkes weißes Halstuch, aus dem der hohe Hemdkragen hervorſieht. Das hellbraune, kurz geſchnittene Haar iſt reich gelockt, der runde Hut, in den helle Handſchuhe geworfen ſind, liegt neben dem Sitzenden, der mit der linken Hand ein rothes Portefeuille auf den übereinander geſchlagenen Knien hält, während in der Rechten der Stift ruht, mit dem er eben geſchrieben hat. Ruhigen Blicks ſieht er betrachtend in die fremde, großartige Ferne hinaus, und das ernſte Auge ſcheint die Welt ſchon jetzt als ein großes Ganze mit jener Klarheit zu erfaſſen, aus der ſpäter der gewaltige Sie-

rück, in ein unter dem Antikenſal gelegenes Gemach, das unter dem Namen der Bibliothek, Humboldt's eigentliches Arbeitszimmer war. Faſt noch einmal ſo lang als breit, hat es der Thür gegenüber zwei Fenſter, und an der langen Wand zur rechten Seite der Thüre unten ebenfalls ein Fenſter, oben den Eingang in ein Schlafkabinet. Dieſe Vertheilung der Fenſter giebt gleichmäßiges Licht durch das ganze Zimmer, welches außerdem durch die langen Wände und durch eine glatte graue Tapete von ſehr milder Farbe einen ungemein ruhigen Charakter erhält. — Zwiſchen dem Seitenfenſter und der Thüre des Schlafkabinets ſtehen die Abgüſſe der capitoliniſchen Venus und der prächtigen Venus von Milos. Ein großes Sopha nimmt den Raum ein, der ſie trennt. Ihm gegenüber, mitten im Zimmer, ſteht der große Schreibtiſch mit einem bequemen Seſſel davor. Ein paar kleine Marmorbüſten, nebſt einem kleinen, zierlichen weiblichen Torſo auf dem Schreibtiſch

mögen als Schmuck oder als Papierhalter und Briefbeſchwerer gedient haben.

Ein Stehpult und eine Bibliothek füllen die Wände. Neben den Werken der beiden Brüder und einer Auswahl gelehrter Bücher aus lebenden und todten Sprachen, finden ſich hier alle bedeutenderen Erzeugniſſe der neueſten deutſchen Literatur in ihren verſchiedenſten Richtungen. Man konnte aus dieſer Sammlung auf die allumfaſſende Theilnahme, auf das allumfaſſende Wiſſen ihres Beſitzers ſchließen.

Kein moderner Zierrath, keine jener nutzloſen Spielereien, die der Luxus erfunden hat und die dem wahren Schönheitsſinn eben ſo entgegen ſind als der wirklichen Bequemlichkeit, ſtören die Harmonie dieſes Gemaches. Ruhte Humboldt von

ſich nach allen beiden Seiten vor den Fenſtern ausbreitete.

Das Schlafzimmer iſt klein, Bett und Möbeln ſind ſehr einfach, aber es enthält das Schönſte der Humboldt'ſchen Antikenſammlung, einen weiblichen Torſo aus kariſchem Marmor, der an Zartheit und zugleich an jugendlicher Kraft in den Formen faſt Alles übertrifft, was uns aus dem Alterthum erhalten worden iſt. Auch die Behandlung des Materials iſt meiſterhaft, und die Schönheit des Torſo wird noch erhöht durch die eigenthümliche bräunliche Farbe, welche der griechiſche Marmor, und nur er, durch die Länge der Zeit als neue Verſchönerung gewinnt.

Dieſen Torſo rühmt Humboldt ſelbſt in dem Brief vom 8. November 1825 als das Beſte ſeines derartigen Beſitzes. Er ſagt davon: »Ich beſitze ihn ſchon lange und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es iſt eine der vollendetſten antiken Figuren, die ſich erhalten haben, und es giebt nicht

leicht eine andere Bildſäule einen ſo reinen Begriff ſtreng weiblicher Schönheit.« — Bei dieſer Veranlaſſung heißt es: »An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptſächlichſte die Bildſäulen ſind, theils Antiken in Marmor, theils Gypſe von Antiken, die in den Zimmern ſtehen und die ich alſo immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildſäule hat, ſo gehört das zu den reinſten edelſten und ſchönſten Genüſſen, und man entbehrt die Geſtalten ſehr ungern, an denen ſich das Vergnügen, wie unzähligemale man ſie ſieht, immer erneuert, ja ſteigert. So reizend auch Schönheit und Geſichtsausdruck an lebenden Menſchen ſind, ſo ſind beide doch an einer vollendeten Statue, wie die Antiken ſind, ſo viel mehr und ſo viel

und ſich dieſem Gefühl zu überlaſſen. Die Schönheit, welche ein Kunſtwerk beſitzt, iſt natürlich, weil es ein Kunſtwerk iſt, viel freier von Beſchränkung als die Natur; ſie entfernt alle Begierde, alle auch noch ſo leiſe und entfernterweiſe eigennützige oder ſinnliche Regung. Man will ſie nur anſehen, nur ſich mehr und mehr in ſie vertiefen, man macht keine Anſprüche an ſie; es gilt von dieſer Schönheit ganz, was Goethe ſo ſchön von den Sternen ſagt: »Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut ſich ihres Lichts.«

Wir verweilten lange in dem Gemache und vermochten uns kaum davon zu trennen. So ſcheidet man ungern von einer Gegend, die in mildem Lichte uns unerwartet ihre ganze Schönheit enthüllte, ohne daß wir wiſſen, ob unſer Fuß ſie je wieder betreten, unſer Auge ſie jemals wieder erblicken werde, und deren friedliches Bild wir feſtzuhalten wünſchen, weil es uns wohlthuend und ſüß berührte. — In Zeiten wie die unſere,

in denen Bürgerkrieg das Vaterland zerreißt, in denen alle Leidenſchaften, nach langer Unterdrückung, plötzlich entfeſſelt, gewaltſam losbrechen, und wie das Meer, wenn es in wildem Sturm die ſchützenden Deiche durchbricht, verheerend toben, in ſolchen Zeiten hat ein Seelenzuſtand, wie er uns in Humboldt's Briefen dargelegt wird, etwas Wunderbares. Wir ſtaunen die Ruhe an, welche heiter, mit dem unwandelbaren Lächeln der alten leichtlebenden Götter über der Erde ſchwebt; ſie rührt uns, flößt uns Achtung ein, und Alles dieſes um ſo mehr, wenn wir ſelbſt, von der Parteileidenſchaft unſerer Tage menſchlich tief ergriffen, nicht einmal den Willen haben können, dieſe leidenſchaftloſe Ruhe ſchon jetzt für uns zu erſtreben.

zu erheben und darauf hinabzuſehen vermag, wie Humboldt, in ſternenklarer, braminenhafter Ruhe. Man wird ſtill in den Räumen, welche dieſer hohe, künſtleriſch veredelte Geiſt bewohnte, man wird friedlich geſtimmt durch den Gedanken an ihn.

Es war Pfingſten. Der Tag war ſonnig und warm geweſen. Als wir aus Humboldt's Arbeitszimmer in die Vorhalle traten, deren Thüre geöffnet war, ſtrömte der ſüße Duft des vollblühenden Flieders uns entgegen, der in den letzten warmen Strahlen der untergehenden Sonne in reichem violettem Roth erglänzte. Wir ſahen empor und unſer Auge fiel auf eine graue Marmorſäule, welche dem Hauſe gegenüber, am Ende des Gartens errichtet, ein Standbild der Hoffnung auf ihrer Spitze trägt. Es ſoll von Canova ſein, iſt aber nichts weniger als ſchön. — Dieſe Säule erhebt ſich über dem Grabe, in dem jetzt auch Humboldt an der Seite ſeiner vor ihm geſtorbenen Gattin ruht. Ihr hatte er dieſes von blühen-

den Sträuchern umgebene Denkmal errichtet, um den Tod, dieſe Vollendung des Lebens, noch in demſelben Sinne zu verſchönen, in dem er das Leben zu verſchönen und zu genießen für eine Aufgabe und für die Pflicht des Menſchen hielt.

Daß Thereſe dieſes Tegel nie geſehen hat, der man die Herausgabe von Humboldt's Briefwechſel mit ſeiner Freundin verdankt, thut mir leid. Sie vor vielen Andern würde Freude daran gefunden haben, da ihr Humboldt's Perſönlichkeit durch die, freilich nur einſeitigen Auffaſſungen und Schilderungen, dieſer Frau Diede nahegetreten iſt. Es wäre eigentlich zu wünſchen, daß die Verehrer dieſer Humboldt'ſchen Briefe, welche im Grunde Monologe und als Ausdruck der Neigung ſehr

6.

Berlin, 8. Juni.

Ich hatte in Paris ſo viele, durch die Revolution hervorgerufene künſtleriſche Leiſtungen geſehen, Büſten und Bilder der Freiheitsgöttin, Gedichte, Hymnen, Concertaufführungen, Schauſpiele, Vaudevilles, Statuetten, die ſich Alle mehr oder weniger der Zeit, der bewegenden Idee des Augenblickes dienſtbar gemacht hatten, oder deren Schöpfer vielmehr von dieſer Idee ergriffen worden waren, daß es mir auffiel, hier faſt Nichts der Art gewahr worden zu ſein. Ich veranlaßte

alſo in dieſen Tagen S., mit mir einige Maler- und Bildhauer-Atteliers zu beſuchen, um zu wiſſen, wie es in dieſen ausſähe nach der Revolution.

Alles aber war regungslos geblieben in den Werkſtätten der Künſtler, regungslos als wäre kein achtzehnter März geweſen; und wo man die Frage aufwarf: »weshalb malt Ihr nicht, was Ihr erlebt habt?« erſcholl faſt immer die Antwort: »Es ſind doch im Grunde keine rechten Motive vorhanden, das Koſtüm unſerer Tage ſetzt dem Maler und beſonders dem Bildhauer die entſchiedenſten Schwierigkeiten entgegen, es iſt unmöglich ein hiſtoriſches Bild damit zu malen. Jeder Verſuch, den ſchwarzen Frack, den engen Ueber-

unſchön, aber die Schuld, daß hier keine Kunſtwerke geſchaffen worden ſind, liegt nicht an den Trachten, ſondern vielmehr an den Künſtlern ſelbſt. Sie haben die Kunſt bisher, ich will nicht ſagen als ein Ueberirdiſches behandelt, denn ſie ſchilderte oft genug die kleinlichſten Ereigniſſe des Alltagslebens, aber ſie haben ſie als einen Luxus für die Reichen, nicht als das Bedürfniß jedes Menſchen betrachtet. Die Kunſt iſt in Deutſchland nie in das Leben übergegangen, nie dem Volke nahe getreten wie in Italien, ſie hat das Volk nicht zum Schönheitsſinne erzogen, und alſo auch nicht anregende Schönheit aus dem Volke als Rückgabe erhalten können, wie dort. Darum wiſſen die meiſten Künſtler auch nichts anzufangen, da es jetzt gilt, die Kunſt mit den Ereigniſſen des Augenblicks zu vermitteln.

Vor zwei Jahren mochte die Klage gerecht ſein: »die Zeit iſt ohne Motive«, aber jetzt hat es doch ſicher daran nicht gefehlt, und ich habe

ſehr oft an den komiſchen Zorn des Malers Karl Rahl denken müſſen, der ſich einmal in Rom ſo heftig gegen „die ſchulgerechte Civiliſation“ ausſprach, durch die das Leben thatenlos geworden ſei.

»Die Schuld, daß wir Nichts malen können,« ſagte er damals, als er eben die prächtige Chriſtenverfolgung in den Katakomben beendet hatte, welche der Senator Abendroth in Hamburg beſitzt, »die Schuld, daß wir Nichts malen können aus der Jetztzeit, liegt allein an der ſchulgerechten Civiliſation, an der gottverdammten guten Erziehung. Die Männer, die wir malen ſollen, die Weiber, die wir vor uns wandeln ſehen, ſind ja Alle keine Individuen, ſie ſind Theile einer Maſſe, Alle gleich dreſſirt, Alle gleich ſtumpf und träge;

gleich Motive für den Künſtler dar. Iſt aber nicht nur die That gehemmt, ſondern auch ſogar die Laune unmöglich gemacht, iſt der Menſch, wie bei uns in Deutſchland, ſo weit unter der Zuchtruthe der Polizeigeſetze, daß man einen längern Bart, eine rothe Mütze, einen fremdartigen Mantel, als Gegenſtände der polizeilichen Aufmerkſamkeit betrachtet und unterdrückt, ſo entſteht eine ſtarre Regelmäßigkeit, das ganze Leben wirft ſich in das Innere, das Aeußere wird leblos. Es bilden ſich regelrechte, heuchleriſche Formen, die dem Künſtler, dem Hiſtorienmaler ſo troſtlos ſind, als die holländiſchen und altfranzöſiſchen Hecken und Lauben für den Landſchafter. Wollen Sie gleich ein Beiſpiel haben, ſo betrachten Sie Shakespeare's Tragödien und die Dramen der Jetztzeit einmal mit dem Auge des Künſtlers, der nach Motiven ſucht. Wo man den Shakespeare aufſchlägt, findet man eine That, eine maleriſche Scene. Man kann jeden Moment des Stückes

malen, von den großen Scenen im König Johann bis zur Balkonſcene in Romeo und Julie. Aber nun nehmen Sie die Arbeiten der neuern Dichter, die ſelbſt Motive aus unſerer Zeit behandelt haben. Wo Sie das Buch öffnen, Gemüthsmiſeren, Phraſen über geiſtige Zuſtände, Herzens- und Seelenqualen jeder Art, daß man ganz ſchwach vom Zuſehen wird. Die Menſchen leiden innerlich wie die Verdammten, aber äußerlich rühren ſie kein Glied. Wer läßt denn noch ſeinen Liebhaber zum Balkonfenſter hinaufklettern, wenn unten der Nachtwächter ſteht, der die Wache gegen den Geliebten zu Hülfe holen würde? — oder wer verſetzt ſeinem Nebenbuhler eine brave coltellata, einen ehrlichen Stiletſtoß, in Deutſchland, wo man auf der Polizei zehn Thaler für eine gegebene Ohrfeige zahlt? Nur der Untergang der Polizei, nur der Beginn eines ordentlichen Fauſtkampfes, eines geſunden, individuellen Lebens, kann uns retten!«

Ich erinnerte ihn in Paris an dieſe Lobrede auf den Fauſtkampf, als er mir ſo entzückt die phantaſtiſchen Trachten ſchilderte, welche gleich die erſte Barrikadennacht des Februar hervorgerufen hatte. Jetzt, als ich ihn hier vor einigen Tagen wiederſah und ihm erzählte, wie ich in Berlin gar keinen Zuſammenhang zwiſchen der Kunſt und der äußern Welt gefunden hätte, lud er mich ein, das Attelier des Bildhauers Heidel zu beſuchen, in dem er, ein Freund Heidel's, ſich für die Zeit ſeines hieſigen Aufenthalts eingerichtet habe.

Geſtern bin ich nun dort geweſen, und habe die Farbenſkizze geſehen, die er zu einem großen Bilde entworfen hat. Es ſtellt den Augenblick der Leichenparade im Schloſſe dar. Auf dem Balkon des innern Schloßhofes ſtehen der König und die Königin, von allen Seiten drängt das Volk heran; eine Bahre, auf der eine Jünglingsleiche ruht, iſt hingeſetzt vor den Augen des

Herrſcherpaares, Männer in Arbeiterkleidung umringen ſie; ein junges Weib wirft ſich verzweifelnd über den Körper des Todten, während ein älterer ſtarker Mann, in Schurzfell und aufgeſchlagenen Hemdeärmeln, die blutbefleckten Arme drohend gegen den König erhebt, als verlange er Rache zu nehmen für das Opfer ſeines Kindes, als werfe er den Schmerz und die Verwünſchungen des jungen Weibes auf die Seele deſſen, der dieſe Blutnacht entſtehen machte. Schon in der oberflächlichen, ſkizzenhaften Behandlung iſt das Bild von einer erſchütternden Wirkung. Rahl meinte, in Paris würde das Gouvernement proviſoir oder die Stadt ein ſolches Bild augenblicklich beſtellen; hier wo die Behörden Alles daran ſetzen, jene Erinnerungen in dem Bewußtſein

Der Bildhauer Heidel ſeiner Seits hatte denn auch vortreffliche Reliefs komponirt, nach Erlebniſſen der Kampfestage; kugelngießende Barrikadenkämpfer; Väter, die den Knaben den Gebrauch der Flinte zeigen; Jünglinge, die ſich losreißen von den ſie zurückhaltenden Armen der Geliebten, mit der Fahne die Barrikaden zu erſtürmen; und ſo noch eine Maſſe vortrefflich ausgeführter Scenen.

Rahl war ganz ſtrahlend vor Zufriedenheit über unſere Freude an dieſen Arbeiten. »Hatte ich nun Recht?« fragte er, »wenn ich ſagte, die Ordnung iſt der Feind, der Fauſtkampf der beſte Freund des Künſtlers? Die Kunſt hat nie die Revolutionen zu fürchten, aber ſie verweichlicht ſich, ſie geht unter an der Krankenpflege, welche ihr der Frieden angedeihen läßt.«

In der Freude ſeines Herzens hatte er eine Tracht erfunden und ausführen laſſen, die man fortan ſtatt des Fracks zu tragen anfangen ſollte.

Es iſt ein Wamms von Tuch oder Sammet, das feſt am Halſe ſchließt, die Taille mit einem ledernen Gürtel einhält, und etwa eine Viertelelle auf die Hüften herabfällt. Du mußt es Dir wie eine Kurtka denken, nur viel kürzer. Dazu kommt dann ein Mantel, der nach Art der perſiſchen Achaluks geſchnitten, los umgenommen, wie ein Rittermantel kurz, nur Bruſt und Schultern bis an die Hüften bedeckt: der aber angezogen und mit dem ledernen Gürtel um den Leib befeſtigt, länger herabfällt, und von ſchwerem Tuche, oder gar pelzverbrämt, ein ſchönes Kleidungsſtück ſein dürfte. Rahl und Heidel ſahen in den Anzügen, die ſie uns zu Liebe anlegten, mit ihren ſchwarzen Kalabreſer Hüten, ſo vortrefflich aus, daß es jedem künſtleriſch gebildeten Auge eine wahre Er-

Umgebung, lebt eigentlich nur für das Urtheil der Andern, nicht für ſeine Neigung und nach ſeinem Geſchmack. Der römiſche Bürgersſohn nennt ſeinen Filzhut, den er ſo launenhaft keck trägt, mit hübſchem Trotz »come ci pare!« — »wie es uns gefällt.« Der Nordländer aber behält ſeinen häßlichen runden Hut, der eigentlich weder ihm ſelbſt noch irgend einem Menſchen gefallen kann, gewiß noch lange Jahre, aus jenem ſchüchternen Reſpekt vor dem treuen Gefährten der Polizei, dem geheimnißvollen »qu'en dira-t-on.« Ohnehin hat der Norddeutſche nichts »Unwillkürliches«. Er läßt ſich nicht leicht hinreißen, denn er bleibt immer urtheilsfähig, kritiſch. In Süddeutſchland, in Wien namentlich, wo nach der Revolution Männer und Frauen der gebildeten Stände, wie auf einen Schlag, mit grauen Kalabreſern, mit Kokarden und Federſchmuck erſchienen ſind, muß es ſchon anders, ſchon warmblütiger, enthuſiaſti-

ſcher hergehen. Und wie ſchwungvoll mögen die ſchönen Italiener erſt ſein in ihrer Revolution!

Nur nach einer Richtung hin ſcheint hier das Volk ſich jeder Kritik begeben zu haben, denn in Bezug auf das Schauſpiel läßt es ſich das Unglaublichſte gefallen.

Von dem königlichen Schauſpiel, in dem ſie nach wie vor die alten Bauernfeld'ſchen Sachen, und faſt wöchentlich das Schauſpiel »Vor hundert Jahren« geben, ſpreche ich gar nicht, denn das Inſtitut ſteht ſchon ſo lange außer allem Zuſammenhange mit dem Leben, mit der Gegenwart, daß man alles Intereſſe daran verloren hat, und nur mit Bedauern an die großen Mittel denkt, welche dort für die jämmerlichſten Zwecke verwendet werden. Das Theater, welches einſt

zu Schöneberg, einem Luſtort vor dem Thore, faſt alltäglich wiederholt, immer neue Zuſchauer herbeizieht.

Aber außer dieſem ſchon längere Zeit beſtehenden Sommertheater haben ſich in den andern Vergnügungsorten, welche das Volk vorzugsweiſe beſucht, Schauſpieler gefunden, die in ſchnell errichteten Bretterbuden Gelegenheitsſtücke ſpielen. Ein ſolches haben wir neulich in Moabit in größerer Geſellſchaft beſucht, und ſind erſchrocken vor der gänzlichen Sinnloſigkeit, vor der rohen Abgeſchmacktheit der Stücke, die man dort dem Volke vorführt.

Man gab drei Luſtſpiele, von denen uns das Eine, welches »der Bürgerwehrgeneral« hieß, herbeigelockt hatte. Die Abdankung des General Aſchhoff, die Wahl eines neuen Kommandanten für die Bürgerwehr, hatten die Entſtehung dieſer wüſten Komödie hervorgerufen, die wirklich ſo unſinnig, ſo zuſammenhanglos war, daß kein

anderes Volk als das unſere ſich dergleichen geduldig gefallen laſſen würde. Drei Kandidaten für die Stelle melden ſich nach und nach bei einem Schankwirthe, machen Schulden mit dem Verſprechen zu bezahlen, wenn ſie im Amte ſind, liebeln mit der Tochter, kommen, gehen, verſchwinden endlich, ohne daß nur irgend Etwas geſchehen, ein Faden geſchürzt und gelöſt wäre, der die einzelnen unzuſammenhängenden, auf bloßes Reden baſirten Scenen verbinden könnte. Dabei eine gemeine Sprache, witzloſe Plattheiten, keine Luſt, keine Freudigkeit, kein verſtändiger Gedanke irgend einer Art, kein Enthuſiasmus für die eben erlebte Revolution. Es ſchnürte mir das Herz zuſammen, und nie empfand ich tiefer

auf italieniſchen oder franzöſiſchen Theatern unmöglich, denn ſie exiſtirt dort eigentlich nicht mehr. Der Kohlenträger in Paris, der Bettler in Italien ſprechen edler als dieſe Schauſpieler; und doch war es nicht das Proletariat, welches die Zuhörer bildete, denn der geringſte Platz koſtete noch zwei oder drei Groſchen, während die erſten Plätze mit ſieben und einem halben Groſchen, alſo faſt einem Frank bezahlt wurden, und von wohlgekleideten Bürgern ganz und gar beſetzt waren. Für ſolche Preiſe, vor ſolchem Publikum ſpielt man in Genua im Tagtheater die Tragödien Alfieri's, die Luſtſpiele Goldoni's, und neuere Stücke, die an innerm Werthe, an Geſinnung und Sprache, den Leiſtungen unſerer Hoftheater gleichkommen, wenn ſie ſie nicht übertreffen. Zu ſolchen Preiſen ſieht das Volk im Theater San Carlino in Neapel die beſten Vorſtellungen, und die Puppenſpiele auf dem Molo am Golfe ſind noch viel edler, maaßvoller und geiſtreicher, als dieſe Darſtellungen.

In Paris würden die letzten Bänke des Amphitheaters in jedem Schauſpielſaale der entlegenſten Boulevards ihr »à bas!« rufen, und die Marſeillaiſe oder ſonſt ein Volkslied verlangen, um ſich die Seele zu erfriſchen, wenn man gewagt hätte, ihnen ſolch ein Machwerk, wie dieſe drei Luſtſpiele, vorzuführen, oder ſolche rohe Subjecte als Schauſpieler auftreten zu laſſen.

Hier lachte man und ſchien das Unedle, Niedrige noch gar nicht einmal zu empfinden; und hätte man es empfunden, an welchem Volksliede ſollte man ſich erholen? — Wir haben Keines! Auch die Dichter feiern, auch die Dichter haben noch jetzt nicht den Ton gefunden, der wiederklingt aus dieſer Zeit, ein Echo in den Herzen des Volkes.

Sie ſingen zuweilen hier in den Straßen »Was iſt des Deutſchen Vaterland?« und bilden

ſich ein, das ſei ein Nationallied, ein erhebender Geſang. Es iſt aber nichts als der jammervolle Klaggeſang eines zerſpaltenen, in Knechtſchaft zertretenen Volkes, das nach einem Vaterlande ſucht, weil die Heimath ihm kein Vaterland geweſen, bis zu dieſer Stunde. Es iſt der Wehſchrei einer Nation über ihre zerſtörte Nationalität, ein Lied, das in ſich allein die Antwort enthält für Alle diejenigen, welche die deutſche Revolution gern als die Uebelthat einzelner Unruheſtifter anſehen und darſtellen möchten.

Und weil dies Lied noch das einzige, allen Deutſchen gemeinſame iſt, weil es bis heute für einen erhebenden Volksgeſang gelten konnte, darum halten Deutſche noch dieſe Jammerkomödien in Moabit aus, darum fühlen ſie noch nicht, daß eine edle Sprache mit das höchſte Beſitzthum eines Volkes iſt, und daß es ein Verbrechen iſt, dieſes Beſitzthum durch Verwahrloſung ſo zu entehren,

wie es bei uns geſchehen. Daß faſt hundert Jahre nach Göthe's Geburt noch ſolche Luſtſpiele dem Volke erträglich ſcheinen, ſpricht ein ſtrenges Urtheil aus gegen die bisherigen Regierungen und Fürſten.

7.

Berlin, 30. Juni 1848.

Seit dem verbrecherischen Angriff auf das Zeughaus ist Berlin in einer wahrhaft fieberhaften Erregung. Die Volksversammlungen, die Plakate mehren sich, der Ton der Parteien, die sich immer schroffer gegenübertreten, wird von beiden Seiten heftiger, und selbst der Hinblick auf den furchtbaren Straßenkampf in Paris scheint die Parteiwuth aufzustacheln, statt sie zu besänftigen und zum Frieden zu ermahnen.

Dieser Kampf der Nichtbesitzenden gegen die

Beſitzenden war es, der mir als eine unausbleibliche Gewißheit vor der Seele ſchwebte, lange ehe dieſe jetzige Revolutionszeit in unſern Geſichtskreis getreten war. Nun iſt er hereingebrochen, und man weiß ihm nicht anders zu begegnen, als mit der Macht der Bajonette, mit den Kugeln der Kanonen. Kann man denn die Hälfte der Menſchheit todtſchießen? Kann man die Menſchen zwingen wollen, ſchweigend die Noth zu ertragen, die ihnen unerträglich geworden iſt? Und wäre dies Unmögliche möglich, wer könnte elend genug ſein, es zu wollen?

Wenn man an den Volkshaufen vorübergeht, die ſich bald an dieſer, bald an jener Stelle ſammeln, um irgend einem Redner zuzuhören, vernimmt man von dieſen oft tief aufregende Lei-

um das Volk von dem Verderblichen zu überzeugen, das in planloſen, leidenſchaftlichen Gewaltthaten liegt. Das Volk iſt verſtändig und beſonnen, und man thut ihm großes Unrecht, wenn man es mit den zehn oder zwölf exaltirten Rednern verwechſelt, deren Rodomontaden lange nicht die tiefe Einſicht verrathen, welche der ganze Handwerkerſtand von der Lage unſerer Zuſtände beſitzt.

Der Miniſterwechſel der vorigen Woche hat unter den Handwerkern einen großen Eindruck gemacht. Ich habe zufällig mehrere in dieſen Tagen geſprochen und faſt Alle niedergeſchlagen gefunden. Sie hatten an den Namen Camphauſen's ihre Hoffnungen geknüpft, ſie hatten Zutrauen zu ihm gefaßt, auf ihn gerechnet, daß er Abhülfe für viele Uebel bringen werde; nun erfahren ſie, daß auch er nicht zu helfen wiſſe, und ein älterer, ſehr ruhiger Bürger, der emſig arbeitet ſeine große Familie zu ernähren, ſagte mir kopfſchüttelnd:

»Glauben Sie mir, vom grünen Tiſch aus iſt uns nicht zu helfen!«

Alle aber ſind gut auf die Bürgerwehr zu ſprechen, und ſtimmen keineswegs in die Behauptung der Leute ein, welche die Bürgerwehr als ein den Handwerker in ſeinem Geſchäfte zurückbringendes, demoraliſirendes Inſtitut darſtellen möchten. Ein Schuhmacher äußerte in dieſen Tagen gegen mich: »Wer kein Trinker und kein Geldverbringer iſt, der wird's auch in der Wachſtube nicht werden, und wenn ſie davor ſo große Furcht haben, ſo ſollen ſie die Trinker ausſtoßen aus der Bürgerwehr. Wenn wir nicht um jede Kleinigkeit unnöthig herausgetutet würden, wäre der Dienſt gar nicht ſo ſchwer, und das Exerciren und Wacheſtehen im Freien bekommt uns

Rücktritt des Miniſteriums auch große Beſorgniſſe hervorgerufen, und Aufregung und Abſpannung, Erbitterung und muthloſes Verzagen kommen mehr und mehr über die Beſitzenden. Sie ſind der Unruhe, der Erregung müde, bei der ſie Nichts zu gewinnen haben, ſie möchten das abſolute Syſtem »bis auf den letzten Gensdarm« wieder haben, wie neulich Jemand in meiner Gegenwart ſagte, damit ſie wieder unter den Linden ſpazieren gehen können, unbehindert durch den Lindenklub an der Friedrichsſtraßenecke, und durch die zahlloſen Plakate an den Bäumen ſelbſt.

Ich habe die neuen Miniſter an einem der Hanſemann'ſchen Empfangsabende geſehen. Dieſe Soireen gleichen wirklich einem Guckkaſten, und dies Bild, das ich neulich gegen Dich brauchte, als ich Dir den erſten Empfang beſchrieb, trifft wunderbar zu. Die Perſonen verſchwinden vom Schauplatz, ſchnell, wie die Bilder des Guckkaſtens fortgezogen werden. Die Männer, welche

man am Dienſtage als Miniſter erblickte, haben am Freitage ſchon aufgehört, das Ruder des Staatsſchiffes in Händen zu haben, und ſind am nächſten Dienſtage oft ſchon durch Andere erſetzt.

Das ganze neue Miniſterium war am Dienſtage dort beiſammen, die Herren v. Auerswald, Milde, Rodbertus, Märker, Gierke, Kühlwetter und Schreckenſtein — den Wirth des Hauſes, Hanſemann, nicht zu vergeſſen.

Von dem Miniſterpräſidenten Rudolf v. Auerswald ſprach ich Dir ſchon neulich. Er war früher Oberbürgermeiſter in Königsberg, und als ſolcher ſehr beliebt, dann Chefpräſident in Trier.

Der Kriegsminiſter Herr Roth v. Schreckenſtein iſt ein hoher Mann, mit etwas gebückter,

aber unter dieſem Greiſenhaar, unter den buſchigen grauen Brauen, ſehen ein Paar kluge Augen feſt und entſchloſſen in die Welt. Dieſer Mann weiß, was er will, und wird das, was er für Recht hält, durchzuführen vermögen, um ſo dringender aber wird der Wunſch, um ſo nothwendiger die Hoffnung, daß er auch wirklich das Rechte erkenne und mit Verſtändniß der Gegenwart handeln möge.

Jener Andere, welcher ſo ſchnell durch die Säle ſchreitet, in der modernſten Kleidung, ſchlank und doch kräftig von Geſtalt, nach allen Seiten grüßend, hierher ein Wort, dorthin ein Lächeln ſendend, Dieſem einen guten Tag, Jenem ein Witzwort zurufend, über die Dazwiſchenſtehenden hinweg, das iſt der Handelsminiſter Herr Milde aus Breslau.

Willſt Du Dir den Handelsminiſter in einem ſchon vorhandenen Bilde denken, ſo ſtelle Dir den Pelham, den Helden Bulwer's vor, zur Zeit

ſeiner Parlamentskandidatur, in ſeiner gunſtgewährenden, gunſtfordernden Freundlichkeit.

Herr Milde iſt der Sohn eines Breslauer Kattunfabrikanten, der ſich aus den unterſten Volksklaſſen zu großem Reichthum und zu ehrenvoller Achtung emporgeſchwungen hat. Der Sohn iſt im Reichthum erzogen, hat nie Abhängigkeit gekannt, eine vielſeitige Bildung erhalten, ſich mit den verſchiedenen Literaturen vertraut gemacht, und bei langem Aufenthalte in Frankreich und England früh die Verhältniſſe conſtitutioneller Länder kennen und ſchätzen lernen. Reich, müßig, lebensluſtig, galt er in ſeiner Jugend, wie Pelham, für einen Dandy; aber Jeder, der ihn näher kannte, ſah unter dieſer leichtfertigen Hülle einen ſtarken Ehrgeiz hervorblicken, der ſich auch zeigte, ſobald ſich in den preußiſchen Staatsverhältniſſen Gelegenheit zu ſeiner Entwicklung darbot. Jetzt hat der anglomaniſirende Dandy ſich in einen tüchtigen Geſchäftsmann verwandelt,

der in Breslau vielfach thätig, ſchon auf dem vorigen Landtage als Deputirter erſchien, und in der Nationalverſammlung zum Präſidenten erwählt, endlich das Portefeuille des Handels erhalten hat. Er ſcheint die Laſt des Amtes leicht zu finden, wenn man nach ſeiner Heiterkeit urtheilen dürfte, und es wäre höchlich zu wünſchen, wenn er dem Handel Preußens ſo viel Aufſchwung zu geben vermöchte, als ſein Vater einſt den eigenen Fabriken.

Die Miniſter der Juſtiz und der Agrikultur, die Herren Märker und Gierke, ſaßen faſt den ganzen Abend in einſamem, ruhigem Geſpräch in einer Fenſterbrüſtung. Sie mögen Beide in der Mitte der vierziger Jahre ſein. Der Erſtere iſt derb gebaut, mit ſtarkem Kopfe, feſtknochigem Geſicht und einer jener tüchtigen Phyſiognomien, die Zutrauen einflößen, weil ſie klug und gut ausſehen; der Andere, Herr Gierke, ſehr blond, mit ſcharfen Zügen und ruhiger Haltung, iſt ein durchgebildeter Mann, der dieſe Zeit nicht als

ein einzeln daſtehendes ſchlimmes Phänomen, ſondern in ihrem Zuſammenhange mit der Vergangenheit als eine Nothwendigkeit erkennt, was, ſo einfach und natürlich dieſe Erkenntniß ſcheint, eben nicht von Vielen geſagt werden kann. Mit beiden Wahlen iſt man zufrieden, alle Parteien ſprechen mit Zutrauen von Märker's und Gierke's Charakter und erwarten von ihrer Amtsführung das Beſte.

Der Kultusminiſter Rodbertus iſt eine durchaus edle Erſcheinung. Ein ſchöner, ſtattlicher Mann, deſſen leicht mit Grau gemiſchtes braunes Haar ſich ſchlicht um eine hohe, reine Stirn legt. Ein offnes Auge, ein angenehmer Ausdruck des Mundes beim Sprechen, edle Handbewegungen und eine ſichere, weltmänniſche Haltung zeichnen ihn

Zwei andere Perſonen fielen mir noch auf. Der Eine ein hochgewachſener Mann, mit grauem, kurz geſchorenem Haar und einer an Wallenſtein's Portraits erinnernden Kopfbildung, der ſich ſehr militairiſch und männlich hielt, war Herr v. Holzendorf-Vietmannsdorf, bekannt durch ſeine langen Kämpfe mit dem Miniſterium Bodelſchwingh; der Andere, ein katholiſcher Geiſtlicher, der tapfere dialektiſch gewandte Tirailleur des linken Centrums, Kaplan von Berg. Er war Lehrer in einem Kadettenhauſe, ehe er in den Klerus trat. Trotz ſeiner Jugend und ſeiner offenbar blühenden Geſundheit, die ſich in einem Hinneigen zum embonpoint verräth, iſt ſein Schädel kahl, aber die lebhaften Augen ſprechen dieſem Anſchein des Alters Hohn und blicken ebenſo ſicher im Salon umher, als ſie herausfordernd auf der Rednerbühne um ſich ſchauen. Dieſer Lebensmuth, dieſe Entſchiedenheit bilden einen grellen Gegenſatz gegen die behutſame Weiſe der proteſtantiſchen Geiſtli-

chen, welche ſich als Deputirte in dieſen Sälen befinden, und wohl mit dem Abſcheu monarchiſcher Entrüſtung auf den Republikaner Arago blicken, der ſich jetzt als Geſandter der franzöſiſchen Republik hier auf den Parkets des chriſtlich-monarchiſchen Staates par excellence bewegt. Ich ſah ihn neben dem greiſen Botſchafter ihrer Allerkatholiſchſten Majeſtät von Spanien, mit dem Alexander von Humboldt, in ſeiner eigenthümlich verbindlichen Haltung und in der immer gleichen lächelnden, gefälligen Weiſe einige Worte ſprach.

Was nun dieſes neue Miniſterium leiſten wird, ruht auf den Knien der Götter. Ich werde es hoffentlich noch am Ruder finden, wenn ich zum Herbſte wiederkehre; denn in den nächſten Tagen

[redacted]

Hamburg.

8.

Hamburg, 10 Juli 1848.

Hamburg gefällt mir wieder ungemein; es iſt im Sommer, beſonders wenn man es mit Berlin vergleicht, ein anmuthiger Aufenthalt. Das große, klare Alſterbaſſin in der Stadt, die Landhäuſer an der Außenalſter, die Wallanlagen, welche gleich vor allen Thoren beginnen, geben Hamburg einen ſo heitern Anſtrich, daß man hier die Annehmlichkeiten der großen Stadt und den Genuß einer für Norddeutſchland reichen Natur auf das Glücklichſte verbunden findet. Auch die ganze

wenung, nach der man um fünf Uhr
mahlzeit macht. Das giebt einen la
ruhigen Arbeit förderlichen Vormittag
im Winter einen Spaziergang von drei
Uhr, ehe es dunkel wird, läßt im Somn
die frischen Abendstunden für den Gen
und verhindert, daß man wie bei uns
Mittagsessen abermals zu arbeiten anfan
was Niemand auf die Länge ohne Gefah
Gesundheit erträgt.

Dazu kommt nun die ganz comfortal
richtung der Häuser, die Reinlichkeit der
die Billigkeit aller Produkte und Waaren
von den überseeischen Kolonien kommen,
trefflichkeit der inländischen Lebensmittel,
freilich theuer bezahlt; der große Wohlsta
man überall gewahr wird —

ich es ſehe. Denkt man, wie ſchwer die Stadt noch vor wenigen Jahren durch das Brandunglück heimgeſucht wurde, und in wie großartigem Sinn man die öffentlichen Neubauten unternommen hat, ſo ſieht man, wie es doch um das self governement eine prächtige Sache ſein kann..

Bei uns ſind ſeit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV., in Berlin die bedeutendſten Summen für Neubauten verwendet, man hat den Dom, das neue Muſeum zu bauen angefangen, es werden Fresken komponirt für das Compo ſanto, in dem die Gebeine der Hohenzollern ruhen ſollen, und vielerlei iſt unternommen worden, das den perſönlichen Neigungen des Königs ſchmeichelt; für das Bedürfniß des Volkes, der Bewohner Berlins, iſt aber eigentlich Nichts geſchehen, außer der neuen Anlage des Spree-Kanales vor den Thoren.

Die Abzugskanäle in den Straßen ſind noch ganz ſo mangelhaft als vor acht Jahren, ſo daß

meiden Damme nicht fahren konnten, w
Pferde bis zum Leibe in dem Waſſe
Die Kommunikation war für einige S
hemmt, und ſolch ein Zuſtand, der in
gegründeten Stadt erklärlich wäre, iſt
unverantwortlich in einer alten Reſiden
man den unnöthigen Dom und ein Car
gründet. Selbſt Markthallen, wie Haml
zwei vortrefflich eingerichtete beſitzt, fehl
noch ganz. Kurz für Alles dasjenige, wa
liche Wohlleben des Einzelnen betrifft, iſt,
zu den vortrefflichen Droſchken, in der frei
Hamburg durchweg beſſer geſorgt, als i
königlichen Reſidenz.

Nur die alte Sünde der Thorſperre
auch nach dem Brande nicht abgeſchafft,
Thorſperrkrawall erſt in dieſer Zeit die

nung des Zollhauſes am Steinthor veranlaßt. Sonſt aber iſt Hamburg ſehr ruhig, und wenn auch manche Klagen über die Unbequemlichkeit der Truppendurchzüge, über den Schaden, welchen der Handel durch den däniſchen Krieg erleidet, hier in Hamburg laut werden, ſo iſt dafür der Enthuſiasmus in Altona um ſo größer.

Die Landesfahne weht dort neben der deutſchen Fahne vom Rathhauſe hernieder, in allen Häuſern werden die Verwundeten, welche nicht Platz finden, in dem zum Lazarethe umgewandelten Waiſenhauſe ſorglichſt gepflegt; die jungen, reichen Frauen bieten ſich zu Hülfsleiſtungen in dem Hospitale an; man liefert Wäſche für Soldaten und Verwundete, man theilt Lebensmittel aus, und als in dieſen Tagen die Weimaraner mit den Harburger Dampfſchiffen im Hafen von Altona landeten, wurden ſie mit Muſik und lautem Jubelrufe empfangen. Die Truppen hatten nicht geraſtet, ſchienen hungrig zu ſein. Da war es ſchön

Ich ſah einen jungen Officier, der zw
große Weißbrote in vier Stücke brach und
den Zunächſtſtehenden drei Stücke davon ab
gleich er ſelbſt das letzte Viertel ſo eilig v
daß man ahnen konnte, auch er habe d
dürfniß danach lebhaft empfunden.

Dieſe Landung der Truppen in Altona n
unvergeßlich ſein. Wie ein warmer belebender
zog das Gefühl der Begeiſterung durch alle
Ich war mit dem Konſul A . . . und ſeine
lichen Frau an das Ufer gegangen. Sie
ſich von der erſten Stunde des Freiheitsk
mit ganzer Seele daran betheiligt und ſi
verzagt geblieben, obſchon die Ereigniſſe
ihr ganzes Vermögen geraubt haben, ſo
ſorgenbelaſtet in die Zukunft ſehen, die ihn
her eine geſicherte Ruhe im Kreiſe ihrer

zu verſprechen geſchienen. Frau A..., welche erſt kürzlich von dem Beſuche der Hospitäler in Rendsburg zurückgekehrt war, und ſchwer verwundete Oldenburger Officiere im eigenen Hauſe verpflegte, dachte tief erſchüttert all' der Todten und Verwundeten, welche ſie ſeit den letzten Wochen geſehen hatte, und der Anblick dieſer jungen, lebensvollen Truppen preßte ihr Thränen in die Augen. Wie mancher von ihnen wird die Heimath nicht wiederſehen, wie mancher leiden und bluten für die Befreiung dieſes Brudervolkes!

Die Begeiſterung für die Erhaltung der Nationalität ſoll auf dem Lande, unter den Bauern und in den kleinen Städten aber faſt noch größer ſein, als in Altona ſelbſt; ſo erzählte mir G..., der, wie Du weißt, ſonſt eben kein Verehrer der Revolutionen und Volksbewegungen iſt. Es muß eine Erhebung ſein, wie die preußiſche im Jahre dreizehn. Die fürſtliche Familie von Holſtein-Auguſtenburg, welche in Nyenſtädten, eine halbe

men ſelten nach Altona, ſeltener nach Hambı

Die Hamburger Bankfürſten ſcheinen
großen Theile der Schleswig-Holſteiniſchen S
abgeneigt. Die Menſchen ſind eben nicht
Idealiſten, und man darf es zuletzt dem in
gem Beſitze Ergrauten nicht verargen, wen
in ſich nicht mehr den Muth fühlt, das Er
bene zu verlieren, eben weil ihm die Kraft
es auf's Neue zu erwerben. Der Egoismu
Alters verdient faſt immer unſer Bedauern,
die Selbſtſucht der Jugend iſt tadelnswerth
ſtrafbar.

Weil ich vom Alter ſpreche, erzähle ich
zugleich, daß ich denn auch in dieſen Tagen
alten vortrefflichen Hartwig Heſſe beſucht h
deſſen Schweſter wir ſchon früher kannten,
von dem Thereſe uns ſo viele Züge der Güte

Menſchenliebe erzählt hat Schon im vorigen Jahre ward ich von ihm aufgefordert, ſeine Gemäldeſammlung anzuſehen, ohne es damals annehmen zu können, weil mein Aufenthalt ſo kurz war. Jetzt endlich bin ich mit A. bei ihm geweſen, und habe ein paar gute Stunden in ſeinem Hauſe verlebt.

Es liegt auf der Sonnenſeite der Esplanade, in ſtiller, friedensvoller Stattlichkeit da. Ein Paar Stufen führen zur Thüre hinan. Mein Begleiter klingelte, ein Diener öffnete und führte uns in eine zu ebener Erde gelegene Hinterſtube, in der Herr Hartwig Heſſe uns empfing, indem er uns mit gutmüthiger Zutraulichkeit die Hand bot.

Hartwig Heſſe iſt nun nahe an ſiebzig Jahre alt. Er iſt mittlerer Größe, hat ein volles rothes, ſcharf geſchnittenes Geſicht, aus dem unter ungewöhnlich ſtarken Augenbrauen ein paar ſchwarze Augen eben ſo klug als freundlich hervorſehen. Sein weißes Haar iſt ſauber geordnet, ſo auch

verrathen den an gute Sitten gewöhnten, fo
vollen Mann, während doch zugleich die hö
Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit ſeinem ga
Weſen aufgeprägt iſt. Was Heſſe für ſeine
ßere Erſcheinung thut, geſchieht nicht mit R
ſicht auf Andere, er iſt eine ſaubere Natur
hat Gefühl für das Schöne. — Aus dieſer P
ſönlichkeit geht auch die Art ſeiner Kunſtliebe,
ganze Einrichtung ſeines Hauſes hervor, wie
ſie an dieſem Tage und bei ſpätern Beſu
kennen lernte.

Hartwig Heſſe iſt der Sohn wohlhaben
jüdiſcher Eltern und hat ſpäter ſelbſt ein ſo gro
Vermögen erworben, daß er in dem reichen Ha
burg zu den reichen Leuten gezählt wurde. D
noch, und obſchon er das Familienleben liebt,
als beneidenswerth ſchildert, hat er ſich nicht v

heirathet, ſondern iſt ein Hageſtolz geworden. Früh empfänglich für geiſtige Bildung, die er in dem Kreiſe, in welchem er geboren, nicht überall gleich vorherrſchend finden mochte, hat er bedeutende Reiſen durch Deutſchland, England, Italien und Frankreich gemacht, auf denen ihn zum Theil eine ſeiner Schweſtern begleitete, welche er vorzugsweiſe liebte. Die Geſchwiſter haben längere Zeit in Berlin, Wien und Paris gelebt und vielfache Bekanntſchaften mit den bedeutendſten ihrer Zeitgenoſſen anzuknüpfen Gelegenheit gehabt. Später wurden dieſe Reiſen zwar alljährlich wiederholt, doch auf einige Sommermonate beſchränkt, da Herr Heſſe ſich mehr und mehr an die feſſelnde Bequemlichkeit ſeines Hauſes gewöhnt hatte.

Und in der That iſt dieſes ganz dazu geſchaffen, die Trennung davon zu erſchweren. Im Erdgeſchoß, welches ſich auf einen am Walle gelegenen zierlichen Garten öffnet, und ebenſo in dem erſten Stock, befinden ſich je vier Zimmer, ohne pomp-

im Winter bewohnt werden, sind gegen l
Oelgemälde lebender Maler vertheilt; nic
Aufstappelung für kalte Prunksucht oder al
hängeschild für die todten Millionen im e
schlagenen Kasten, sondern zum Genuß ein
bildeten Geistes und Herzens. Eben so g
und auf persönliche Befriedigung berechnet i
Bibliothek, aus den besten deutschen, engl
französischen und italienischen Werken best
Kein Buch, welches der Besitzer nicht kenn
werth hält. Ein alter Diener, den Hesse
in seine Dienste genommen und in den Sp
hat unterrichten lassen, macht den Bibliot
Er war auf allen Reisen seines Herrn sein
gleiter, und ist so sehr in dessen Wünsche
Neigungen eingelebt, daß er wie eine nothw

Mit Liebe führte Herr Heſſe uns zu ſeinen Bildern. Es waren lauter Werke lebender Maler; er kaufte grundſätzlich nur ſolche, und manchem jungen Künſtler mochte durch die Kunſtliebe des reichen Mannes erwünſchte Hülfe geworden ſein. »Das iſt meine Welt!« ſagte Heſſe, »die verſtehe ich noch; die Welt iſt ruhig und beruhigt mich, wenn ich gequält von dem Treiben da draußen, die Zeitungen aus der Hand lege.«

Die letzten Pariſer Ereigniſſe haben auch ihn furchtbar erſchüttert. Er hat die Luſt am Leben verloren und ſieht ſich im Geiſte, wie viele friedfertige Bürger, beſtändig von Flinten und Dolchen bedroht. Ich verſuchte den alten Herrn zu beruhigen, auch A. ſtimmte mir bei, eine ſegensvolle Zukunft aus den Kämpfen des Tages verheißend; aber Heſſe ſchüttelte den Kopf. — »Ja, ja! Sie ſind jung«, ſagte er freundlich, »Sie können es abwarten. Geſtehen Sie indeſſen, daß wenn man alt iſt, ſein Leben hindurch gearbeitet

kommunismus und Socialismus gar
klingt als in der Jugend.« — »Und doch
A. »iſt Niemand kommuniſtiſcher, Niem
Geben an Nothleidende von jeher bere
geweſen als Sie. Bricht einmal die kom
ſche Revolution in Hamburg aus, ſo flüch
nur getroſt zu Ihren vierundzwanzig Frau
werden ihren Mann ſchon ſchützen.«

Wir waren während des Sprechens und
betrachtens in das Gartenzimmer gelangt, i
ſich unter den modernen, praktiſch ſchöne
beln eine gewaltige alte Nußbaumkommo
blanken Meſſingſchlöſſern und Griffen ſo au
lich hervorthat, daß mein Auge davon g
wurde, weil das ganze Licht der Herbſtſon
darin zu ſammeln und davon zurückzuſ
ſchien. — »Das iſt mahr

lachend, »es gehört einer Wittwe, die in's Stift will, ſobald eine Vakanz eintritt; und damit ich ſie nicht vergeſſe, hat ſie mir die Kommode hieher ſetzen laſſen.«

Ich fragte, von welchem Stifte die Rede ſei. »Da ich ſelbſt keine Frau habe,« ſagte Heſſe, »habe ich für fremde Wittwen, und zwar für die Wittwen von Schiffskapitänen und Maklern ein Stift eingerichtet, um doch Etwas für Andere zu thun.« Dann ſchnell davon abbrechend meinte er: »Das Beſte bleibt es doch immer, das Verarmen zu verhüten und arbeitsfähigen Menſchen Arbeit zu geben, mit der ſie ſelbſt wohlhabend werden können. Ich bin deshalb ſehr für Auswanderungen. Wir ſchicken eben heute wieder ein ganzes Schiff voll arbeitsfähiger Menſchen, verſehen mit allen Mitteln zur Koloniſirung, nach Auſtralien.« — Er gab uns die Vorkehrungen an, welche zum Beſten dieſer Auswanderer und für das Gedeihen der Kolonie getroffen worden, kam dann auf die

zurück. Ich bat ihn, mich dahin zu führ
wir nahmen Abrede für den nächsten Tag

Es war ein klarer Morgen, als wir d
prächtigen Straßen Hamburgs nach der A
fuhren, in der, auf dem Wege nach Wan
jene Stiftung gelegen ist. — Eine Rei
sieben bis acht Häusern, alle gleichmäß
rothem Backstein gebaut, fiel mir auf. Ich
ob diese das Stift wären? »Nein,« antw
Herr Hesse, »sie sind das Kapital des E
aus dem Ertrage dieser Häuser wird zum
die Stiftung erhalten.« Das Mittelste der
hatte einen thorartigen Eingang. Vor diesen
unser Wagen, und kaum hatte Hesse den
auf die Erde gesetzt, als eine ganze Schaa
Kindern sich um ihn drängte, ihm die Hä
geben und [illegible]

Eintritt in dieſes Aſyl alle Wolken der Sorge und des Mißbehagens, welche die Vorgänge der neueſten Zeitgeſchichte darüber gebreitet hatten.

Innerhalb des Portals zogen ſich zu beiden Seiten einer Straße zwölf einſtockige Häuſer hin, deren jedes eine Thüre und zwei Fenſter hatte. In der Mitte der Gebäude unterbrach ein größerer Hof die Reihen derſelben. Eine große Laterne, ſchattige Bäume, bequeme Bänke gaben dem Ort ein behagliches Anſehen und machten ihn zu einem Ruheplatze für diejenigen Bewohnerinnen, denen ihr Alter weitere Ausgänge verbot. Jenſeit dieſes Hofes lagen die übrigen Häuſer, und am obern Ende war die Straße wieder durch ein großes Gebäude geſchloſſen, in dem ſich eine Schule befand.

Eine muſterhafte Sauberkeit, eine wohlthuende Stille herrſchten an dieſem Orte. Alle Fenſter der kleinen Wohnungen hatten ſpiegelhelle Scheiben, weiße Vorhänge, Blumen, Vögel, und all'

Wohnungen kennen zu lernen. Heſſe tra
nächſte Haus, die Erlaubniß dazu zu for

Jedes derſelben hatte eine zweifenſtrig
nach der Straße, dahinter eine einfenſtri
einem kleinen Gärtchen. Hausflur, Küche,
ein Boden und ein Erkerſtübchen waren d
gleichmäßig und auf das zweckdienlichſte ei
tet. Jedes Gärtchen hatte ein Paar ſchöne
kleine Blumenſtücke, einen kleinen Ble
eine Waſchkammer und große Regenfäſſ
Anſammeln des Waſſers für die Gart
und für die Wäſche vervollſtändigten den
halt. Das Ganze zielte darauf ab, die
nerinnen ganz unabhängig von einander z
ten. »Man hat einmal den Glauben,«
Heſſe, »daß die Weiber nicht recht Fri

jede Gelegenheit zum Streiten abſchneiden wollen, und bis jetzt iſt es auch friedlich hergegangen, ſie haben gute Nachbarſchaft gehalten.«

Während Heſſe von der Inhaberin des Hauſes, in das wir getreten waren, eine lange Erzählung über die Hochzeit ihrer älteſten Tochter anhörte, die vor wenigen Tagen der Schullehrer der Anſtalt geheirathet hatte, führte mich eine jüngere Tochter auf den Boden, wo Holz und Torf ſauber aufgeſtapelt und mancherlei Vorräthe für den Winter bewahrt ſtanden. »Dieſes Feuerungsmaterial und ein beſtimmtes Quantum Seife und Lichter werden uns auch geliefert, und zu Weihnachten bekommt jedes Haus eine Beſcheerung an Kuchen und Obſt,« ſo berichtete das junge Mädchen, lebhafte Dankäußerungen für Heſſe daran knüpfend.

Nun aber, als wir das erſte Haus verlaſſen hatten, entſtand eine ehrgeizige Beeiferung unter den vierundzwanzig Wittwen des Stiftes, ihre

wen. Wir beſuchten noch ein paar di
Häuslichkeiten; alle waren reinlich, fr
ſtill. Es lag etwas ungemein Erbaulic
Ruhe dieſer abgeſchloſſenen Exiſtenzen,
Wohlbefinden aller derer, denen Heſſe
Zuflucht angewieſen, ſchien als eigen
empfindung aus ſeinen Augen wieder
Er machte den ſchönen Eindruck eines
vor ſeinem mit Liebe vollendeten Werke

»Der erſte Gedanke dazu,« ſagte er,
in einer ſolchen Stiftung in Augsburg g
Nach dem Plane derſelben richtete ich
zwölf Wohnungen ein, um zu ſehen, ob
glücken würde. Als ſich die zwölf M
hier behaglich fühlten, ließ ich noch zwö
nungen erbauen und gründete die Schule
(und dies ſchien eine Hauptfreude

zu ſein) nun ſchon ganz aus eigenen Mitteln erhält. Urſprünglich nur auf die Kinder der Wittwen berechnet, iſt ſie, weil ich auf tüchtige Lehrer gehalten habe, ſehr in Aufnahme gekommen und zählt nun faſt hundert Schüler. Aus der ganzen Nachbarſchaft ſchicken ſie die Kinder hieher, ich habe bereits das Schullokal bedeutend vergrößern müſſen. Sterbe ich, ſo bleibt eben Alles wie es iſt. Die Kapitalien ſind feſtgeſtellt, für mögliche Ausfälle bei den Zinſen iſt durch anderweitige Zuſchüſſe geſorgt, und ich weiß, daß hier immer eine Zahl von Menſchen die Frucht meiner Arbeit genießen wird. Darin liegt etwas, was mir wohl thut. Man hat doch nicht vergebens gelebt.«

Von ſchwatzenden Kindern, die ſich an ſeine Hände, an ſeinen Rock hingen, gefolgt, ſchritten wir dem entgegengeſetzten Portale zu und verließen das Stift. Aber die Erinnerung an den freundlichen Greis, deſſen Leben ſo ſchön zwiſchen Kunſt-

häufig in unſerer aufgeregten, vom Kan
Leidenſchaften bewegten Zeit. Sie erſ
freundlich wie Sternenlicht an ſturmgepeit
wolkenvollem Himmel, und unwillkürlich
die Frage auf, warum ſind nicht alle M
gut, da es ſo glücklich macht, gut und h
zu ſein?

9.

Hamburg, 15. Auguſt.

Ehe ich Dir ein Wort von dem Wiederſehen unſeres Freundes S. ſage, muß ich Dir vor allen Dingen eine komiſche Scene ſchildern, die ich vor einigen Wochen auf der Reiſe hieher erlebte, und an die ich heute durch ein Frühſtück in dem Auſternkeller von Wilken erinnert wurde.

Es ſaßen außer mir drei Männer in dem Koupé des Wagons. Sie mußten Alle viel gereiſt ſein und ſprachen von den vorzüglichſten Reſtaurants, von den beſten Hotels der euro-

der Eine aber ein enthuſiaſtiſcher Liebhal
genießender Dilettant der edlen Kochkunſt
Es war offenbar ein junger Kavalier.
jener ſchottiſchen Kavaliere, die mit dem
alten Liede:

Young Charley is my darling! my dar
The young cavalier!

einſt todesfreudig auf den Ebenen des Hod
in den Tod gingen, ſondern ein junger, t
mit den edelſten Speiſen, nach allen Reg
Kochkunſt, dick gefütterter Kavalier aus D
burg.

»Bah!« ſagte er, »man kann ſich er
von den Fritturen Italiens, von den Ent
in Paris; man kann ſatt werden in En
aber eſſen, was ich eigentlich mit Bewu

Hamburg — und eſſen wie ein Mann, wie es einem männlichen Manne zukommt, nur bei Wilken.«

»Im Auſternkeller auf dem Neuen Wall?« fragte Einer der Anderen.

»Eben da! Sehen Sie, das iſt eine Koſt voll Kraft und Saft; eine Koſt, die nicht nervenſchwach macht, ſondern in's Blut geht. Aber die Bewirthung ſeiner Gäſte iſt auch Gewiſſensſache für Wilken. Wilken iſt kein Gaſtwirth, welcher nur Geld machen will; Wilken iſt ein Ehrenmann, der es weiß, was es ihm für Pflichten auferlegt, wenn Leute von Stande ſich von ihm beköſtigen laſſen. Er würde ſich ſchämen, einem Kavalier Etwas vorzuſetzen, das nicht in ſeiner Art vollkommen wäre; er hält darauf, wie ein Edelmann auf ſein Wappen. Wilken hat Ehrgeiz, er iſt ſtolz auf ſeinen Ruf, er iſt der Napoleon der Reſtaurants.«

Ich horchte ernſthaft zu; der Ehrenmann

Redner ſelbſt, welcher fremdes Verdienſt
zu erheben, ſo würdig zu ſchätzen wuſ
beruhigte mich, daß auch in unſerer Z
Mäcen ſeinen Horaz finde; ich mußte mi
der Ehrgeiz eines Reſtaurants ſei eben ſ
tigt als irgend ein anderer; es liege i
Streben Genuß, in jedem Gelingen Glüc
ich doch in Genua einen Marcheſe Grim
ſeit zwei Jahren die Welt durchreiſte, un
forſchen, wo das beſte Eis gemacht werl
der nach zwei Jahren ernſter Prüfung nod
zwiſchen De Angelis im Toledo zu Nea
Tortoni in Paris ſchwankte, ohne der Ar
der Forſchung müde geworden zu ſein.

Warum ſollte man ſich nicht ebenſo

für einen Punch à la Romaine, als für den Tonfall eines Liedes und den Rhythmus eines Gedichtes begeiſtern können? Jede Wiſſenſchaft iſt anziehend! dachte ich, als der junge Gaſtronom alſo fortfuhr:

»Daß Wilken noch ächt plattdeutſch ſpricht, daß er all' ſeine Vorräthe liebt, ſie ſelbſt bewundert, ſie im Hamburger Dialekte dem Kenner, den er ſchätzen gelernt hat, aber auch nur dieſem, ſelbſt vorführt, wie ein Kunſtliebhaber die Prachtſtücke ſeiner Sammlung, das iſt der Haut gout von Wilken's Auſternkeller.«

Plötzlich raffte der Redner ſich empor, zog Kravatte und Hemdeärmel, Böffchen und Weſte zurecht und rüſtete ſich zu einer großen That. Ich betrachtete ihn ſtaunend, der Dinge harrend, die nun kommen ſollten.

Es war auf eine dramatiſche Vorſtellung abgeſehen, er wollte ſeinen Hörern Wilken wenigſtens im Bilde vorführen, ihnen die Zauberfor-

einem Male in plattdeutſcher Sprache, »
gerade zwei Tage alt, in fünfzehn Minut
nen ſie juſt recht ſein. Betrachten Sie d
ßen Holſteiner Auſtern. Ich halte ſie r
Rarität, denn eſſen kann das plumpe, gr
lige Zeug kein honetter Magen. Wie ung
wie unförmlich ſchon dieſe Holſteiner A
ſchalen ausſehen gegen die Zierlichkeit der
von Colcheſter! Ja! die Engländer! Das
Volk! Alles, was von dort kommt, hat G
Auch dieſer Käſe! es iſt Alles dauerhaf
ſolid, was von England kommt! Der S
käſe, der Cheſterkäſe, die halten durch das
Jahr! — Schmecken Sie den Cheſter, ich
ihn nie beſſer gehabt! — Aber der franz
Kram, der taugt zu Nichts! wie lange hä

die Trüffeln ſind gut! Wollen Sie Trüffeln in der Sauce? Sie ſind friſch angekommen, ächte Perigords, ich halte ſie noch zurück vor gewöhnlichen Leuten; aber Sie ſollen von den friſchen haben, Sie verſtehen's, Ihnen gebe ich davon.« —

Der feinſchmeckende, von Wilken geehrte Kavalier lachte laut in ſeliger Erinnerungsfreude; ſeine Zuhörer ſtimmten mit ein. Aber der Höhenpunkt ſeines Entzückens war mit dieſer Erinnerung erreicht; er verſank in Schweigen und aus dieſem in Schlummer, im Traume lächelnd, als werde er von lauter gebratenen Rebhühnern umflogen, als ſtiegen Perigordtrüffeln vor ſeinem innern Auge aus der Erde, ſich friſch hineinbiegend in die Madeiraſaucen; und als ſchäumten ganze Ströme von Champagner, Ale und Porter durch das Paradies ſeiner Phantaſien. Seine Lippen bewegten ſich koſtend, ſeine Kinnbacken rührten ſich leiſe, und immer lächelnd ſchlummerte er fort, bis in Bergedorf die Vierländer

an den Namen, den Mann und die Sa
mehr gedacht, nachdem ich in Hamburg a
war. Da hörte ich eines Abends von F
lern, die im Mondſchein vor mir auf den
fernſtiege einherſchritten, die Worte: »W
eine verdammt fixe Kneipe!« und geſter
mir der gute Miniſter von S...: »Wilke
ſen Sie doch beſuchen! Die Auſternzeit
nun wieder und Wilken iſt unſer Roch
Cancale. Die Damen der Hamburger Ari
tie — denn die freie Hanſeſtadt hat noch
ariſtokratiſche Vorurtheile, als die unert
ariſtokratiſchen Städte der freien Schweiz
Damen unſerer Ariſtokratie gehen nicht zu
ken, aber alle Fremden beſuchen ihn. W
Sie meine Begleitung annehmen?« —

Ich that es mit Freuden und ging

wir uns um ein Uhr auf den Weg, unſer Früh-
ſtück bei Wilken zu genießen.

Auf dem Jungfernſtiege vor den zahlreichen Hotels, welche das Alſterbaſſin einſchließen, war es, wie immer, von Menſchen und Equipagen belebt. Hamburg hat anſcheinend weniger als irgend ein anderer Ort Norddeutſchlands ſich über die Störungen durch die Revolution zu beklagen. Es hatte keine Fürſten zu verlieren, die nicht aus ihrer Traumruhe geſtört ſein wollten; keinen auswandernden Dienſtadel, welcher nur in der Hofluft athmen kann und fliehen muß, wenn dieſe Atmoſphäre ihm entzogen wird. Mögen die Senatoren und Doktoren des hohen Rathes noch ſo unzufrieden mit den beabſichtigten Reformen in der Verwaltung ſein, ſie gehen nicht davon, denn der Beſitz bindet ſie an die Heimath. Die hochweiſen Herren fahren nur mit etwas weniger Selbſtzufriedenheit nach den ſchönen Landhäuſern an der Elbe, und genießen mit etwas geringerem

Appetit die Lukulliſchen Mahle, welche dort bereitet werden. Dabei aber können ſie ſelbſt und Handel und Gewerbe dennoch gar wohl beſtehen.

Unter den zahlreich umhergehenden Fremden in Civil ſah man Truppen von allen Waffengattungen, welche nach Holſtein marſchirten, und hörte eine Muſterkarte von deutſchen Dialekten. Staunend blickte eine Vierländerin in ihrer faſt ſchweizeriſchen Tracht zu einem ſtämmigen Schwaben empor, der mit den »Würtembergern« gekommen war und ihr in ſeinem Dialekt Zärtlichkeiten »vorplauſchte«, welche ſie erſt verſtand, wenn er ſie in Umarmungen überſetzte. Frankfurter, Naſſauer, Weimarer Officiere ſaßen vor den verſchiedenen Pavillons, ihr Frühſtück verzehrend, mitten unter den Kaufleuten, welche auf

beſonders zahlreiche Menſchenmaſſen beiſammen. Dort wohnte Major v. Tann, der Chef des erſten, tapfern Freikorps. Mehrmals an jedem Tage zwang ihn das laute Rufen des Volks ſich am Fenſter zu zeigen, und die angeſehenſten Bürger und Handelsherren der Stadt — obſchon der Mehrzahl nach ſehr gegen den holſteiniſchen Freiheitskampf eingenommen, der ihre Handelspläne kreuzte und ihre Schiffe an den Hafen bannte — fuhren mit ihm in vierſpännigem Wagen einher, ihm Hamburg und die Sehenswürdigkeiten der Umgegend zu zeigen.

Das war denn ein wunderlicher Anblick! Im Fond des Wagens der ſtattliche, kräftige, in ſich gefeſtete Major v. Tann, in knapper, grüner Uniform; neben und gegenüber ihm drei Hamburger Bürger, in ſauberſter Civilkleidung. Bei dem Kutſcher und hinten auf dem Dienerſitz ſaßen zwei, drei Freiſchärler, der Eine in grüner Leinwandblouſe mit einer Militairmütze, der Andere in der

Tann'ſchen Uniform mit einer Feder an dem Strohhut, der Dritte in einer Kleidung, von der jeder Beſtandtheil einſt einem andern Beſitzer gehört hatte, und die nie Zuſammenhang gehabt, bis ſie ſich auf dem Körper dieſes Mannes plötzlich zu einem Anzuge vereinigt fanden. Und nun rings um den Wagen her Vivat rufende Freiſchärler und Soldaten, gaffende Bürger, lorgnirende Fremde; und die grüßenden Kellner vor den Hotels und die Vierländer Blumenmädchen mit ihren Nelkenbouquets ſich herandrängend, ſchäkernd und kokettirend! — Es waren phantaſtiſche Zuſammenſtellungen voll ſüdlicher Lebhaftigkeit, welche ſo eigenthümlich erſchienen unter der grauen deutſchen Nebelluft, daß man ſich kaum noch in dem alten Hamburg zu glauben vermochte.

An den großen Bleichen vorüber, den alten Jungfernſtieg entlang, begaben wir uns nach dem neuen Wall, der breiten, ſchönen Straße, in

welcher ſich die reichſten Magazine durch die Erdgeſchoſſe aller Häuſer ziehen. Wir gingen die rechte Seite der Straße hinunter bis faſt gegen das Ende.

Alle Häuſer des neuen Walls haben Souterrains; die Treppen, welche zu dieſen hinabführen, ſind mit kleinen, eiſernen Gittern verſehen. Vor einem dieſer Gitter machte mein Begleiter Halt.

»Wilken's Auſternkeller« ſtand auf einem kleinen Schilde über der Thüre geſchrieben. Ein Haufen großer und kleiner Auſternſchalen lag vielverſprechend oben auf dem Trottoir.

Zehn bis zwölf Stufen führten uns hinab und wir waren bei Wilken! — bei Wilken, der in weißer Weſte und weißer Jacke hinter ſeinem Ladentiſche ſtehend, meinen Begleiter höflich begrüßte.

Das Entree war klein und eng, der Tiſch klein und eng, auf dem die kulinariſchen Herr-

lichkeiten aufgeſtapelt waren. Ich dachte an den Mecklenburger Kavalier, welcher Wilken den Napoleon der Reſtaurants genannt hatte, und Wilken's beſcheidene Umgebung, ſeine weiße Weſte und weiße Jacke erhoben ſich für mich zu der rührenden Einfachheit des »grauen Ueberrockes und des kleinen Hutes.«

Auf zierlichen Sockeln von wohlgeſchnitztem Weißbrot ruhten zarte Rebhühner in gelblichweißer Schönheit; das dunkle Roth der rohen, ſpeckdurchſpickten Rinderfilets bildete den Hintergrund für die blaßroſa Koteletts; in langen Streifen zogen ſich geräucherte Aale um Lachs- und Aalpaſteten, deren Gallert in der Sonne glitzerte; Pickels und Saucen ſchimmerten aus ihren grünen Gläſern hervor; ſilberweiße Sardellen lagen ſanft hingeſtreckt im Schatten dunkler Trüffelberge, und während ſich auf der rechten Seite der kleinen, weiß überdeckten Tafel, Käſe aller Arten zu einer großen Pyramide erhoben, lachten

Früchte in gläſerner Schale aus der Mitte des Tiſches hervor.

»Was haben Sie?« fragte mein Begleiter.

»Colcheſter-Auſtern und ächte Schildkröten-ſuppe!« antwortete Wilken, wie ein Kaiſer, dem geehrten Gaſte nur die Elite ſeiner Garden vorführend.

»So bringen Sie Auſtern, roh und gebraten.«

Wir gingen in die Speiſezimmer; da ſaß der »junge Mecklenburger Kavalier« beſchäftigt, ſich bei Wilken ſtandesmäßig mit nahrhafter Koſt zu ernähren. Er blickte nicht empor bei unſerem Eintreten, er ſah ernſthaft hernieder zu dem Rinderfilet auf ſeinem Teller, männlich und in ſich geſammelt nur mit ſeiner Arbeit beſchäftigt.

Wilken's Keller beſteht aus einem großen und mehreren kleinen Zimmern, niedrig wie Schiffskajüten und ſchmuckloſer als dieſe. Keine Wölbungen, in denen ſich die Geiſter der Erinnerungen verbergen, wie in den Hallen des Bremer

Rathskellers, keine düſtern Hintergründe, mit der tiefſchwarzen, ſtillen Ruheſtätte der zwölf Apoſtel.

Durch die Fenſter über dem Trottoir ſcheint altklug der Tag herein, und Stiefel und Füße der Vorübergehenden paſſiren vor uns die Revue.

Ich hörte der freundlichen Rede meines Begleiters zu, ich betrachtete das Lokal, den Kellner, welcher vor uns die Tafel deckte, die verſchiedenen Stiefel, Pantalonsenden und Rockſäume über unſerem Horizonte, aber immer und immer wendeten ſich meine Blicke dem jungen Kavaliere zu. Ich hatte noch nie einen ſolchen Prieſter an dem Opferaltar ſeines Gottes geſehen.

Und das Rinderfilet verſchwand und der Kellner kam, und der Kellner ging und Wilken erſchien in Perſon. Sie ſprachen nicht laut, ſie ſprachen leiſe, und ich konnte nicht die Worte verſtehen; aber der Ernſt in ihren Zügen, das tiefe Nachdenken auf der Stirn des Kavaliers ließen mich die Wichtigkeit dieſer Berathung ahnen.

Endlich entfernte ſich Wilken, der Kavalier blieb allein. Er griff nach einem Zeitungsblatte und legte es mit Schaudern von ſich. Es war die Hamburger Reform, ein ultrarepublikaniſches Blatt, ein Störenfried des Genuſſes. Zwei, drei andere Blätter wurden zur Hand genommen und fortgelegt; die Zeitungen ſind jetzt alle aufregend, alle appetitverderbend! — Endlich fand er die täglichen Nachrichten und hatte ſich liebevoll und beruhigt in das Studium der Fremdenliſten und Theateranzeigen verſenkt, als der Kellner zurückkehrte. Er trug eine verdeckte Schüſſel, Wilken folgte ihm auf dem Fuße.

Der Kavalier nahm den Deckel herab, hob die Schüſſel zur Naſe und athmete ihr Arom, ich blickte unabläſſig hin — ich hatte noch nie einen Prieſter an dem Altar ſeines Gottes geſehen!

Und der prieſterliche Kavalier ſetzte die Schüſſel nieder, blickte mit feſtem Buge hinein, ſich ſpiegelnd in dem Glanze der Sauce. Was ſie

enthielt? Wie ſollte ich das wiſſen? Was ahnt der Laie von den Wundern, welche ſich in der Tiefe der Myſterien verbergen.

Langſam ſchlug der Kavalier den Aermel der rechten Hand zurück, behutſam hob er einen Theil des Inhaltes aus der Schüſſel empor und legte ihn vor ſich nieder. Wilken blickte ihn fragend an — der Kavalier zog die Augenbrauen in die Höhe, ſchaute Wilken in's Auge, nickte billigend mit dem Haupte, ein Lächeln der Befriedigung flog über ſein Antlitz, ein Lächeln der Befriedigung flog über das Antlitz von Wilken — und Wilken verſchwand und der Kavalier arbeitete fort, eifrig zu Ehren ſeines Gottes.

Und die Schüſſel war geleert und das Porterglas war geleert, noch ein Augenblick des Nachgenuſſes, noch ein Augenblick ſtiller Feier und der Kavalier erhob ſich von ſeinem Sitze. Er ſchlug den Aermel zurück, er rückte die Weſte zurecht, er putzte und kämmte den blonden Bart,

den goldenen Schmuck ſeines ſattlächelnden Mundes. Schweigend reichte ihm der Kellner den Rock, ſchweigend den Hut, ſchweigend das ſpaniſche Rohr; der Kellner wußte, daß man dieſen Gaſt nicht durch Sprechen von ſeinem Gegenſtande abziehen dürfe. Zwei Worte flüſterte der Kavalier im Hinausſchreiten dem ſich verneigenden Wilken zu; noch ein Lächeln der Befriedigung, des Verſtändniſſes, auf den Lippen des Gaſtes, auf den Lippen des Wirthes, und der Kavalier verließ die Stätte ſeiner Arbeit, die Quelle ſeiner Freude.

Und als ich hinaufſtieg aus dem Auſternkeller von Wilken's in Hamburg, da hatte ich einen Prieſter geſehen an dem Opferaltar ſeines Gottes, ihm dienend in ſeliger Freude.

10.

Hamburg, 15. Auguſt.

Daß die beiden Brüder, Heinrich und Rudolph Lehmann, nach den letzten Pariſer Kampfestagen hieher gekommen ſind, wirſt Du ſchon wiſſen. Wandert man durch die ſchattigen Alleen, welche gleich vor dem Dammthore beginnen, bis hin an das Ufer der Alſter, ſo gelangt man an ein freundliches, blumenumblühtes Landhaus, das im Innern reich geſchmückt iſt mit Kunſtſchätzen, welche die Pietät der Söhne auf dem Altar der Elternliebe niedergelegt hat. In dieſem Hauſe wohnen die

Eltern der beiden Maler und hier haben dieſe einſtweilen ihre Atteliers errichtet.

Heinrich, der in Paris ſo bedeutende kirchliche Malereien ausgeführt, hat, da er nur kurze Zeit in Hamburg zu verweilen denkt, keine größere Arbeit begonnen. Er zeigte uns nur einen ſehr poetiſch gedachten Carton zu einem Bilde, das die Träume der Liebe darſtellt. Schwebende Geſtalten, in denen er vorzugsweiſe glücklich iſt, tragen eine ſchlummernde Jungfrau. Amoretten ſtreuen Roſen über ſie hin, aber auch die Dämonen der Eiferſucht ſchwingen ihre Fackeln, und wenn der Traum ſich erfüllt, wird das Erwachen ein ſchmerzliches ſein.

Rudolph hingegen, der für's Erſte in Hamburg zu bleiben entſchloſſen iſt, hat alle Hände voll zu thun, da die ganze ſchöne und reiche Welt von ihm gemalt ſein will. Eine Menge Bildniſſe von Männern und Frauen waren bereits untermalt, und alle eben ſo ähnlich als künſtleriſch ſchön. Am meiſten aber feſſelte mich ein großes Bild,

daß zwei Italienerinnen darſtellt, die ſich in einem Kahne ruhig auf dem ſtillen Meere hingleiten laſſen. Wie und wann der Gedanke zu dieſem traumſtillen Bilde entſtanden iſt, wirſt Du am Beſten aus der Skizze ſehen, zu der mich einzelne Motive ſeiner Erzählung veranlaßten. Ich lege ſie Dir bei, ſie ſoll den Titel führen:

Aus dem Leben eines Malers.

Eine ſchwüle Junihitze lag über Paris gebreitet; man vermochte kaum zu athmen. Seit vierundzwanzig Stunden läuteten die Sturmglocken ohne Unterlaß; Blut floß über die Steine hin, die Räder der Pulverwagen und Kanonen färbend, welche in donnernder Eile zu den Kampfplätzen raſſelten. In den verſchiedenen Stadttheilen wechſelten Todtenſtille und furchtbares Geſchrei mit einander ab. Während ein dumpfes Schweigen im prächtigen von ſeinen ariſtokratiſchen Bewohnern verlaſſenen Faubourg St. Germain herrſchte, nur unterbrochen durch die weit-

her ſchallenden Donnerſchläge der Kanonen und das Geknatter des Gewehrfeuers, ſtürzten lärmende Volksmaſſen die Boulevards entlang zu der Porte St. Martin und dem Faubourg St. Denis, wo noch einmal ſiegreich der Kampf der Beſitzenden gegen die Nichtbeſitzenden zu Gunſten der Erſtern entſchieden werden ſollte.

Im engen Clos St. Lazare war jedes Haus zu einer Feſtung geworden. Immer neue Kämpfer drängten ſich auf die Barrikaden, Männer und Weiber jeden Alters, von Nachtwachen und Mangel an Nahrung bis zur wildeſten Wuth geſtachelt, ſchlecht bekleidet, Zorn und Haß in jedem Zuge des Geſichts. Achtlos ſchleuderten Weiber einzelne Stücke des Hausrathes, werthgehaltene Gegenſtände des geringen Beſitzes aus den Fenſtern herab auf die anrückenden Linientruppen und Nationalgarden; nichts hatte mehr Werth in ihren Augen, kein Wunſch ſchien in ihnen zu leben, als die Sehnſucht, den lang verhaltenen Groll in

blutiger Rache zu kühlen. — Aber auch die Nationalgarden und die Linie kämpften ohne Erbarmen. Zeigten die Proletarier die Raſerei des Haſſes, ſo offenbarte ſich in jenen die kalte Ruhe von Menſchen, welche mit dem Naturtrieb der Selbſterhaltung zu dem Aeußerſten bereit ſind. Nicht mehr als Bürger ſtanden ſie ſich gegenüber, ſondern als feindliche Racen. Die Geiſter der Vernichtung ſchwebten über ihnen.

Schon neigte ſich der Tag zu Ende. Ein kühler Windhauch fing an die brennenden Wunden zu fächeln, während er das noch ſtrömende Blut der Sterbenden erſtarren machte. Leiſes Wimmern, angſtvolles Röcheln der Verwundeten erklang unter den Vorſprüngen und Portalen der

der Verſchanzung, die blutrothe Fahne wehte in ihrer Mitte; ein junges Weib hielt ſie hoch in der kraftvollen Rechten. Ihr ſchwarzes Haar flatterte aufgelöſt um das bleiche, zornentſtellte Antlitz, aus dem die dunkeln Augen mächtig hervorglühten. Das Gewand war zerriſſen, die nackten Arme von Pulver geſchwärzt.

Ein Jüngling wollte die Vordringende zurückhalten. »Denke an unſere Mutter, Marie!« — »Sie haben mir den Mann erſchoſſen und die Trümmer unſeres Hauſes haben mein Kind erſchlagen,« antwortete ſie und warf ſich, die Fahne ſchwingend, den Kämpfern voran, bis an den äußerſten Rand der Barrikade. Schüſſe krachten um ſie her, vernichtend flog ein Hagel von Steinen nieder auf die Angreifenden. Da erſcholl noch einmal das Commandowort in den Reihen der Truppen. — »Feuer!« rief der Officier; grelle Blitze zuckten auf, ein furchtbarer Donner krachte durch die Luft, Rauchwolken verhüllten die Scene.

Als ſie verflogen waren, ſtand die Barrikade verlaſſen; die Truppen räumten ſie weg und auf den zertrümmerten Balken derſelben legten zwei Nationalgardiſten die Leiche eines erſchoſſenen Weibes nieder, deſſen Hand noch im Tode die Fahne der rothen Republik umklammert hielt. Schaudernd verließ ein Deutſcher die Stätte dieſes Kampfes, deſſen Zeuge er zufällig geworden war. — Sich einen Weg bahnend durch die immer wachſende Verwirrung, gelangte er über die Boulevards und den Platz de la Concorde in ſeine weit entlegene Wohnung.

Es war das Atelier eines Malers. Die letzten Tagesſtrahlen fielen, gebrochen durch die Pulver- und Staubwolken, welche über der Stadt ſchwebten, matt durch die Scheiben des halbverhängten Fenſters. Ihr gelbliches Licht erhellte ein großes Oelgemälde auf einer Staffelei. Es ſtellte den heiligen Sebaſtian dar.

In ſtiller grüner Waldeskühle war der Heilige,

von Pfeilen durchbohrt, an einen Baum gebunden; dem Tode nahe ſank die ſchöne bleiche Geſtalt mehr und mehr in ſich zuſammen. Mit der ſchwindenden Ausſicht auf rettende Hülfe ſchien die Kraft des Widerſtandes gegen den Tod in ihm gebrochen zu ſein. Er hoffte nicht mehr, er ließ ſich ſterben, und doch nahte die Hülfe. Aus der Ferne, aus dem tiefſten Schatten der Bäume. trat ſie hervor, eine Römerin in dunklem Gewande, mit der emporgehobenen Rechten den Korb auf ihrem Kopfe ſtützend, in dem Früchte und Brot Labung und Erhaltung verſprachen.

Müde und bleich ſank der Künſtler vor ſeiner Staffelei auf einen Stuhl nieder, das Haupt ſinnend auf die Hand geſtützt, während ſein Auge träumend auf dem Bilde vor ihm ruhte. Die Stille in ſeinem Gemache hatte etwas Furchtbares nach dem Lärm des Kampfes, den er eben verlaſſen. Dumpf klangen die Glockenſchläge von Notre Dame herüber, wie Grabgeläut der unter-

gehenden Generation. — »Die Menſchheit iſt todeswund, wie dieſer Heilige!« rief der Künſtler, »ſie iſt dem Untergange geweiht, wie er, wenn ihr nicht bald der rechte Befreier naht!

Thränen der Erſchütterung entſtrömten ſeinen Augen. Wo iſt die Zeit des Friedens hin?« ſeufzte er, »wo ſind die ſtillen Stunden hin, die ich in reinem Genuß heiliger Schönheit verlebt?« Er verſank in Gedanken. Immer matter ward das Licht des Tages, graue Dämmerung herrſchte in dem Gemach und legte ihre Schleier über die Gemälde; aber je mehr dieſelben ſeinem Auge entzogen wurden, um ſo heller ſtiegen die Erinnerungen vergangener Zeiten in ihm empor.

Ein Jahr war es her, daß er an gleichem Tag einſam in einem Boote die blaue Fluth des Mittelmeers durchſtrich, die ſich ſanft plätſchernd um Procida ſchmiegte. Mit ſicherer Hand hatte er die leichte Barke vom Lande geſtoßen und war hinausgefahren in das Meer, gegrüßt von den

ſchönen Weibern am Ufer, welche in ihrer reichen Sonntagstracht dem ſtattlichen Fremden freundliche Worte und freundlichere Blicke nachſendeten.

Der ganze Zauber des Südens erblühte wieder vor ſeinem geiſtigen Auge bei dieſer Erinnerung. Er fühlte den Duft der Orangen und des Jasmins über den ſalzigen, friſchen Waſſern ſchweben. Das tiefe Blau des Meeres, unmerklich in den Horizont verſchwimmend, war, wie dieſer ſelbſt, vom letzten Gold der Sonne überſtrömt und durchfluthet. Aus der Ferne tauchte in bläulichem Lichte die Felſeninſel Capri hervor; eine ſüße Wärme ſtrömte durch die Natur. Zahlreich wiegten ſich nah und fern die weißen Segel der Kähne und Barken auf dem friedlichen Elemente, als plötzlich ſein Auge wie von einem milden Zauber gefeſſelt ward.

Ohne Ruderſchlag, nur durch den leiſen Druck des Steuers im Gleichgewicht gehalten, ſchwebte eine Barke heran, deren muſchelförmige Wölbung

zwei jungfräuliche Geſtalten über die Wellen trug, Töchter Italiens, Töchter einer glückſeligen Natur. Hoch aufgerichtet ſtand die Eine in der Mitte des Bootes. Ihr ſchwarzes, von dem mit Gold und Purpur durchwirkten Bande gehaltenes Haar legte ſich in ſanften Biegungen um die Schläfe. Heißes, dunkelrothes Blut ſtrömte durch die Adern der bräunlichen Haut. Die Sonne ruhte liebend, gleichſam verweilend auf ihrer Schönheit, als wollte die Natur vollends alle Gefühle des Herzens reifen, das in jugendlich bangen Schlägen unter dem rothen Mieder den weiß verhüllten Buſen hob. In bunter Farbenpracht floſſen die Gewänder am ſchlanken Leib hernieder. Eine Zither ſtand, von dem Arme des Mädchens umſchlungen, auf der Bank des Schiffchens; das Haupt der Jungfrau lehnte ſich an den Hals des Inſtruments, mit deſſen Klängen ihre Stimme ſich eben erſt vermählt hatte, holde Liebesgrüße den ziehenden Wolken anzuvertrauen. Süßer Wehmuth voll

blickte ihr dunkles Auge in die Weite, den fernen Geliebten ſuchend, in ſehnſüchtiger Klage, in frohem Hoffen baldigen Wiederfindens.

Aber keine irdiſche Hoffnung lebte in der Gefährtin, welche zur rechten Seite der ſtehenden Jungfrau im Kahne ſaß. Ihr bleiches Haupt, von lichtem Gelock umfloſſen, war mit einem grünen Kranze geziert — mit jenem Kranze, den man ihr in's Haar geflochten, den Hochzeittag zu feiern, als man ihr den Bräutigam, getroffen von dem bezahlten Dolchſtoß des reichen, verſchmähten Gouverneurs, ſterbend in die feſtlich geſchmückte Halle des Vaterhauſes brachte. Keine Thräne war ihrem Auge entſtrömt, kein Klagelaut ihren Lippen. Schweigend und auf Troſt verzichtend hatte ſie den Blick zum Himmel erhoben, in frommer Ergebung, in gläubiger Sehnſucht nach einem Wiederſehen über den Sternen. Und mit dieſem glaubensvollen Blicke ſchaute auch jetzt ihr Antlitz, leiſe auf den Arm geſtützt, zu den Wolken empor,

ſo abgewendet allem Irdiſchen, daß die weiße Waſſerlilie unbeachtet der Hand entglitt, welche, über den Rand der Barke hinabgeſunken, faſt von den ſpielenden Fluthen geküßt ward.

Ob er in Italien einſt dieſe Scene wirklich geſehen, ob man ihm die Geſchichte der ſchönen Trauernden erzählt, er wußte es ſich nicht mehr zu ſagen, als er in ſeiner einſamen Zelle dieſe Bilder im Geiſt erſchaute.. Sie ſtanden vor ſeinem Auge lebendig da, fortdauerndes Leben fordernd von ſeiner Künſtlerhand.

Es war Nacht geworden, die Finſterniß hatte ihre unheimlichen Schleier über Paris gebreitet. Noch immer tönte wilder Lärm aus der Ferne herüber, immer noch dröhnten Kanonenſchüſſe und Gewehrſalven durch die Luft. Und die Nacht entſchwand und ein neuer Tag ſtieg empor und der Kampf wüthete fort. Als er endlich ſchwieg, lagerte ſich die Grabesſtille der Erſchöpfung über Paris, noch grauenvoller in ihrem Schweigen

als das wildeſte Toben der Schlacht. — Wohin das Auge blickte, Scenen der Trauer und des Entſetzens! aber wie ein milder Sonnenſtrahl aus tiefem Dunkel tauchte immer und immer wieder die Erinnerung an jene Jungfrauen in der Seele des Malers empor, ſein Herz erlabend durch ihre milde Schönheit, durch die Heiligkeit ihrer ſanften Trauer, wenn um ihn her die harten Worte des unerbittlichſten Parteikampfes eine ſchwere Zukunft voll Blut und Jammer verkündeten. Sie wurden ſein Troſt, als er zu Pinſel und Palette griff, ſich zu retten aus der Verwirrung des Augenblicks.

Ruhe und Frieden kehrten ein in ſeine Bruſt bei der Arbeit in einſamer Zelle. Mit liebender Hingebung ward das Bild vollendet, eine Befreiung des Künſtlers von ſchmerzvoller Erregung, eine Blüthe der Poeſie, gekeimt auf den Gefilden des Todes.

Helgoland im September 1848.

11.

Helgoland, den 3. September 1848.

Es giebt einen perſönlichen Gott, und die Seekrankheit iſt das Mittel, deſſen er ſich bedient, die Atheiſten zu bekehren!

Stundenlang hatte mir einſt der gelehrte Naturforſcher K. bewieſen, daß die Exiſtenz eines perſönlichen Gottes allen Regeln der geſunden Vernunft widerſpräche, daß ſie durchaus unmöglich ſei. Heute, als er mir, gegenüber in der Kajüte des Dampfbootes auf dem Divan liegend, mit allen Qualen der Seekrankheit kämpfte, ſtieg

entwand ſich ſeiner Bruſt, als endlich da
ausgeworfen ward, und das furchtbare
und Sinken des Schiffes ſein Ende fat
uns während der vierzehnſtündigen Sti
gemartert hatte.

Es war zehn Uhr Abends und ganz
Nacht. Schwindelnd, unſicheren Schrit
gen wir die Schiffstreppe hinunter in
wartenden Lootſenböte. Ein feiner Re
termiſcht mit dem aufſpritzenden Sch
Wellen, netzte die Mäntel und die blaſſen
der Paſſagiere, welche von der Laterne
ſen beleuchtet wurden, der das Uebe
einforderte.

Vor uns lag der Felſen Helgoland
reiche Lichte glänzten unten am Ufer

wäre man eines Gedankens der Art fähig gewe-
ſen; aber kein Laut der Bewunderung erſcholl
von irgend einem Munde Die Seekrankheit iſt ein
gutes Mittel auch gegen den Enthuſiasmus der
Touriſten.

»Welch entſetzliche Fahrt!« — »Ich verwün-
ſche das Meer und Helgoland!« — »Zwölf
Schillinge Madame!« — »Mama! Mama! das
Boot fällt um!« — Ein lauter Ausruf der
Angſt von einer Frauenſtimme; ein neues, furcht-
bares Heben und Sinken des Bootes; neue Aus-
brüche der Seekrankheit; ein allgemeiner Chor
von Gott Lob! als Begleitung zu dem im tiefen
Baß geſprochenen Gott Lob! des bekehrten Na-
turforſchers, und das Boot ward an den Strand
gezogen.

Roth iſt das Land!
Grün iſt die Kant!
Weiß iſt der Strand!
Das ſind die Farben von Helgoland;

Laternen drängten ſich Kofferträger, Abge
der verſchiedenen Gaſthöfe und Badegäſte
Finſterniß durch einander. Man rief den e
teten Bekannten zu, die Gaſthofsboten
ſich nach Belieben verſchiedene Paſſagiere a
Zahl der Ankommenden heraus, und dieſe
ſich ruhig fangen, denn nicht nur gläubi
ſtill macht die Seekrankheit, ſie macht auch
und fügſam. Sie iſt ein Univerſalkurmitt
von philantropiſchen Menſchheitsverbeſſern
nicht genug beobachtet wird.

D.'s Stimme rief mir den Willkomm z
an ſeinem Arm gelangte ich über das Stei
des Strandes endlich auf feſten Boden.
funfzig Schritte vom Landungsplatze b
die Häuſer des Unterlandes. Durch ein

von hundert ſechs und achtzig Stufen, der alleinigen Straße in das Oberland. Mir ſchien ſie der Pfad zu dem einzigen Glück, das auf Erden der Mühe des Strebens verlohnte, zu einem bequemen, ruhigen Lager, auf dem ich die Leiden dieſes Tages zu vergeſſen hoffte.

Als ich am Morgen erwachte, und an das Fenſter unſerer, auf der äußerſten Nordſpitze der Inſel gelegenen Wohnung trat, lag das Meer vor meinen Augen. Der Sturm des vorigen Tages hatte es wild aufgeregt. Brauſend brach ſich Welle um Welle an dem Fuße des Felſens. Gelblich weiß breitete ſich eine Viertelſtunde vom Felſen, nach Oſten hin, die Düne aus; ein Stück Sandland, aus dem Meere auftauchend, das es in jedem Augenblicke zu verſchlingen droht. Drei ſchwarze Holzbaaken, Zeichen für den Schiffer, ſahen auf der Düne wie Todtenkreuze auf einem Leichenhügel aus.

In dicke, graue Wolken gehüllt, ſchien die

Sonne bleich und todt auf das Meer hernieder. Ein feuchter Wind bewegte die Zweige der kümmerlichen Geſträuche, die ſich in dem Gärtchen vor unſerm Hauſe befanden. Traurig ſtreute eine blaſſe Monatsroſe ihre Blätter auf die Erde, und ein Myrthentopf, den man zu kurzer Sommerfreude in das Freie gepflanzt hatte, war in der Nacht vom Sturme geknickt worden. Zwiſchen Kohlköpfen verſchiedener Art, blühte hier eine violette Malve, dort eine kümmerliche Stockroſe oder eine Dahlia. Bäume, die man gepflanzt, waren nicht angewachſen, die dürren Stämme, noch ſorgfältig an Stöcke gebunden, ſtanden da, als traurige Zeichen der Unfruchtbarkeit.

Die Wirthin unſeres Hauſes und ein Paar Kinder traten vor die Hausthüre, die Erſtere um Wäſche aufzuhängen, die Kinder um auf dem gelben Raſen zu ſpielen. Ein Dienſtmädchen hielt das jüngſte Kind, in einem Mantel einge-

wickelt, auf dem Arme. Das geſchah Alles ſo ſtill, ſah ſo kalt aus, daß die fröhlichen Farben an den ſchönen rothen Röcken der Frauen, daß die hellgrünen Borten mir wie ein greller Spott erſchienen in dieſer Natur. Ich mochte gar nicht aufblicken, das Land, das Meer nicht ſehen, und ſtarrte in die Wolken. Da flogen mit ſchwerem Flügelſchlag einige ſilberweiße Möven aus dem Meere empor, ſchoſſen dann pfeilſchnell durch die Luft, und mir ſtürzten die Thränen aus den Augen.

Fort! das war der einzige Gedanke, den ich klar empfand, mitten in der plötzlichen Erinnerung an jede Sehnſucht, die ich gefühlt mein Leben lang. Jeder Todte, den ich beweint ſeit meiner frühſten Jugend, jede Trennung, mit ihren langen, ſchleichenden, einſamen Stunden, unter deren Wucht ich gelitten, ſtanden vor meiner Seele. Tod, Trennung, Sehnſucht, Gefangenſchaft, das waren meine Empfindungen, und ſie

glanzend sauber [illegible],
ßen, vornehmlich im Oberlande, kaum
als die Räume, welche zum Umhergehe
Deck freigelaſſen zu werden pflegen. Der
welcher auf dieſem hohen Felſen wüthet,
oft Noth hat, ſich auf den Füßen zu
mag wohl die Urſache ſein, daß man die
ſo enge gebaut hat, obſchon ſie pathetiſch
ſtraße, Trafalgarſtraße, Blücherſtraße
heißen. Wir aber wohnen nicht in dieſ
Straßen, ſondern auf dem äußern R
Oberlandes, am Falm, und ſehen, wen
Zimmer ſitzen und das ſchmale Stück
dadurch unſern Augen entzogen iſt,
von einem Schiffe in das Meer.

13.

Den 10. September.

Als unſere Vorfahren ſich zu ihrem eigenen Entſetzen den Begriff der Hölle und der ewigen Qualen im Fegefeuer ſchufen, hatten ſie offenbar ohne Kenntniß der Menſchennatur gehandelt, und nicht berechnet, daß dieſe, in ihrem Bedürfniß nach Freude, ſich in jede lange währende Lage ſchickt, und ſich ſelbſt umwandelt, um in den gegebenen Zuſtänden Glück zu finden. Ich bin vollkommen überzeugt, daß man nur in den erſten Wochen das Fegefeuer beſchwerlich findet, ſich

dann aber allmälig daran gewöhnt, und in ſeiner Gluth und ſeiner Flamme endlich Reize entdeckt, für die uns vorher der Sinn abgegangen iſt.

Dies Urtheil wird Dir beweiſen, daß ich die Oede Helgolands in ſo weit überwunden habe, als ich mir feſt einbilde, ich lebte auf einem Schiffe, und daher gar nicht mehr fordere, daß Etwas darauf wachſen und gedeihen ſolle. Seit ich zu dieſem Punkte gekommen bin, befinde ich mich hier viel beſſer, und ſchaudre nur bisweilen, wenn mir die Geſchichte von dem großen Kraaken einfällt, von dem rieſigen Seethiere, das alle tauſend Jahre aus der Tiefe auftaucht, ſich für die nächſten tauſend Jahre in der Sonne zu erwärmen, und dann, nachdem ſich betrogene Menſchen darauf angeſiedelt haben, weil ſie es für eine Inſel halten, plötzlich wieder auf den Grund geht. Wer kann den eigentlich wiſſen, ob Helgoland nicht ein ſolcher Kraaken iſt? Alle Morgen empfinde ich mit großer Genugthuung, daß

der Felſen noch nicht untergeſunken, daß die Düne mit ihren Badekarren und Holzbaaken noch da iſt, daß die Badegäſte in ihren Böten wieder zum Bade herüberfahren, und deklamire dann ſeufzend: »das iſt eine Welt, das iſt meine Welt!« fange aber an ſie zu lieben.

Als nächſten Augenpunkt haben wir aus unſern Fenſtern die vier däniſchen Fregatten, welche hier als Kaper und Blockadeſchiffe kreuzen. Stattliche Fahrzeuge, deren Segel hell im Sonnenſcheine glänzen. Bald liegen ſie ferner, bald näher an der Inſel. Wenn dies Letztere der Fall iſt, gehört es zu den Beluſtigungen der hieſigen deutſchen Badegeſellſchaft, zu den Fregatten zu fahren, und ſich von den däniſchen Offizieren die Honneurs ihrer Schiffe machen zu laſſen. Langeweile entſchuldigt viel, aber auffallend bleibt es doch, und charakteriſtiſch für die Deutſchen, daß ſie die Unſchicklichkeit dieſer Beſuche nicht empfinden, daß ſie nicht das leiſeſte Widerſtreben

dabei haben, und es nicht begreifen, wie man ſich dagegen ausſprechen könne.

Bisweilen kommen die Offiziere auch an das Land, um bei dem engliſchen Gouverneur der Inſel zu ſpeiſen. Dann gehen ſie in den Converſationsſaal, wo man ein paar Mal in der Woche Abends tanzt, und wo däniſche Offiziere und deutſche Damen trotz des Krieges und der Blockade in beſter Eintracht mit einander umherſpringen.

Im Uebrigen iſt das Leben ſo einförmig als möglich. Morgens die Fahrt zum Bade und ein Frühſtück mit andern Badegäſten auf der Düne, wobei es recht heiter und geſellig herzugehen pflegte; Mittags ein vortrefflicher Tiſch mit Auſtern, Hummern, Seefiſchen; Nachmittags der Kaffee in einem der beiden Pavillons am Ufer, oder eine zweite Seefahrt; dann Betrachtung des Sonnenunterganges von der Weſtſpitze, und endlich in den Wochentagen eine Kartenpartie oder eine

Plauderſtunde im Konverſationshauſe. Sonntags aber ein Ball, an dem auch einige hübſche Helgolanderinnen, leider ganz nach der Mode gekleidet, Theil zu nehmen pflegen.

Hat man dann eine Reihe von Tagen gleichmäßig hingebracht und ſehnt ſich nach Abwechslung, ſo werden der Beſuch des Tanzhauſes, des Leuchtthurmes und der Ginkneipe in Vorſchlag gebracht. Die Letztere habe ich geſtern geſehen und dort den Anblick eines ächt Tenier'ſchen Bildes genoſſen.

Für einen Schilling, neun preußiſche Pfennige, verabfolgt man hier ein Glas Bier, ein kleines Glas Wachholderbranntwein (Gin), zwei Prätzeln und eine Cigarre. Dieſe, in dem ſonſt ziemlich theuren Helgoland, große Billigkeit, macht die Ginkneipe zum Aufenthalte der Matroſen, und an den langen, blankgeputzten Tiſchen ſaßen, von dem Scheine einiger Talglichte beleuchtet, zwei verſchiedene Gruppen trinkend und rauchend bei-

und Meiden, vom Tod des Geliebten
Lebensweiſe des Seefahrers ſie häufi
Die Matroſen alle waren ſauber gekl
Lokal reinlich; die wettergebräunten G
hen ruhig vor ſich hin, während ſie
auf die Hand geſtützt, die Cigarre zu
Lippen, ihre Lieder ſangen, ob ſich, e
Freude, weiß ich nicht zu ſagen. A
etwas Rührendes in dieſer Ruhe und
von Reſignation in dem Klang der S
mich zu den Leuten hinzog, und ſie m
det erſcheinen ließ, ſo daß es mir lei
ich mir im Hinausgehen ſagen mußte
vielleicht Keinem von ihnen jemals m
ben begegnen, wenn ich nun bald die
laſſen haben werde.

Freuden gedenkt, iſt die große Treppe, der Corſo, der Rialto der Inſel, auf der ſich ein Theil des Lebens koncentrirt, und auf der man die ſchönſten Studien über die Gewerbthätigkeit der Einwohner zu machen vermag. Vier, fünf Mal täglich ſteigt man ſie auf und ab, und gewinnt dabei die nöthige Bewegung, welche ſonſt auf dem kleinen Raume nicht leicht zu erlangen wäre. Die Helgolander Promenaden beſtehen aus drei längeren Wegen. Sie heißen die Kartoffelallee — der Weg zwiſchen den zwei Kartoffelfeldern des Oberlandes — die Bindfadenallee — das iſt der Seilerplatz im Unterlande — und endlich die Läſterallee — ſo nennen die Fremden mit Selbſtironie den Landungsort der Böte des Dampfſchiffes — wo die Badegäſte ſich verſammeln, ſich an dem Anblick der jämmerlichen, ſeekrank ankommenden Fremden zu beluſtigen. Der längſte dieſer Wege, die Kartoffelallee, mag eine halbe Stunde lang ſein, da ſie die Inſel in ihrer größ-

der Düne.

Die Helgolander ſind nämlich leid
Jäger und die Tradition der Seehund
geljagden iſt zu den Badegäſten gedr
ſich bei ihnen als gefährliche Epiden
pflanzen. Jeder Fremde, der ſich hi
beſchäftigen weiß, und es unerträglich
in das Meer und den Himmel zu blic
ſich ein Gewehr über die Schulter.
wandelt ſich das trübſelige Hinſtarren
terhaltendes, ſehr ſpannendes Aufpaſſe
ſich mit einem Stock in der Hand
amüſirt ſich mit einer Flinte im Arm
er eben ſo wenig ſein Ziel zu treffe
als mit jenem. Gerade aus dieſem N
aus dieſer Jagdheiterung der Bade

man ſich wendet, ein Feuerrohr. Bald eine lange, alte Flinte, mit einem Schloß, das einen Büchſenſchmied des 17ten Jahrhunderts verräth, in der Hand eines deutſchen Schulmannes, der mit der Brille auf der Naſe, nicht einmal die Schüler der erſten Bänke unterſcheiden kann; bald eine prächtige, dem leichteſten Drucke gehorchende Büchſe, in der Hand eines nervenzitternden Lebemannes. Fernſichtig wie ich bin, möchte ich den Schützen immer auf einige hundert Schritte zurufen, ſich um Gottes Willen in Acht zu nehmen, wenn Leute vorbeigehen, denn ohne alle Frage ſind die Robben, Möven und Regenpfeifer vor dieſen Jägern ſehr viel ſicherer als wir.

Hie und dort begegnet man einer Ausnahme, einem wirklichen Jäger, der Etwas geſchoſſen hat, und vor dem man ſich nicht zu fürchten braucht. Zu dieſen gehört der hier wohnende Marinemaler Heinrich Gätke, eine Perſönlichkeit,

Er iſt der Sohn eines Bäckers in d
und alle ſeine Brüder ſind bei dem F
des Vaters geblieben. Da Heinrich
Jugend auf eine beſondere Neigung zum
verrieth, und durchaus nicht bei dem
bleiben wollte, ſuchte man ein anderes
für ihn, und entſchloß ſich, ihn in B
einem Farbenhändler in die Lehre zu geb
dort aus machte er es möglich, die Ak
beſuchen, und begann, während dieſes
unterrichtes, ohne alle Anleitung in D
len. Ein Bild, das er nach zweijährig
gen zur Kunſtausſtellung gab, fand a
facher Anerkennung auch einen Käufer,
Hinweis auf dieſen kleinen Erwerb ſ
väterliche Zuſtimmung zu der Beruf

Um Studien zu machen, ging er nach Helgoland, wo er ſich in eine Halbländerin verliebte, ſie heirathete und ſich in Helgoland niederließ. Halbländer nennen die Inſulaner Jeden, der von einem Eingebornen und einem Fremden abſtammt. Frau Gätke iſt die Tochter einer Helgolanderin und eines engliſchen Offiziers, und hat ihre Erziehung theils in England, theils auf dem Continente genoſſen. Eine lieblichere, anmuthigere Erſcheinung als ſie, findet man ſelten.

Anfangs mochte das Studium des Meeres Gätke in Helgoland feſſeln, dann kamen die Sorgen für eine wachſende Familie, und manche andere Rückſichten dazu, ihm das Fortgehen zu erſchweren, genug es ſind nun zehn Jahre, daß er die Inſel nicht verlaſſen, daß er kein Kornfeld, keinen Wald und kein Pferd geſehen hat.

Autodidakt auch in der Wiſſenſchaft wie in der Kunſt, hat er ſich eine Maſſe von Kenntniſſen und eine geiſtige Freiheit erworben, die um

oder Folge der Einſicht in die Mängel
triebenen Civiliſation. Daraus iſt in
gewiſſe Wildheit entſtanden, die überall z
hülfe greift, und das Fauſtrecht über d
die natürliche Billigkeit über das juridi
ſtellt; ſo daß er in betreffenden Fällen
derlichen Thaten geführt wird, welche
Benevenuto Cellini erinnern.

Anderer Seits aber hat ſeine ſtreb
tur ihn nicht nur vor Abſtumpfung bew
dern ihn veranlaßt, das ihm Nächſtlie
beobachten und daraus zu lernen. Ei
Jagdfreund, hat er die Vögel zu ſeinem
gemacht und ſich, wie man mir ſagt, b
ornithologiſche Kenntniſſe erworben. E
vermittelte unſere Bekanntſchaft, wir h

ſucht, das um ſeiner Sonderartigkeit willen auch eine beſondere Beſchreibung verdient.

In einer der ſchmalſten Straßen Helgolands, in der wir, wie die Zugvögel, immer nur Einer hinter dem Andern gehen konnten, liegt ein ganz niedriges, einſtöckiges Gebäude, das, nach Art unſerer Bauernhäuſer, zwei Fenſter von beiden Seiten der kleinen Thüre hat. Ein, nach Helgolander Begriffen prächtiger Garten umgiebt dies Haus. Aber die beiden Bäume dieſes Gartens, die ſchönſten der Inſel, ſtanden in dieſem Sommer blätterlos. Ein ſcharfer Nordoſtwind hatte ſie nach dem Entfalten gepackt und mit ſeinem ſalzigen Hauche ſo gedörrt, daß ſie am Morgen alle herbſtlich welk am Boden lagen. Ein paar kleine Sträuche, einige Zeitloſen, einzelne duftende Erbſenblüthen und andere kleine Blumen waren verſchont geblieben. Sie erſchienen hier herrlicher, als die ſchönſte Centifolie in ſüdlicher Natur. Alle dieſe Blumen und ein Feld

dieſe Gemüſe gedeihen nicht auf jedem Pu
Oberlandes. Alle übrigen Lebensbedürfn
treide, Fleiſch, Holz, Torf und ſelbſt
zur Erhaltung der zahlreichen Schafe
einzigen Kuh, welche dem Gouverneu
muß vom Continente gebracht und die hoh
hinaufgetragen werden, da man mechani
richtungen für dieſen Zweck noch nicht ke

Aus dem kleinen Gärtchen vor den
ſchen Hauſe traten wir in den Flur, dan
ken Hand in das Attelier des Malers,
gleich ſein Studirzimmer und das Wo
der Familie iſt. Die beiden Fenſter de
wand waren verhängt, um das richtige
die Bilder zu ſchaffen, an dem frei
Seitenfenſter ſtand die Staffelei. Gätk

Eine große, ſehr kräftige Geſtalt, ein faſt in ſüdlichen Formen ſtark ausgeprägtes Geſicht, ſchwarze Augen, ein ſtarker ſchwarzer Bart, ein langes Haupthaar, ſo trat er vor uns hin, und erſchien noch größer in dem kaum acht Fuß hohen Stübchen, deſſen Balken er offenbar mit der Hand erreichen konnte. Er trug eine blaue Leinwandblouſe. Ein Paar blühend ſchöne Knaben, die in dem Zimmer an der Erde ſpielten, waren angethan wie er.

Helles Sonnenlicht beleuchtete das Gemälde auf der Staffelei. Es ſtellte eine der hervorſpringenden Felſenkanten der Inſel dar. An dem wunderbar gewölbten Bogen des rothen Geſteins, das mit ſeinen verſchiedenen Lagen einem aus Quadern geſchichteten Bauwerke gleicht, bricht ſich die ganze Gewalt der mächtig anſtürmenden Brandung, daß das grünlich-graue Waſſer wild aufſpritzt, dem Widerſtande trotzend, in zornigen hoch ſchäumenden Wogen. Schweres bleifarbe-

aufglänzen bald in silbernem Weiß, bald
lichem Gold, obschon man es fühlt, daß
nordischen Natur die Sonne mehr le
wärmt. Unten am Fuße des Felsens,
fallenem, bräunlichem Geröll sitzt ein Fl
Wasservögel, die Federn genäßt vom
Regen, die Flügel ermattet vom Kan
den Sturm. Ihr sicheres Rasten zeig
Einsamkeit an, deren sie hier gewiß sin

Daneben befand sich eine kleinere Co
ein mastloses Wrak, vom Sturme an
getrieben; eben noch die Welt so vieler
jetzt bereits das Spiel der Elemente.
richtiger Blick für die Natur und die
signation des Menschen vor ihrer Allm
dem Wohlgefallen an ihrer Wildheit

Ein Sopha zwiſchen den beiden verhängten Fenſtern, ein Tiſch mit ſchlichter Decke davor, ein Paar kleine Eckſchränke und einige Stühle machten das ganze Ameublement des Zimmers aus. Dagegen befand ſich, in den verhängten Fenſterniſchen aufgeſchichtet, eine ausgewählte kleine Bibliothek. Neben einigen ornithologiſchen Werken ſtanden die deutſchen Klaſſiker, Shakeſpeare und Byron in der Urſprache, griechiſche und lateiniſche Autoren in deutſcher Ueberſetzung, und eine Anzahl der neuen Lyriker unſeres Vaterlandes.

Die Wände waren mit Glaskaſten bedeckt, welche ausgeſtopfte Vögel enthielten. Gätke ſelbſt hat dieſe Alle hier auf ihren Wanderungen geſchoſſen und ſich geübt, ſie auszuſtopfen, was er jetzt mit höchſter Vollendung zu Stande bringt. Ein Kabinet, welches an dieſes Zimmer ſtößt, iſt ſein Laboratorium. Der Thüre gegenüber prangte eine weiße, große Schneeeule, die klug, als ob ſie lebte, nieder ſah. Hunderte von grö-

ren vorhanden. [illegible] und [illegible]
Vögel, Bewohner des Kaps, der heiß
und der Pole fanden ſich hier vereint,
das Skalpel des Anatomen neben P
Palette, die Blüthe der Literatur
Flinte des Jägers und dem Theerhut
fers befand.

Es lag etwas höchſt Anziehendes
Daſein. Die Entwicklung großer Kr
gen Verhältniſſen, die Möglichkeit ge
bens aus dem eigenen Innen heraus,
ablåſſige Anregung von Außen, erſchie
ihrer ganzen Bedeutung. Man muß
willkürlich fragen, ob dieſes Sichſelb
nicht viel fruchtbarer für die eigentli
tung der Menſchenkräfte ſei, als unſ
weiſe, die uns täglich Neues zuführt,

wir doch unſere Kraft erſchöpfen, in dem vergeblichen Beſtreben, es uns in ſeiner Fülle anzueignen. Der Menſch iſt allerdings nicht für die Einſamkeit, aber noch viel weniger für den Theetiſch geſchaffen und für das Geſellſchaftsweſen, wie es ſich in der großen Welt ausgebildet hat. Eine geſunde Natur wird auch länger ohne Nachtheil die Einſamkeit ertragen, als die Hohlheit unſeres Verkehrs, in dem die beſten menſchlichen Eigenſchaften brach liegen, und nur der Schein kultivirt wird. Dazu kommt noch, daß man in Helgoland nur den Winter auf ſich angewieſen iſt, während der Sommer in den zahlreichen Fremden dem Geiſte vielfache Hülfsquellen eröffnet; und ſo wenig ich im Sommer hier zu leben wünſchte, ſo angenehm kann ich es mir denken, den Winter einmal hier zuzubringen, ſich in ſtiller Ruhe auf ſich ſelbſt zu beſinnen, und einſam zu überlegen, was man innerlich gewonnen habe im Verkehr mit Welt und Menſchen.

und ſeinen Beſitz berechnet, um ſich
Bild ſeiner Lage zu erhalten, ſo müß
ters die Menſchen meiden, um mit ſi
ſein, und ſich Rechenſchaft zu geben
was man iſt und kann, von dem,
in ſich ſelbſt als Eigenthum beſitzt.
wäre Helgoland ein Ort, wie kein
finden ſein möchte.

13.

Den 14. September.

Eine Vorleſung über das Licht, welche unſer Freund, Profeſſor Ludwig Moſer aus Königsberg, einmal drucken ließ, ſtimmt mit meiner Behauptung über das Akklimatiſiren ganz zuſammen. Er ſagt im Anfange: »Wir empfinden nicht den abſoluten Grad der Einwirkung, welche die Außenwelt auf uns übt, ſondern nur den relativen, und zwar wird der jedesmalige Sinneseindruck nach gleichzeitigen oder vorhergehenden derſelben Art beurtheilt. Auf uns macht des

der Gegenſtände, ja ihre Farbe, ſind
beträchtlichen Grade dieſem Geſetze ur
Es iſt, wie man bei einiger Ueberlegu
ein ſchönes Geſetz, darauf berechnet, un
Welt zu verſöhnen, in die wir jedes
ſetzt ſind.«

Daran habe ich in den letzten A
gedacht und mich über die Ungleichhei
ſchauungsweiſe getröſtet, die Du in mei
und meinen ſpätern Briefen finden n
arm, ſo traurig mir Helgoland erſchie
bin ich überzeugt, daß ich bei unſer
nicht am Ende deſſen ſein werde, wo
ſehen und woraus Belehrung zu ziel
daß ich es ungern verlaſſen werde.

wunden habe, und alltäglich mit den andern Badegäſten zur Düne hinüberfahre, habe ich das Gefühl beengender Weltabgeſchiedenheit verloren, und Helgoland erſcheint mir ſchön in ſeiner Iſolirung. Die bleiche Düne kann oft, wenn die Sonne ſie warm beleuchtet, und das Meer zwiſchen der Düne und dem rothen Felſen in einem tiefen, ſüdlichen Blau erſcheint, ſo prächtig ſein, daß man ſie gar nicht verlaſſen mag. Vor Allem iſt es dann ſchön, auf der Südſpitze zu liegen, zu der die golddurchfunkelten grünen Wogen ſo majeſtätiſch breit heranziehen, und von beiden Seiten ſich aufbäumend, niederſteigen auf die Inſel, daß nur der kleine Fleck, auf dem man eben ſitzt, verſchont bleibt von dem ſich langſam über die Kieſel verbreitenden Waſſer. Die Gefahr des Naßwerdens, welche jede Welle mit ſich bringt, hat noch einen beſondern Reiz. Man genießt durch ſie die ſpannende Erregung eines ſchuldloſen Hazardſpiels hier in freier Luft viel leichter und ge-

Aber abgeſehen von dem Reiz des He
der Naturlebens, hat die ſtaatliche Einr
der Inſel auch ihr Eigenthümliches. Die
lander ſind Frieſen, und die altfrieſiſche S
ſoll ſich unter ihnen am reinſten erhalten
wie auch ihr Landrecht noch das alte frieſi
Das Geſetzbuch hat nur zehn bis funfzel
ſetze, nach welchen Recht geſprochen wird.
land, ſeit achtzehnhundertvierzehn im Beſi
Inſel, die für daſſelbe als Poſitionsplatz
iſt, erhält einen Gouverneur auf Helgolant
jedoch in den Helgolander Geſetzen eine
rung einzuführen, oder irgend welche A
von den Inſulanern zu fordern. Dagege
den die nöthigen Gelder zur Erhaltung de
ßen Treppe, des Leuchtthurmes und der
bauten aus England geſendet, und das

jener vortheilbringenden Großmuth, die es überall mit gutem Erfolg und gutem Anſchein in Ausübung zu bringen verſteht.

Unter der Oberleitung des engliſchen Gouverneurs, der ein Offizier höhern Ranges iſt, werden die Verwaltungs- und Rechtsangelegenheiten Helgolands von ſechs Rathsherren, acht Quartiersleuten und ſechszehn Aelteſten beſorgt. Die Würde der Rathsherren und Quartiersleute iſt eine lebenslängliche, die Aelteſten werden auf ſechs Jahre gewählt. Einer der Quartiersleute ſagte uns, daß es höchſt wenig Proceſſe gäbe, daß Diebſtahl faſt nie vorkäme. Weder Schränke noch Häuſer werden verſchloſſen, und jede Hauswirthin verſichert, man könne Geld und Geldeswerth ruhig in den offenen Zimmern liegen laſſen. Und doch muß die Noth hier groß ſein, da, wie geſagt, die Inſel Nichts erzeugt, jeder Lebensbedarf vom Feſtlande gebracht und die Vorräthe für den Winter im Herbſte beſchafft werden müſſen,

Intereſſant war mir das Bruchſtü
alten Helgolander Geſetzgebung aus der
eintauſend ſechs hundert und ſechs, die
Wiebels Unterſuchungen über die Inſel H
fand. Dieſe Geſetze, offenbar, wie Wi
merkt, für eine kleine Gemeine berechnet,
von dem ſtarren Selbſterhaltungstriebe d
golander, ſobald es galt, fremden Volks
irgend einen Antheil oder Vortheil von
gewähren, was jene als ihr Eigenthum
teten; während unter den Inſulanern ſe
faſt kommuniſtiſche Einrichtung beſtanden ha

Es heißt nach dem Wiebel'ſchen B
dritten Artikel, der den Fremden die
verbietet: »Da wir doch nichts Andres h
die Fiſcherei, und wenn uns dieſe alſo
würde, ſo iſt es um uns geſchehen

Dann Fünftens: »iſt noch von Alters her gehalten worden, wenn ein Schiff ſcheiterte oder Schaden erlitt, daß dasjenige, ſo daran verdienet worden iſt, die ganze Gemeinde erhielte, der Arme davon ſo viel bekomme als der Reiche; ſolches wollen wir auch fernerhin und alle Wege ſo halten und bleiben laſſen, und den armen Wittwen das Brot nicht aus dem Munde reißen und nehmen, welches unſere Vorfahren ihnen gegönnt haben. —

»Zum Sechsten ſoll Niemand mehr von dem haben, das beim Schiffen verdient worden iſt, ſei es bei Tag oder Nacht, als zwei Theile, das dritte Theil gehört aber der Gemeinde.

»Zum Siebenten iſt auch von Alters gebräuchlich geweſen: die Rochen und andre Fiſche, ſo hier im Lande zum Verkaufe kommen, und woran ein Schilling zu gewinnen iſt, davon ſollen die armen Wittwen ſo viel haben, als die Allerreichſten. Solches iſt bisher geſchehen, und wollen

er wolle.«

Zum Neunten, »so soll sich nicht ver
wer da will, als nur, wenn ein Man
der drei oder vier Söhne hätte, und w
Jeder ein Antheil haben. Das ist nicht
hen und kann auch nicht geschehen. E
wenn Wittwen Leute miethen wollen, so
fremder Mann helfen, der hier nicht woh
dern sie sollen von unserm eigenen L
miethen.«

Die Einwohner sind denn auch he
Fischer, Schiffer und Schiffsbesitzer, wel
tere außer dem Transport der Waaren au
ständigen Handel treiben. Daneben abe
sie noch alle Handwerke und Gewerb
Schiffszimmermann ist ein sehr guter C
der eine alte Lootse sitzer einer Leihbi

13.

Den 14. September.

Eine Vorleſung über das Licht, welche unſer Freund, Profeſſor Ludwig Moſer aus Königsberg, einmal drucken ließ, ſtimmt mit meiner Behauptung über das Akklimatiſiren ganz zuſammen. Er ſagt im Anfange: »Wir empfinden nicht den abſoluten Grad der Einwirkung, welche die Außenwelt auf uns übt, ſondern nur den relativen, und zwar wird der jedesmalige Sinneseindruck nach gleichzeitigen oder vorhergehenden derſelben Art beurtheilt. Auf uns macht des

der großen Maſſe zu verdammen, ebe
habe ich ſpäter in der Erinnerung das
das Ringen nach Vervollkommnung a
ehren gelernt, das offenbar in ihnen
war.

Aber ich komme zu weit von mein
landern ab. Die reichen Männer g
ſtädtiſch gekleidet, ihre Söhne bringe
bis zu der Eleganz der Hanſeſtädte.
tenden Klaſſen tragen Matroſen- und
der, große Thranſtiefeln, die bis zum
aufgezogen werden, den Wachstuchhut
mannskaputze und die Jacke von bla
Wer nicht »auf See iſt«, ſteht auf den
guckt in's Weite, oder geht zum alten L
auf dem Oberlande und ſieht, ob Schiffe i

an fin verl tnißm mehr müſſi

die ſehr thätig' ſind, und ſelbſt die ſchwerſten Arbeiten, wie das Heraufſtragen von Torf und Ziegelſteinen nach dem Oberlande, faſt ausſchließlich verrichten. Man ſieht ſie mit dem Salzen und Dörren der Fiſche, mit Spinnen von grober Wolle und andern Hausarbeiten unausgeſetzt beſchäftigt. Sie haben noch, bis auf einige Töchter der Reichen, ihre Nationaltracht bewahrt; einen feuerfarbenen Tuchrock mit grünlich-gelbem, handbreitem Streifen am Rande, Jacke und Schürze von ſchwarzem Wollenzeug oder buntem Kattun, aber Beides immer gleichfarbig, und einen ſchwarzen, eng anliegenden Hut von Pappe, mit Zeug überzogen, von dem ein langes, viereckiges Stück dem Nacken herabfällt. Bei alten Frauen findet man bisweilen noch eine ſteife, gefältelte oder eine flach anliegende Haube, welche beide an altholländiſche Vorbilder erinnern.

Neulich gingen wir Abends in das »grüne Waſſer«, das Tanzhaus der niedern Klaſſe, wo

Heigoland ist wie ein [illegible]
nur ein fremdes Element, seine rechte
ist das Meer, und daher nennt er denn
Ort, an dem er sich vergnügen will, n
Lieblingselemente »das grüne Wasser«.
der Name an das Meer, so erinnert t
in welchem getanzt wird, vollkomme
Zwischendeck. Kurze Pfeiler, welche
Theil des Gemaches von dem eigentli
saal trennen, erhöhen die Täuschung.

Auf einer Kanzel machte der Be
schmales, bleiches Männchen, den Mi
einen Baß spielend, welcher von ein
und von einer Flöte begleitet ward. I
Instrumente wüthete aus einem and
jedes hatte ein besonderes Zischen, Pfeife
ren, Dröhnen, das als unfreiwilliges

ſo grauſig als das Heulen einer Windsbraut in wilder Novembernacht. Dazu ſtampften die Burſchen den Boden mit erſchütternder Gewalt, und eine dicke Luftſchicht, mit Tabacksdämpfen beſchwert, lagerte ſich über den Tanzenden.

Wie neidenswerth erſchienen mir die Italiener neben dieſen Nordländern! Wie glücklich ſind ſie, daß ihr Land ſo warm, ihr Sinn und ſie ſelbſt ſo ſchön ſind. Wie prächtig iſt ein Volk in ſeiner Urſprünglichkeit, wie fratzenhaft in den abgelegten Lumpen einer ihm fernen Kultur! Nie habe ich das tiefer empfunden als hier, wo ich dieſe verzerrten Strauß'ſchen Walzer, dieſe angſtvoll ächzenden Polkas, in der Stickluft eines niedrigen Raumes, von dem rohen Aufjauchzen des Volkes, von dem abſichtlichen ſchweren Stampfen ihrer Füße begleiten hörte. Wie edel erſcheinen dagegen die Männer und Frauen von Iſchia, von Italien überhaupt, die leicht bekleidet, nackten Fußes, in reiner Luft die ſchönen

ten [illegible] ereesſand ihrer glückſeligen Ufer [illegible]

Wir fragten, ob die Helgolander ke
nen Tanz hätten? —

»Ja! engliſch Real, und wenn [illegible]
Thaler zahlen, wird Real getanzt.«

Wir zeigten uns nicht neugierig,
einiger Zeit fing der Gefragte eine U
mit uns an. Es war ein großer,
Burſche von zwanzig Jahren. Unter ſei
Matroſenmütze mit roth- und weiß-karri
an der zwei ſchwarze Taffetbänder flat
ein kugelrundes Geſicht mit kleinen, v
dern halb verſteckten, blauen Augen he
Friesjacke war weit zurückgeſchlagen,
ſteckten in den Taſchen der weißen Lei
Er hatte eine Cigarre im Munde, der

»Der Real iſt ein ſchöner Tanz«, meinte er. »Es tanzen ihn ihrer vier, aber er macht ſehr müde, es iſt ein ordentlich Stück Arbeit. Er wird auch nicht mehr getanzt, er iſt gar zu ſchwer.«

»Das kann ich mir wohl denken«, ſagte Einer von uns.

»Sehen Sie«, fing der Schiffer wieder an, »es kann ihn auch ſelten Einer.«

»Das glaube ich wohl!«

»Ich kann ihn, und der da drüben, der kann ihn auch.«

»Aber Ihr tanzt ihn nicht, weil er ſo müde macht.«

»Na! das iſt das Wenigſte! nur ſehen Sie, es iſt doch eine andere Sach' — man muß einen Ordentlichen nachzutrinken haben.«

»Ja! das verſteht ſich.«

»Und dann ſehen Sie, die Frauenzimmer durſten denn doch auch.«

von dem Verlangen eines Thalers den
zu einigen Groſchen fände, beluſtigte un
daß wir ihm gar nicht zu Hülfe kommen
Er ging eine Weile fort, trat dann zu t
bier, ſprach eifrig mit ihm; wir ſahen
Erkundigungen über uns einzog, wie de
mit einer Protektormiene uns offenbar
ſtiges Zeugniß ausſtellte, worauf der E
unſere Nähe zurückkehrte. Er ſtellte ſic
ſeine geſpreizten Beine, ſteckte die Hände
die Taſchen, rollte die Cigarre in de
winkel und ſagte mit halb geöffnetem
im Tone der reinſten Objektivität: »D
Mädchen tanzt ihn gut!«

»Sie iſt auch hübſch genug!«

»Ja wohl! und die Kleine dort
auch. Die entſchließen ſich ſchon eher

Wir ſchwiegen, er rauchte ſtill, bis er ſeinen abgebrannten Cigarrenſtumpf fortwarf, ſich räuſperte und auf jede Weiſe es kenntlich zu machen verſuchte, daß er nun zu Ende geraucht habe und disponibel ſei.

Da wir gleichgültig ſitzen blieben und nicht kapitulirten, begann er abermals: »s' ſind nicht allzuviel Fremde diesmal hier. Sonſt in die Tauſende. Das machen aber die Dänen.«

»So mag's wohl ſein.«

Er räuſperte ſich noch lauter und knöpfte den unterſten Knopf der Jacke zu. »Sonſt iſt hier alle Mittwoch und Sonntag Real getanzt worden, und immer ein Thaler!«

»Das muß ſehr gut für Euch geweſen ſein!«

Der Verſucher ließ ſich nicht abſchrecken. Er wich nicht von unſerer Seite, wendete keinen Blick von uns, und faßte dann in die Taſche ſeiner Friesjacke, holte eine neue Cigarre heraus, beſah ſie von beiden Ecken, biß ſie ab, ſteckte ſie

Jemand, der ein großes Unternehme
und ſagte: »Hören Sie, die Frauenzim
ten Real tanzen. Wenn Sie was
geben und die Muſik bezahlen, könnt'
falls meinen Kameraden fragen, ob
riskiren wollte.« —

Nun war der Sieg unſer! und w
ten uns eben ſo ſehr an unſerer zähen
als an der Schlauheit unſers Gegners
ſeine Niederlage, ſein Nachgeben gan
abzulehnen, es auf die Schultern d
zimmer und des Kameraden zu wälze
war ein ſehr charakteriſtiſcher, ächt
Zug.

Wir hatten alſo unſern Willen un
Das war aber ſehr wenig. Der R

und Her, deſſen Hauptvorzug wohl das Müdemachen ſein mag. Gar kein Vergleich mit den Nationaltänzen aller ſarmatiſchen und romaniſchen Völkerſtämme, die im Tanz noch die reine Daſeinsfreude, oder das reine Liebesleben, jenes anmuthige Suchen und Meiden der Geſchlechter auszudrücken lieben.

Wir verließen die Realtänzer bei ihrer Erquickung nach dem Tanze, und gingen auf dem Oberlande umher. Es mochte etwas nach ſechs Uhr ſein, der Sonnenuntergang war ſchon geſchehen. Das ruhige Meer hatte eine kalte Silberfarbe, der Wind wehte trocken über das kurze Gras und den auf und nieder ſchwankenden Windhafer. Mitten auf dem Oberlande brannte in dem weißen Leuchtthurm die große Laterne. Badegäſte, in Mäntel und Oberröcke gehüllt, gingen, ſich gegen den Wind ſträubend, umher, während hie und da eine Helgolanderin an der Erde kniete, einzelne Kartoffeln für den Bedarf des nächſten

einige bräunlich-weiße Schafe. Ein alte
führte zwei derſelben, an Stricke gebun
und her, ein Futter bietendes Plätzchen z
In den einzelnen Häuſern glimmten Li
aus den Schornſteinen ſtieg der Rauch
ſich mit den Wolken miſchend und mit ih
ziehend über die Inſel fort, und fort in d
Der Eindruck war noch trauriger, als
erſten Morgens in Helgoland, und do
ſtigte er mich nicht mehr. Es ſchien
müſſe dieſe faſt gleichmäßige Traurigkeit
tur Entſagung lehren, als müſſe die E
ſtill werden, und Hoffen und Wünſchen u
ten verlernen; als müſſe man Ruhe
dieſer Abgeſchiedenheit.

Ruhe? — Und aus dem geünen Wa
ten die Volkas, und unten am Me

landete die däniſche Schaluppe mit den Offizieren, zum Ball im Converſationshauſe. —

Drüben aber ſchaukelt ſich, während ich dies ſchreibe, das Hamburger Dampfboot vor ſeinem Anker und bringt Paſſagiere und Zeitungen mit aus der Welt, in der man Alles findet, außer — Ruhe.

14.

Den 16. September

Ehe Helgoland noch der Zuſamm
vieler Badegäſte war, zur Zeit ſeiner U
heit, muß dieſe kahle, einſame Inſel
eigenthümlicher Aufenthalt geweſen ſein
ich es mir in dieſer Weiſe vorſtelle, e
mir als ein nicht untergeſunkenes, von
göttern auf ihren Armen emporgehalten
als ein Fabelreich des Nordens. Bei
nen Mondlicht dieſer letzten milden Nä

niederfällt, in jeder Wolke, die ihren Schleier über das Waſſer wirft, die Nebelgeſtalten des Zwiſchenreiches zwiſchen Himmel und Erde auf, an deſſen Daſein der alte freundliche Juſtinus Kerner, der ſeit einigen Tagen in Helgoland weilt, immer noch ſtandhaft glaubt, trotz aller Rationaliſten und Naturforſcher unſerer Zeit.

Wir haben neulich bei Sonnenuntergang mit Geheimrath Mitſcherlich und Andern eine Fahrt um die Inſel gemacht, die wahrhaft maleriſche Form, die wunderbare Zerklüftung der einzelnen Felsblöcke kennen zu lernen, welche ſich allmälig von der Inſel losgeriſſen haben, und nun dem Andrang des Meeres ſich wie rieſige Palliſaden entgegenzuſtemmen ſcheinen. Der Geheimrath wußte die allmälige Entſtehung dieſer Felſen, ihre Umgeſtaltung und fortdauernde Verwandlung ſo klar als Nothwendigkeit darzuthun, als hätte er bei der Schöpfung geholfen, als ſei alles Wiſſen überhaupt ganz natürlich. An mehreren Stellen

auf dem Helme, der in verſchwiegener Stille ausruhte bei einer geiſterbleichen, nebelweißen Meerfey. Als dann die Sonne ſank, die Felſen bläulicher wurden, und die Abendnebel ſich mondbeſchienen emporhoben, Luft und Waſſer mit einander verbindend, da war es, als ſchwebten weiße Schatten von Stern zu Stern, als ginge ein flüſterndes Wehen durch die Welt, als ertöne das Lied vom Leben und vom Sterben, für deſſen verklingende, unartikulirte Laute nur gar Wenige das Ohr und das Verſtändniß haben. Je dunkler es ward, je ferner wir die zerklüftete, unbewohnte Felsſeite hinter uns ließen, je mehr ſchienen die Nebel vor den Grotten, vor den Felsobelisken und vor den Felsthoren, Geſtalt zu gewinnen, und ich wußte nicht zu ſagen, ob das leiſe Schauern, welches ich empfand, von der kühlen Abendluft oder von einer warmen Einbildungskraft erzeugt ward.

Man erzählte mir, daß alljährlich dieſe Heiga-

und stolz [illegible]
tiefblau, wie ich ihn im Norden selte
habe, und die braunrothe Farbe des Ge
höhte den schönen Eindruck des hellen
lichtes in der Luft und im Wasser.
flachen Bucht stiegen wir aus, über
und bröckelndem Felsgeröll eine klei
zu erklimmen. Aus allen ihren Ec
zwitschernd und schrillend Vögel he
unsere Ankunft vom Nest emporgeschr
Während man uns auf die Wirkung
melslichtes aufmerksam machte, das
kleine Stelle von oben hereindrang,
nur immer in den dunklen Hintergru
weil mir war, als würde von dort etwa
bares erscheinen, irgend eine Druden-
nengestalt der skandinavischen Vorzeit

Auge und Seele ſich an der Unendlichkei
laſſen, die wir nicht zu faſſen vermö
nach der wir dennoch Alle ſehnſüchti
gen in der oft ſo drückenden Begrenzun
menſchlichen Anlagen. Ich habe mich hi
gefragt, ob dieſe Sehnſucht nach Une
dies in die Ferne Streben und Schn
Geiſtes, dieſer Wunſch nach Allwiſſenh
Allmacht, nicht Symptome höherer Anl
deren wir uns vorahnend bewußt werden,
wir die Kraft ſelbſt bis jetzt in Bewegung
verſtänden. Ich glaube nämlich, daß r
Menſch in ſich die menſchliche Vollendu
zeugen vermag, daß vielmehr alle Mer
alle Zeiten die Fortentwicklung des
ſchaffen helfen, und daß hier Empfa

an der Entwicklung der Menſchheit mit, aus der er ſeine Entwicklung zieht, und wenn ich traurig bin, daß ich nicht zu begreifen, nicht zu verſtehen vermag, was ich doch begreifen und verſtehen möchte, dann tröſte ich mich immer mit der hoffenden Frage: »ob es denn aber die nächſten Menſchengeſchlechter nicht wiſſen und können werden.« Wer nicht an die perſönliche Unſterblichkeit glaubt, verlangt an die Fortentwicklung der Menſchheit, an die fortzeugende Kraft ihres Strebens und Wirkens zu glauben. Und dieſe iſt auch vorhanden, denn es wäre gegen die Weisheit und Gerechtigkeit der Weltorganiſation, fehlte dieſem Drange nach Fortdauer, der ſich geiſtiger oder roher in allen Menſchen offenbart, das entſprechende Genügen.

Es iſt ſchon Nacht. Das Meer brauſt wild und ſpritzt ſeine weißen Wellen thurmhoch empor. So weit das Auge reicht, der wildeſte Kampf im Waſſer, während ein plötzlich entſtandener Nord-

bei uns gleiche Urſachen, wenn auch hoffentlich nie gleiche ſo doch ähnliche Folgen hervorrufen, daß Kampf und Sieg Opfer erheiſchen. Da iſt doch jede junge Frau, die mit dem Blick auf ihre Mutter und Großmutter in ihr Wochenbette geht, muthiger und verſtändiger als dieſe Männer. Es kann ihr eben das Leben koſten, das Kind kann auch todt zur Welt kommen, kann ſterben, nachdem ſie all die Schmerzen erduldet hat; dennoch aber verzagt ſie nicht, dennoch glaubt und hofft ſie; denn überſteht ſie es, ſo iſt ein neues Leben geboren und es haben es ja Andere vor ihr überſtanden. Es liegt etwas ſo Kleinliches in dem muthloſen Verzagen dieſer Freunde der Ordnung, daß man ſich ihrer ſchämt, wenn man glaubensſtark auf den Sieg des Nothwendigen rechnet, das geſchehen muß und das dann eben auch das Rechte iſt. Und obenein behaupten gerade dieſelben Leute, vorzugsweiſe den Glauben an Gott und göttliche Weltregierung zu haben!

allen Plätzen, an der Hauptwache, vor
mer, an der Paulskirche lagen bivouaki
daten um große Feuer, ſingend und t
ration verzehrend. Göthe's Statue iſ
Holzbaracken umgeben, welche für die
berger Cavallerie aufgeſchlagen ſind.
Herr« ſieht göttlich ruhig und ernſt dar
er weiß, daß dieſe Ereigniſſe vorüber
daß er beſtehen wird, daß ihm kein
keine Zeit den Lorbeerkranz entreißen k
in ſeiner Rechten hält.

Auch an Göthe's Vaterhaus ging
Mondſchein vorüber, es iſt für die da
ein ſchönes, ſtattliches Gebäude, deren
überhaupt viele zählt aus jenen Ta
eigentliche mittelaltrige Frankfurt iſt

beſchränkte finſtere Bauart der deutſchen Vorzeit in mir zu vermindern. Es iſt für mich weder Poeſie noch Schönheit in den engen winkligen Städten, in denen man nicht Luft, nicht Licht hat und wo Peſt und Epidemien allein gedeihen, während die Menſchen umkommen müſſen. Die Vorliebe für dieſe mittelaltrige Bauart ſtammt auch wohl aus der gemachten Empfindung jener Zeit, in der Gentz einſt ſchreiben konnte: »unter Ekel verſtehe ich allerlei ſchönen Ekel.«

16.

Den 13. J

Wir waren in der Paulskirche. bäude iſt gar nicht kirchlich, ſondern für eine Nationalverſammlung errich ſchöne ſtattliche Rotunde, mit einem v getragenen Chor, dem eine Eſtrade ar Säulen entſpricht. An der Stelle und des Altares iſt die Präſidententril richtet. Mir fielen immerfort Hern geſcholtene Worte ein: »reißt die Kre

thümlichen Zweckes geſchehen, und die deutſchen Fahnen flattern, wo ſonſt das Bild des Gekreuzigten hing.

Die Herren v. Gagern, Simſon und Rieſſer waren auf ihren Plätzen; da ich Simſon und Rieſſer kannte, hatte ich volle Muße, Gagern zu betrachten. Er iſt groß und ſtark gebaut, das Geſicht ebenfalls kräftig ausgeprägt und ſehr charakteriſtiſch durch das ſtarke hochaufſtehende Haar und die ungewöhnlich buſchigen Augenbrauen. Alle Bilder von ihm ſind getroffen. Seine Haltung, ſein Organ, ſeine Ausdrucksweiſe tragen das Gepräge eines männlichen Weſens. Dieſer Eindruck wurde ſpäter noch erhöht, als ich ihn im Laufe des Tages ſprechen hörte. Dabei befremdete mich nur, daß auch er nicht an das Gute in den niedern Volksſchichten glaubt, vielmehr das Volk für egoiſtiſch und entſittlicht hält. Wie durfte er dann die Souverainität des Volkes erklären, oder vielmehr, wie kann man das von

ſchien er nicht zu fürchten, er läugnet
im Volke, »aber der Socialismus grei
die Idee deſſelben zeige ſich überall.
tröſtlich, denn es iſt nicht abzuſehe
die Grundſätze des wahren Sociali
das Princip der Gegenſeitigkeit, die
ſerer Zeit ein Ende finden können.

Man ſagt, Herr v. Gagern werde
tenſtelle niederlegen und Simſon ſtatt
werden. Formenſicher und von geiſtr
blick, wie Simſon es iſt, muß er ein
ter Präſident ſein, und dies um ſo
im Ganzen keine enthuſiaſtiſche N
alſo von dem Parteikampfe wenige
den dürfte, als der heftigere Gage
manchmal ſeine Klingel mit ſolche

wie ein Wurfgeſchoß unter die tobende Verſammlung ſchleudern. Als er dann abtrat und Simſon für ihn präſidirte, fühlte man den Unterſchied in dem Weſen der beiden Männer, ſelbſt an dem Ton ihrer Stimme. Simſon's Organ, ſeine Ausdrucksweiſe ſind prächtig. Er dringt mit ſeinem feſten, klaren Ton durch den lauteſten Lärm, und beherrſcht dieſen ſchon vermöge ſeiner Ruhe. Gagern kämpft im Geiſte mit, auch wenn er präſidirt, er ſteht immer zwiſchen den Parteien, zwiſchen Freund und Feind im Handgemenge, und kann eben darum leicht verwundet werden und verletzen. Er iſt wie ein Ajax, Simſon wie Ulyſſes, oder vielmehr wie ein Feldherr der Jetztzeit, der ſich ſelbſt mit weiſem Vorbedachte fern hält von den Kämpfenden, und in unnahbarer Stellung das Schlachtenſchickſal, das er lenken ſoll, überblickt.

Doctor Rieſſer ſah auf der Tribüne ganz ſo behaglich aus als im Alltagsleben, wenn er das

Zuge ſeines Geſichtes. Es mag a
digendes Gefühl für den wackern,
Verfechter der Judenemancipation
daß jetzt zwei Juden als Vicepräſide
ſchen Nationalverſammlung vorſtehe

Eine der auffallendſten Erſch
Verſammlung iſt ſicher der alte J
nem langen Rock altdeutſchen An
übergeſchlagenen Hemdekragen, dem
chen auf der Glatze und dem langen
ſieht er wie ein Zauberer auf dem
oder wie Washington Irving's au
rigem Schlaf wiederkehrender Rip
Er ſprach in einer kleinen Rede gr
vor einem neuen Aufſtande aus,
dabei ſein gereinigtes Deutſch, das u

Bald darauf betrat Herr von Vincke die Tribüne. Welch eigenthümliche Erſcheinung iſt das und wie ſehr gewinnen manches große Talent, mancher bedeutende Mann, wenn man ſie nur gedruckt kennen lernt. Herrn v. Vincke's Redeweiſe iſt betäubend; er überſtürzt ſich in polternder Heftigkeit, wie eine Lawine, die, je größer ſie wird, um ſo ſchneller herabrollt. Vor Leidenſchaftlichkeit, vor Eile hat er nicht die Zeit, ſeine Stimme zu moduliren. Er ſpricht nicht, denn er beherrſcht ſeine Sprache nicht, ſondern der Zorn ſpricht aus ihm. Sein Organ iſt ein gewaltiges Inſtrument, das ſein ſtarker, ſcharfer Geiſt mit wilder, gigantiſcher Willkür gebraucht, und die Anſtrengung deſſelben ſo groß, daß das Blut ihm nach dem Kopfe ſteigt und er ganz roth wird. Was er ſagte, war brav, ſcharf und klar, die Art, mit der er es ſagte, durchaus unſchön.

Merkwürdig war es, während Herr v. Vincke ſprach, das Mienenſpiel des alten Ixſtein anzu-

ringt. Die klugen, leiſe zuſamm
gen unter dem weißen Haar, da
nichtende Lächeln ſeines Mundes
was Unheimliches. Er hielt ſi
Morgen ruhig auf ſeinem Platze
mit ſeinen Nachbarn, und gab
den Männern ſeiner Partei, welc
bühne gingen, mit einem Blick od
nicken ein Zeichen der Theilnahme.
wie Mephiſto aus, wenn er »ſeine
ſchickt, die gegebenen Befehle zu er

Auf der Miniſterbank fällt Herr
zuerſt auf, durch den Ausdruck t
Hochmuths, der ſein Aeußeres und
charakteriſirt. Ein Zug tiefer Men
ſchwebt um die feſtgeſchloſſenen ſc
und, wird er genöthigt auf eine

zu antworten, ſo wirft er die Worte mit der böſen Geringſchätzung hin, mit der harte Menſchen dem Armen eine Gabe reichen. Es iſt niedrig von Seiten des Herzens, den bittenden Armen einen Bettler zu heißen, es iſt eben ſo niedrig von Seiten des Verſtandes, in dem Volke, das ſein Recht vertritt und fordert, einen verbrecheriſchen Empörer zu ſehen. Die Worte Empörer und Empörung werden auch in ihrer jetzigen Bedeutung ganz von der Erde verſchwinden, wenn die Knechtſchaft ihr Ende erreicht. Es giebt nur eine Empörung, das iſt die Empörung gegen den heiligen Geiſt der Wahrheit, und gegen den zieht keiner der Männer zu Felde, welche man jetzt Empörer nennt, und auf die Herr von Schmerling ſo verächtlich herabſieht. Herr v. Beckerath erſchien neben ihm doppelt mild und freundlich, als er Venedey die Hand gab, der, von der Tribüne kommend, mit einem ſeiner Anträge durchgefallen war.

des Exils in Frankreich und Eng
deutſches Herz nicht geändert; er
mit gläubigem Gemüth die Ver
Freiheit hoffend, für die er geſchw
Jugend. Aber ſtatt der Friedens
Kartätſchenkugeln, und leidet n
ſchweren Enttäuſchung. Der L
Krawall, die Ermordung Lichnovs
wald's haben einen tiefen Eindr
macht, eben weil man dieſen M
einem politiſchen, zu einem vorau
peln und ihn der Oppoſition zur E
während doch Alles dagegen ſpri
die Mißgriffe beider Parteien u
ſtern: »ich habe mehr gelitten un
gen, unheilvollen Verdächtigun

in dem langen Exil!« Solche Worte ſpricht er mit einem Tone der Wahrhaftigkeit und Treuherzigkeit, daß man den ganzen Schmerz mit ihm empfindet. Unwillkürlich denkt man neben ihm an die deutſchen Meiſterſänger, denn ſeine Erſcheinung iſt eine typiſch deutſche.

Eben ſo deutſch, an Peter Viſcher's Züge erinnernd, ſieht Profeſſor Viſcher, der geniale Tübinger Aeſthetiker aus, ein offenes, lebensfriſches Geſicht auf einer kräftigen Geſtalt. Uhland ſaß neben ihm, und wir waren überraſcht, die Erſcheinung dieſes großen Dichters ſo gewöhnlich, nein eigentlich ſo ungewöhnlich unſchön zu finden. Die groben Geſichtsformen und der ganz kahle ſpitze Schädel ſtehen in ſtarkem Gegenſatze zu der Zartheit und Kraft ſeiner Werke, nur ſein hellblaues Auge leuchtet in ſchönem Licht und ſieht geiſtvoll und klar in die Welt. Eine junge Dame, welche ſich neben uns befand, und ſeit Jahren ein ſelbſtgeſchaffenes Bild des trefflichen Mannes

sou Uhland sein? Ach, der hat
gar nicht gemacht!« — Es kl
dem schönen Munde, wie die Ver
Kindes in der Fabel, daß die süße
unscheinbares, graues Federkleid u

Man zeigte uns die große Za
ragenden Persönlichkeiten, welche
durch ihre Schriften und Thaten
Wir sahen Dahlmann, Grimm un
leute, und es liegt doch etwas
in dem Schauen, das die Bibel
hen« nennt. Unsere sinnliche Nat
nach. Man empfindet das Gro
rückt, man sieht das geistig Wü
verkörpert, die Verehrung finde
mehr als einmal fiel mir heute
Heine's in den französischen Zustä

das Vaterland ſeinen großen Männern danken, ſondern für den Willen und die Aufopferung, die ſie dabei bekundet. Selbſt wenn ſie gar Nichts gewollt und gethan hätten für das Vaterland, müßte dieſes ſeine großen Männer ehren, denn ſie haben es durch ihr Daſein, durch ihre Größe verherrlicht!«

Daß Heine nur aus dem Krankenzimmer der Rue de l'oursine der Bewegung dieſer Zeit zu folgen vermag, daß Börne ſie nicht erlebte, hat mich in dieſen Tagen vielfach geſchmerzt, wenn ich in die Paulskirche trat und das jetzige Frankfurt mit jenem Frankfurt verglich, in dem ein Geiſt wie Börne Unterdrückung und Verfolgung jeder Art zu tragen hatte.

Den

Ueber unſere deutſchen Zu
traurig und beſorgt, ſeit ich
einſehe, wie viele der Depu
los ſind, wie ſie Einer den An
für wahnwitzig erklären und ei
tiſche Einſicht abſprechen. Mai
die man ſpricht, was falſch, u
führbar ſei, aber Niemand ſag
lich und ausführbar iſt, und doc

Die Auflöſung des veralteten Polizeiſtaats in die Elemente der Individualitäten kann förmlich beängſtigend werden, wenn man hier auch nicht einen Menſchen findet, der das Talent des Neugeſtaltens, das Genie des ſchöpferiſchen Organiſirens hat; wenn Niemand die Form weiß, in welche für dieſen Augenblick die flüſſig gewordenen Elemente gegoſſen werden müſſen, damit ſie ſich feſtigen, ſtatt verheerend über zu fluthen. Wenn man auch glaubt, daß die Erlöſung und Neugeſtaltung der Menſchheit in unſerer Zeit nicht mehr von Einem Menſchen vollbracht werden kann, ſondern daß Jeder ſich ſelbſt erlöſen und ſo Alle zuſammen die Freiheit ſchaffen müſſen, ſo ſehnt ſich der Menſch doch nach einem Weſen, das als großes Beiſpiel, als Flammenzeichen kräftiger That ihm in der ganzen Göttlichkeit der Menſchennatur voranleuchtet.

Um ſo zaghafter macht es aber, daß hier die Deputirten, daß die Deutſchen überhaupt, jetzt

wie Goldſand, übermüthig über
vorragenden Frakturbuchſtaben de
ſtreut wird, wenn er ſich mit unſe
mit unausführbarer Verkleinerun
Thaten, an große Namen wagt.
lich darüber zu freuen, daß Her
ultramontane Tendenzen hat, daß
Herr Rößler und hundert Ander
ſchlecht gemacht haben, daß Vie
nicht gewachſen ſind, dazu iſt ge
vorhanden. Aus einem Unglüc
machen zu ſehen, über den ma
traurig und widrig zugleich.

Fürſt Lichnovsky's Tod iſt noc
genſtand der Unterhaltung. Er n
genug, öffentlich viel mehr al

obſchon dieſer in jedem Betracht ein Ehrenmann war und eine unverſorgte Familie hinterläßt. Geſtern erzählte uns Hofrath .. noch Umſtände von Fürſt Lichnovsky's Ermordung, die es klar herausſtellen, wie dabei von einer politiſchen, vorausbedachten That, auch nicht im Entfernteſten die Rede ſein konnte, wie ſein Tod nur die Folge ſeiner eigenen Unvorſichtigkeit geweſen iſt.

Fürſt Lichnovsky hatte mit einem Prinzen von Hohenlohe und einem Grafen Bentheim zu Mittag gegeſſen, und dem Letzteren nach der Mahlzeit den Vorſchlag gemacht, ſie wollten ausreiten, um zu ſehen, ob die Kavallerie nicht käme. »Wollen ſie eine Kugel in den Leib haben?« hatte Graf Bentheim gefragt, »daß Sie, unpopulär wie Sie ſind, in dieſem Augenblick ſpazieren reiten?« — »Bah! die Kugel für mich ſoll noch gegoſſen werden,« lachte Fürſt Lichnovsky, ließ ſein Pferd bringen und ritt davon. Von dieſem Spazierritt haben ſeine politiſchen Gegner

man habe den Fürſten Lichnovsky
dem Hauſe eines ſeiner Bekann
ſtimmt eine ganze, große Partei
ſein Tod ſei die Folge einer ůl
tiſchen Abſicht. Ich möchte n
Zauberer der äußerſten Linken de
der Flucht in's offene Blachfeld, d
weit vor ihm ausdehnte, abgelen
Enge eines Gärtnerhauſes gebann
Wäre er nicht abgeſtiegen, es hätt
ger ihn, der ein friſches, ſtarkes
zuholen vermocht, und daß er abſti
das kann die Linke unmöglich verſ

Es iſt auffallend, daß des F
ſo wenig thun, die Wahrheit
Hofrath . ., der mit gewohnter R
mit der Dir bekannten ſcharfen

wieder an allen Ecken zugleich geweſen iſt, verſichert, daß alle jene Gräuel von der Verſtümmlung des Fürſten erfunden wären. Er iſt vielmehr gleich nach der That unter die Obhut eines Arztes gekommen, der ihn vor neuen Mißhandlungen geſchützt, und bis in das Hoſpital geleitet hat. Als neulich ein Deputirter über das Wirken und den Tod des Fürſten ſprach, meinte er: »er iſt todt, alſo darf man über ihn nicht mehr urtheilen!« — Dieſes ſchöne feine Empfinden kann man aber, ſcheint mir, nicht unbedenklich gelten laſſen in unſerer Zeit des Kampfes. Die Partei des Fürſten beutet ſeinen Tod ſo pathetiſch anklagend aus, daß ſeine Gegner wohl auch ſprechen und Alles thun müßten, ihre Schuldloſigkeit, des Fürſten Leichtſinn und das Zufällige dieſes Mordes deutlich herauszuſtellen.

Sieht man überhaupt, wie feſtorganiſirt, wie wohlgegliedert die ganze Taktik der Rechten iſt, ſo bekommt man Reſpekt von ihr wie vor den

niſchen Einheit zu Werke, daß
Ereigniß von ihnen unbenutzt
Zufälle, gute wie böſe, als die
die Kette eingereiht werden,
Neue um den Theil der Men
der ſich von ihnen frei zu ma
Wäre nur die Hälfte dieſer be
quenten Organiſation in den R
wie anders könnten die Sache
nicht nur an Organiſation ſche
ſondern an der einfachſten Be
hervorragendſten Perſönlichkeite
nen Fraktionen der Linken ke
wiſſen oft von einander nicht m
tungen berichten, und kommen
fälligen Verkehr nicht weſentlic
Bildungsgrad und die äußere

ſens ſo gar verſchieden ſind, was aber bei der nothwendigen Zuſammenſetzung aus allen Ständen kaum anders ſein kann. Daß in dieſer fehlenden Organiſation, in dem zerſtückten Handeln der Keim der Niederlage liegt, das ſehen Alle ein, die man darüber befragt — und doch wird es nicht anders. Gäbe es einen Menſchen, der dieſe Parteien zuſammen zu bringen und zuſammen zu halten wüßte, er würde der Retter der Demokratie werden.

Nicht einmal habe ich es in Paris im März von konſervativen Franzoſen behaupten hören, was hier täglich von den Conſervativen ausgeſprochen wird: »das Volk iſt entſittlicht und das ganze Grundprincip der Revolution von achtzehnhundert acht und vierzig iſt ſtrafbarer Egoismus.« Die Beſſeren, die Menſchlichen, fügen dann hier als begütigenden Nachſatz hinzu, »aber glauben ſie nicht, daß ich deshalb an dem Siege des Guten und Wahren verzweifle.« — Das

land ſprachen. »Ah!« rief ſie freu
»chez nous les riches ont telle
rité, que nous écraserons bien

Das iſt auch die Theorie d
das war die Theorie der erſten
niſterien nach der Revolution, je
und Fabrikanten, welche nie das
chen können, das ſie durch ihr
Zurückhalten über das Land gebra
nennen ſich Staatsmänner, pr
männer, im Gegenſatze zu dene
Idee vertreten, und nach dieſer
handeln. Und doch ſtand und ſte
weisheit nicht höher, als die A
des Fürſten Miloſch, der, bei E
Unterhaltung über die Art, wie
nen dämpfen müſſe, mit ſeiner

auf den Tiſch ſchlug, daß er das vor ihm liegende Brot zerquetſchte, und dabei ein bedeutungsvolles »So!« ſtatt aller Antwort erſchallen ließ. Sich ſelbſt verwahren heißt nicht menſchlich und gerecht ſein, und es beweiſt gar Nichts für ſie, daß dieſe Staatsmänner gegen die Regierungen kämpften, ſo lange ſie die eigene Freiheit zu erlangen wünſchten. Jetzt, da man von ihnen Freiheit für den vierten Stand fordert, ſprechen ſie ein entſchiedenes Nein und nennen ſtaatsmänniſch, was egoiſtiſch heißen ſollte.

»Allen Menſchen iſt nicht zu helfen! Um den künftigen Generationen zu helfen, muß man den Muth haben dieſe jetzige Generation des Proletariats verhungern zu laſſen! Ich will ja jedem ordentlichen Menſchen das Wahlrecht zugeſtehen, der ſich durch Bildung und Einſicht deſſen würdig zeigt, nur dieſen Bettlern, Tagelöhnern und abhängigen Bedienten nicht!« — Das ſind die erhabenen Lehrſätze der Staatsweisheit dieſer

für ſeines Lebens Unterhalt dien
viel unabhängiger iſt, als der H
welchem er bedient wird. Im G
Hausknecht, der geſunde Glieder
ſeine geringen Bedürfniſſe vielle
ſchaffen, wenn ſein Herr ihn en
Beamte ſich nähren kann, deſſen A
rer zu befriedigen ſind, und di
Wahl möchte nicht mehr durch
keit der Bedienten, als durch di
ihrer Herrn gefährdet ſcheinen.

Wie ſoll man an die Richtigk
ſätzen glauben, deren Vertreter imr
Vortheil im Auge haben, wenn ſi
Beſitzenden vertheidigen und als l
Kartätſchenkugeln brauchen? D
Übereinkunft, wo ich aber nie thei

nach den empörenden Mordthaten der letzten Zeit. Ein alter geiſtreicher Mann pflegte zu ſagen, wenn er Klagen über einzelne Todesfälle hörte: »Bei Eylau und bei Leipzig ſind Tauſende von Söhnen, Gatten und Vätern geblieben, und Deutſchland iſt nicht untergegangen, ſondern größer geworden dadurch.« — Dem Einzelnen, den dieſe Schickſalsſchläge treffen, ſind ſie hart, ja unerſetzlich; im Hinblick auf die Entwickelung der ganzen Menſchheit aber ſind ſie doch unweſentlich.

Was ſchreien denn all die Reichen jetzt ſo ängſtlich, aus Furcht vor Verarmung, als hätte es noch nie eine Zeit gegeben, in welcher der Cours der Papiere geſchwankt hätte und der Beſitz entwerthet worden wäre? als ob in den Jahren von achtzehnhundert ſechs bis fünfzehn nicht daſſelbe geſchehen wäre? Dieſe Verarmungsfurcht der Beſitzenden iſt gewiß egoiſtiſcher als das Verhalten des Proletariats, das noch nirgend ſeine oft angeklagte Habſucht bewieſen hat. Im Ge-

...sche Haus besetzt geh
hat aus der Kassenstube des K
schossen, in der geprägtes Gold
legen hat. Hunderte von Men
Thaler schon als Besitz erschei
Hause aus- und eingegangen un
nig ist entwendet worden, wie
des seligen Bundestages uns ges

Aber die Männer der Rechten
kirche behaupten dennoch, das Vol
Meuchelmord, die Nichtachtung
genthums werde immer gewöhnli
diesem Glauben wollen sie reformi
formiren gehört die volle Kraft
festeste glaubensfreudigste Zuversich
ben weder das Eine noch das A
nur grundlosen Haß und grundlos

Im Laufe des Tages erzählte man uns, es wären achtzigtauſend Mann Truppen um Wien zuſammengezogen. Es waren mehrere Ariſtokraten zugegen. Eine Dame verſicherte, daß es nur fünfzigtauſend Mann wären; man habe ihr aber geſagt, dies ſei mehr als hinreichend, um alle revolutionairen Bewegungen in Deutſchland für alle Zeit todt zu machen. Die Unterhaltung war vollkommen, wie ſie Göthe in Coblenz gehört hat, die Zuverſicht auf den dauernden Sieg der Regierungen eben ſo feſt, als die Verachtung gegen das Volk groß. Die Worte »ſouverainer Plebs« wurden mit ſpöttiſchem Lächeln von ſchönen Lippen hervorgelispelt; und wieder kam mir die haarſträubende Angſt, welche ich von Jugend auf vor dem Momente empfunden habe, wenn das Maaß voll ſein und die Stunde der Vergeltung kommen wird, die uns Alle mit verſchlingen kann. Hören, ſehen denn dieſe Unglückſeligen nicht? Haben die Kanonenſchläge der letzten Junitage in

Und wenn es nicht geſchieht, ı
feſt in ihrer alten Anſchauu
dann denke ich an die Worte ei
»wen die Götter verderben wol
ſie vorher den rechten Verſtand

18.

Den 16. October.

Wir waren den ganzen Morgen, von halb neun Uhr bis halb vier Uhr in der Paulskirche, wo die Anklage gegen Zitz, Schlöffel und Simon von Trier verhandelt wurde.

Voigt aus Gießen ſprach zuerſt, mit großer Lebhaftigkeit und hinreißender Wärme. Die Reden und Verhandlungen kennſt Du aus den Zeitungen und ſtenographiſchen Berichten; ich darf mich alſo darauf beſchränken, Dir immer nur die Perſönlichkeiten zu ſchildern.

Schrittes, mit der er durch den S
in ihm, trotz ſeiner Stärke, den r
beſteiger wiederfinden. Sein rund
durchweg ſchöne Formen, die Stirn
feſt; die Züge zwiſchen den Augen
der Naſenwurzel, die Form des
des Kinnes ſind von charaktervol
heit. Denſelben Ausdruck hat ſei
ſpricht lebhaft, aber mit vollkom
ſchung ſeiner Mittel; wenn der S
erwärmt, hat er eine fortreißende
großen Schwung. Er brauchte
Vertheidigung der Angeklagten e
mir auffiel, weil es ſo ſchlagend i
nen die Geſetze des Springbrunne
»So tief die Waſſer von der eine

Wollen Sie ſich wundern, daß man zuletzt zur Erlangung der Freiheit Dolch und Strick anwenden wird, da man von Anfang an Kartätſchen benutzte, die Freiheit zu verweigern? Die Kartätſche, welche von den Thronen herabgeſchleudert wird, ſteigt als Dolch und Strick den Thronen gegenüber empor.« Bei den Worten ſprühten ſeine dunkelſtechenden Augen wirklich Feuer, und er ging nachher mit einer ſo energiſchen Haltung von der Tribüne, daß mir jenes berühmte »j'ai dit!« — lebhaft einfiel.

Einer der Männer des rechten Centrums fragte mich heute: »nun, was ſagen Sie zu dem Stande der Sache?« — »O! die Rechte wird ſicher den Sieg davontragen!« — »Alſo doch endlich bekehrt?« — »Bekehrt? Im Gegentheil! neuen Ideen, einem neuen Glauben gegenüber iſt das Alte, das Unrecht immer in der Majorität. Im Frühjahr, wenn die erſten grünen Blätter hervorkommen, hängen noch alle Bäume voll dürrem Laub, und

das junge Grün gewinnt die Obe
im nächſten Jahre ebenfalls v
ſagte mein Gegner. — »Ja!
antwortete ich, »oder glauben S
Muth, von der Vergangenheit
zu fordern, wenn ich nicht die
als vergänglich betrachtete? I
Vergangenheit, der Sie Alle m
angehören, iſt der Glaube an
ihrer Fortdauer. Ich las neuli
Erzählung von einer alten D
vierzig Jahren mit einer Jugen
men gelebt hatte. Als die Fre
lich ſtarb, konnte die Dame den
Todes gar nicht faſſen, ſondern
die Freundin lebe, und werde ſ

Speiſen herrichten, und ſetzte ſich mit ihr zur Tafel. Wie nun die Leichenflecken und der Verweſungsgeruch erſchienen, ſchminkte und parfümirte ſie die Genoſſin ihres Lebens, und war weder durch die Bitten ihrer Hausleute noch durch die Vorſtellungen der Polizei-Behörden zu bewegen, den Leichnam in die Erde ſenken zu laſſen, deſſen Daſein geradezu den Lebenden tödtlich werden konnte. Zuletzt mußte man denn Gewalt brauchen, da man es nicht abwarten konnte, bis der Anhänglichkeitswahnſinn der guten Dame vorüber ſein würde. So geht es in dieſem Augenblicke überall den Anhängern der alten Zeit, vornehmlich aber auch bei uns. Sie merken es Alle nicht, daß die alte Zeit ſchon ein tauſend ſieben hundert und zwei und neunzig geſtorben, daß ſie längſt in Verweſung zerfallen iſt, ſondern ſchminken und parfümiren die Leiche ihres Staatsſyſtems mit Ordonnanzen und Kabinetsordres, die den Lebenden gefährlich ſind

Ende Gewalt zu brauchen und ſich

»Wie partheiiſch ſind Sie!«

des rechten Centrums. — »Un

nicht?« — »Ja! aber glauben

man dieſes Häuflein von Ideolog

auf der Linken ſitzen, eine Partei

— Dieſe bloße Frage beſtätigte

die Behauptung, wie die Regieru

Vertreter noch nicht einmal vollko

daß ſie eine ſelbſtſtändige, berechti

gegenüber haben. Sie thun noch im

eine Herrſchaft widerſpenſtige Di

wären die Völker leibeigen. Sie

daß es nur Fürſten giebt, ſo lan

welche haben wollen, und daß, n

einem kontraktlichen Verhältniſſe,

walt die Rede iſt, wohl die Mas

den Vertrag kündigen können, nicht aber umgekehrt. Das Volk kann den Fürſten verbannen, kein Fürſt aber kann ein ganzes Volk verbannen. Sobald ſich Niemand beherrſchen laſſen will, giebt es aber keine Herrſcher mehr, und man begreift nicht, daß ſie dies nicht einzuſehen vermögen.

Auch über die Verläumdungen, die unedeln Mittel, welche die Linke anwende, haben wir lange Reden gehört, und Niemand hat bedacht, daß dieſe langen Reden eben auch Verläumdungen waren. Perſonen, welche durch ihre frühern Verhältniſſe vollkommen befähigt ſein mußten, die reine, hohe Perſönlichkeit Johann Jakoby's zu kennen, thaten die abgeſchmackteſten, und in ihrem Falle, die ſträflichſten Fragen. »Ob es wahr ſei, daß Jakoby die Berliner Emeuten leite, daß er die Anarchie für nothwendig halte, ſie heraufbeſchwöre?« — Was ſoll man darauf antworten.

Heute Morgens waren wi
Paulskirche, wo Moritz Har
wohl ſagte. Er iſt ein ſo jug
Menſch, daß man ihn in dieſer bl
lieb gewinnt, in der ſo wenig
boren werden und ſo viele Jün
tig ſind. Hartmann geht mit
Julius Fröbel nach Wien. He
nahmen Abſchied von ihren

mehr. Es lag etwas in der Scene, das mich an die Apoſtelzeit erinnerte, als dieſe drei ſo fort zogen, für ihren heiligen Glauben zu kämpfen und zu leiden mit den Glaubensbrüdern.

Robert Blum iſt fraglos einer der häßlichſten Menſchen, die ich je geſehen habe Er iſt ſehr ſtark, der Kopf ſteckt tief in den Schultern, und er ſieht mit ſeinem rothbraunen, krauſen Haar, mit den kleinen, ſtechenden Augen, und den groben, runden Geſichtsformen, wie einer der Faunen oder Satyren aus, die oft auf den Rubensſchen Bacchusbildern ſich ſo widerwärtig darſtellen. Perſonen, welche ihn ſprechen gehört haben, ſagen, daß ſich ſein Geſicht dann wunderbar belebe, daß es von Geiſt leuchte, daß er wie ein Sokrateskopf ausſähe. So im Vorübergehen, wie ich ihn ſah, konnte ich das nicht finden, und mußte höchſtens zugeben, daß trotz der weichen, ſchwammigen Fleiſchmaſſe, das Geſicht Charakter habe; aber es iſt, als habe die Natur dieſen

geſtellt zu ſein.

Was ich über ſeinen Char
mich auch überraſcht. Man
dämoniſche Kraft!« Er liebe
Freiheit, als er einen tödtlichen
die Unterdrückung und die Unt
nicht der Mann der Conceſſione
die vernichtende Gradheit des
ſein Ziel ſuche, um es zu er
ſeine Reden, auch wenn er ſie
genblickes improviſire, von eine
der gefügten Logik wären, geſt
nicht ſein Freund iſt. G. erzählt
trotz ſeiner Häßlichkeit auf Fr
tenden Eindruck zu machen
Gewaltſamkeit ſeines Geiſtes.
dieſer Häßlichkeit voll bewußt

er einer Frau gefalle, mehr den Triumph ſeines Geiſtes und ſeines Willens, über die ihm von der Natur auferlegten Bedingungen ſeiner äußern Geſtalt, als er ſich der ihm zu Theil werdenden Liebe erfreue. Das hat wirklich Etwas, das unheimlich an Richard den Dritten gemahnt, wie mir denn Blum's ganze Perſönlichkeit unheimlich erſchienen iſt, dämoniſch im ſchlimmen und im guten Sinne des Wortes zugleich. Ich fragte, ob er nicht eigentlich eine unerbittliche, eine grauſame Natur ſei? — Man antwortete mir: Er könnte es werden, wie jeder Menſch, der nur ein Ziel im Auge hat, und Alles rückſichtslos niedertritt, was ihn von dieſem trennt. — Daß er ſeit Jahren mit ſeinem Haſſe gegen Unterdrückung, dem Princip der Freiheit mit großer Ausdauer und Umſicht genützt habe, das ſtellte Niemand in Abrede, und ſo wollen wir hoffen, daß ſich dies auch in Wien bewähren werde.

Fröbel's Erſcheinung bildet gerade den Gegen-

ihm für den erſten Augenblick ein e
Anſehen geben, ſind die Züge des
Ausdruck der meergrünen Augen un
Mundes, ſo auffallend ruhig und e
Maler, der ihn zum erſtenmale ſah,
ſchön nannte und ſeinen Kopf mit
kapitoliniſchen Faun verglich, mit d
That viel Aehnlichkeit hat. Seine
iſt in der Unterhaltung — denn au
habe ich ihn nicht gehört — ſehr
Organ kräftig, aber dabei auffallen
ganzes Weſen hat die ruhige Hal
ein inneres Gleichgewicht der S
äſthetiſche Bildung verleihen. Er
gegen alle Gewaltmaßregeln, ſo la
die Ausſicht habe, geſetzliche We
Einmal, als das Geſpräch es auf

brachte, that er den Ausſpruch, der mich aus ſeiner ſocialen Politik ſo unumſtößlich wahr angeſprochen: »für jede Nothwendigkeit muß es eine Möglichkeit geben!« und dabei war ſeine Stimme ſo ſanft, ſein Weſen ſo ruhig, als wiſſe er, daß das Vernünftige in dieſer von einem Vernunftgeſetz beherrſchten Welt doch nothwendig den Sieg davon tragen werde. Hier an Fröbel hat es ſich mir wieder recht beſtätigt, daß die wahre Kraft immer mild, die rechte Ueberzeugung immer ruhig iſt, und daß man Heftigkeit und Gereiztheit durchgehends als ein Zeichen innerer Haltloſigkeit anzuſprechen habe. Ich habe von Fröbel nie ein hartes Wort des Tadels, nie eine jener Verdächtigungen ſeiner Gegner gehört, mit denen dieſe ſo freigebig gegen die edelſten Charaktere der Linken umherwerfen, und das iſt wirklich wohlthuend in dieſer Zeit des Haſſes und des Kampfes. —

Als wir gegen zwölf Uhr aus der Paulskirche

die Nationalversammlung [illegible]
nicht gegen die Neuwahl der zu E
nannten Perſonen geſtimmt zu haben.
Beſprechung dieſes Gegenſtandes macht
aber los, uns ein wenig in der Stadt u

Das Wetter war trocken und friſ
zu ſein, und wir gingen zuerſt in da
Inſtitut, ein Bild von Pecht zu ſehe
die Krönung Göthe's durch Korona S
nach der erſten Aufführung ſeiner Ip
iſt ein buntes Bild, voll Portraitfig
Art der Watteau'ſchen Gemälde; oh
traitähnlichkeit würde es weniger ar
Jetzt aber geben dieſe und der Cont
dem ſtillen Damals, in dem Fürſten
ſich in einer Region friedensvoller
bewegten, neben unſerer ſturmbeweg

Der Park von Tiefurt bei Abendbeleuchtung iſt der Ort der Handlung. Der Herzog in blauer Uniform mit hohen Reiterſtiefeln, und die Herzogin Amalie in weißem, mit roſa Schleifen geziertem Reifrock, führen Göthe, ihn bei den Händen haltend, aus der Reihe einer Geſellſchaft auf einen Teppich, der über den Wieſenboden gebreitet iſt. Von der andern Seite tritt Korona Schröter hervor, in weiß gekleidet nach der Mode der Zeit, aber doch von Schleiern und derartigem Zierrath ſo loſe umwallt, daß ihre Kleidung nicht ſteif, ſondern recht idealiſch erſcheint. Sie naht ſich Göthe, mit erhobenen Armen vorſchreitend, ihm, wie eine Viktoria, den Lorbeerkranz entgegen zu bringen. Göthe, der jugendliche, nach Mai's Portrait gemalte Kopf, und auch dem Bilde der Angelika Kaufmann ähnlich, das Frau Ottilie von Göthe in Wien bewahrt, iſt ſehr gelungen. Er trägt weiße Eskarpins, eine weiße Weſte mit einer Blumenguirlande geſtickt, einen

mit Zopf und Puder prangen. Wiel
Schiller, Knebel, Merk, figuriren
Bilde, und ganz im Vordergrunde ſt
Rath« in dem farbenſtrahlenden
einer Fee aus den Contes bleus.
mußte man an Bettina's Schilderung
denken, den die Frau Rath ihr bei de
Königin von Preußen in Darmſta
Ob es gerade »dieſelbe Haub' mit
blume« geweſen iſt, weiß ich nicht, a
Frau glänzt in Schmuck und Farb
prächtige Pfauenfeder. Da man m
hat an Darſtellungen der Perſone
unſerm Geiſte bereits lebten, ſo
Voraus wiſſen, daß mir dies Bild
gemacht hat.

Vaterhauſe, das Zimmer zu beſuchen, in dem er einſt den Götz und den Werther geſchrieben hat. Das Haus hat ſchöne, breite Treppen mit eiſernen Geländern, in deren Verzierungen ſich die Göthe'ſchen Namenschiffern finden; die einzelnen Etagen ſind nicht ſehr hoch, dafür aber Alle von ziemlich gleicher Höhe. Göthe's Zimmer iſt eine Erkerſtube mit drei Fenſtern, aus denen man, wenn man ſich ſeitwärts hinausbiegt, Gärten ſieht und auch einen Blick in das Freie hat. Wer kann aber wiſſen, wie das Alles vor ſiebenzig Jahren geweſen ſein mag? Es iſt ein gutes, ſtilles Zimmer, dennoch machte mich ſeine Leere, im Gegenſatz zu der Bewohntheit des übrigen Hauſes, recht traurig. Auf dem Vorflur des erſten Stockes ſpielten Kinder mit einer Katze, der ſie einen Kreiſel entgegenſchleuderten; im zweiten Stock trug man Küchenabhub, Wäſche und Speiſevorräthe die Treppe hinunter; es war eben das Treiben des Alltagslebens in ſeiner Nothwendig-

kleines Schreibepult, ein zerbrochen
zogener Stuhl, ein Paar Tiſche an
wurden als von Göthe gebraucht bez
Sepiazeichnung, unbedeutend wie a
Zeichenverſuche, hing an dem einen
Kopie danach an dem andern. Un
Göthe'ſcher Vers, deſſen ich mich
Aber das Alles war ſo kahl, ſo au
ungeliebt, daß es mir wehe that.
man fühlen, fände man auf dem
Eltern die Grabſteine zu einem
wendet. Es ſchnürte mir das Herz
tagsleben in dieſem Hauſe, und imm
ich an Göthe's Worte: »Die Stätte,
Menſch betrat, iſt eingeweiht«, um es
zu empfinden, daß man dieſe ge

Schön, prächtig, vornehm, großartig, wie man das Patricierweſen jener Zeit oft findet in großen Fluren, einzelnen Sälen und hohen Zimmern, iſt dies Vaterhaus Göthe's nicht. Aber es iſt zweckmäßig auf das Nothwendige beſchränkt, es rahmt die Exiſtenz ein; und wer könnte ſagen, in wie weit dieſe Bauart auf das ganze Weſen Göthe's eingewirkt und ihm die Begränzung in den ſpätern Lebensepochen zum Bedürfniß gemacht haben mag.

Unſer nächſter Weg galt dem Römer. Die alten Bilder der deutſchen Kaiſer im großen Saale ſind durch neue verdrängt, von denen einzelne recht charakteriſtiſch ſind; daß ſie aber als Enſemble einen bedeutenden Eindruck machen, hindert ſchon die architektoniſche Anlage des Saales. Wie prächtig klingen die alten Beſchreibungen des Römers, wie ſtattlich wird der Marktplatz geſchildert, auf dem der Springbrunnen Wein ſprudelte, der gebratene Ochſe prangte und der Haferhaufen dem Volke Preis gegeben ward. Und

die eben nur als Hintergrund d
Theilnahme erregen, welche ſie
keiner Weiſe beanſpruchen könnt

Zuletzt denn die Judengaſſe
alle Machthabenden der Welt d
tionen dieſes Jahres in Leid u
ſenkt worden, ſo würden ſie mi
noch lange nicht die Schmerzensth
welche jenes unglückliche Volk i
riger Knechtſchaft, in ſchmachvoll
vergoſſen hat. Als wir durch di
Judengaſſe gingen, als ich in d
thurmhohen Häuſer ſah, welche
in einander geklebt ſind, wie
Bienenſtocks, und als ich mir
Börne ſeine Jugend verlebt, hi

hier hat man ſich geweigert, das Thor zu öffnen, ſelbſt bei Feuersbrünſten, ſchauderte ich vor dem unmenſchlichen Treiben der oft geprieſenen Vorzeit.

Wenn Göthe in ſeinem Fauſt den furchtbaren Fluch ausſpricht, und Stein auf Stein zertrümmert von dem Bau des menſchlichen Daſeins, wenn er der Hoffnung und dem Glauben geflucht hat, ſo endet er mit den Worten: „und Fluch vor Allem der Geduld!“ Ja! der Fluch der Menſchheit iſt jene Geduld, die ſie ausharren läßt in Leiden, welche enden, ſobald man ſie nicht mehr ertragen will. Ausharren mit freiem Geiſte unter der Wucht eines körperlichen Schmerzes, unter dem Druck unabänderlicher Verhältniſſe, darin kann Größe liegen; aber ausharren unter einer Knechtſchaft, die man als Knechtſchaft fühlt, das iſt Feigheit und Schande. Die Conſervativen ſagen, wenn ſie das Maaß ihres Zornes gegen die Partei der Bewegung erſchöpft haben,

[illegible] Literaten, welche den
angefangen haben aus jämmerli
Und Keiner dieſer Ankläger fühl
kranz er in dieſen Worten den
Ja! es waren Börne und
der Julirevolution, und ſchon f
ſchen zuriefen: »Wir ſind Kne
uns!« Es war Gabriel Rieſſe
cipation der Juden mit Wärme
Johann Jakoby und Heinrich S
achtzehnhundertvierzig ab den
preußiſche Bureaukratie unabl
zuletzt faſt Mann gegen Mann d
ſolutismus gegenüber ſtanden; u
daß es ſo war. Es iſt der ruhm
für das jüdiſche Volk, daß e
Unterdrückung nicht matt, nicht

Bewegung in Deutſchland zu treten. Das Wort des Welterlöſers iſt zur Wahrheit geworden an ſeinem Volke: »Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, iſt zum Eckſtein geworden!« Die Geduld, welche aus Feigheit und Trägheit entſpringt, mag vom Throne aus wie eine Tugend erſcheinen; ſie iſt aber ſo gewiß eine Schmach und ein Laſter, als das Irrlicht, das von fern wie eine reine Flamme leuchtet, ein Produkt ungeſunder Sumpfesdünſte iſt.

Ueberall an den Schaufenſtern der Buchhandlungen ſieht man Börne's und Göthe's Bilder nicht nur neben einander, ſondern auf demſelben Blatte gezeichnet, und das in Frankfurt, wo man einſt dem Doktor Börne eine Acceſſiſten-Stelle verweigern zu müſſen glaubte.

erst hier dazu, den Brief zu beenden
gestern Morgen Frankfurt verlass
Nachtreise zu ersparen, welche man
post machen muß, hatten wir eine
gemiethet, und haben dadurch zwa
quemlichkeit, aber wenig an Nachtr
Den ersten Abend langten wir so ti
in einem schlechten Gasthofe zu H
mußten, um die Eisenbahn in Eise
ten Zeit zu erreichen, am Morgen
aufbrechen, daß es doch um den S
geschehen war, und man nur unn
und Einpacken der Nachtsäcke zu besorg

Der Weg durch Franken, übe
und viele kleine andere Städte,
schönsten Herbstwetter sehr angenehm

Eiſenbahnen haben das Widerwärtige, daß ſie uns aus der Natur, aus dem Zuſammenhange mit dem Leben des Landmanns, in eine öde Maſchinenwirthſchaft verbannen. Sie entwurzeln uns, ſie zerſtören den Begriff des bewohnten Landes. Indem ſie uns auf ihren eiſernen Schienen fortbewegen, bekommen wir von der Welt faſt nichts Anderes zu ſehen, als brachliegendes Terrain, Eiſenbahnhöfe und Bahnwärterbuden. Die Erde erſcheint aus den Waggons nur als eine Landſtraße, als ein großer Weg, nicht als ein Wohnort. Jeder Bahnhof führt in die Ferne, Keiner ladet zum Weilen ein. Es liegt etwas Beunruhigendes, Quälendes in dieſer Art des Reiſens, und darum that uns als Gegenſatz die Fahrt auf den Chauſſeen mitten durch das Franken- und Thüringerland ſo wohl. Einmal wieder Menſchen zu ſehen, welche die Weinleſe hielten, Rüben und Kohl ernteten, Flachs brachen und für den nächſten Sommer die Aecker vorbereiteten oder

Ziegen hüteten, Gänſe weideten, i
hunde ſpielten, oder ſich auch ehrl
balgten, das war Alles eben ſo v
die großen Züge von Menſchen, i
meß gingen. Nach den uniform
cianten mit Meſſingſchilden, von t
nur wie Stückgut behandelt wer
Alles reizend und neu, und um
thend, als man in dieſen kampfdu
ten die Sehnſucht nach Ruhe, n
Leben und primitiven Zuſtänden i
hafter empfindet.

Das ganze Frankenland iſt
Frieden ſeiner ſtillen Thäler ſehr
Eiſenach kamen wir in ein Thal,
Flüßchen Vacha durchſtrömt wird,

Thal iſt weit, von mäßigen Hügeln gebildet, deren Laubwälder der Herbſt phantaſtiſch bunt gefärbt hatte. Es hatte am Nachmittage geregnet und war, bei der vorgerückten Jahreszeit, dann auch gleich kühl geworden. Um Sonnenuntergang aber, als wir durch das Thal fuhren, brach das Sonnenlicht wieder hervor und funkelte in ſcharfen Streiflichtern durch das zerriſſene Gewölk, hier die buntgefärbten Blätter glänzend zu erleuchten, dort ſich in Regenbogenfarben in den Nebeln zu ſpiegeln, die wie Schleier an den Hügeln hingen. Der Anblick war zauberhaft ſchön und das ganze Thal ſo ſtill und friedlich, daß ich das lieblichſte Bild davon in der Seele behalten habe. Mit dieſem ſtillen Bilde ſoll der letzte Brief aus Frankfurt beendet werden, der Dir ſo viel von den Kämpfen des Tages geſprochen hat; möchte auch ihr Ende, ſchön wie dieſer Sonnenuntergang, uns einen hellen Tag verkünden.

Berlin im November und Dezember 1848.

20.

Berlin, 8. November 1848.

Geſtern bin ich nach viermonatlicher Abweſenheit heimgekehrt, und habe heute ſchon einen Theil unſerer Bekannten geſehen, die Alle ſehr beſorgt ſind in der Erwärtung eines Staatsſtreiches, gleichviel ob ſie dieſen Staatsſtreich durch die Maaßloſigkeit der Nationalverſammlung für berechtigt halten, oder ihn eine Ungerechtigkeit der Regierung, einen Akt frevelhafter Willkür nennen. Daß er ein Unglück iſt für das Land, darin ſind Alle einig.

ſehen, die Erbitterung der Partei
Haß der ſtabilen Freunde der D
verbiſſenen Charakter angenom
knirſchend nur Gewaltmittel for
ſich nach einem Blutvergießen i
mann'ſchen Schreckensgeſtalten
fänden. Sie haben die letzten
Könige offenbar zu den ihren
Mehrzahl mag es ſchmerzlich b
Rechtſprechen mit Kartätſchen
beneidenswerthe Vorrecht« der
nicht Jeder von ihnen privatim
Kanonen Gebrauch machen kan
ſonen und Anſichten, welche ih
ſten zuwider ſind.

Das Miniſterium Brande
Mißtrauensvotum nach dem a

aus unverantwortlichen Miniſtern, welche die Befehle ihres Königs vollziehen, der ſie zu vertreten hat. Dies iſt unſer Conſtitutionalismus.

Was man ſo beſorgt erwartet, iſt das Einrücken der Truppen und die Auflöſung der Nationalverſammlung. Daß Beides noch nicht ausgeführt iſt, liegt wohl lediglich daran, daß die Regierung irgend einen Kravall abwarten und dieſen als Grund für das Eine oder das Andere benutzen möchte. Wüßte man beſtimmt, das Einrücken der Truppen werde Unruhen erregen, die Nationalverſammlung dagegen proteſtiren und ſich »renitent« beweiſen, ſo ließe man vielleicht die Truppen einrücken, um die renitente Nationalverſammlung mit Grund angreifen zu können. Dürfte man hoffen, die plötzliche Auflöſung der Nationalverſammlung veranlaſſe einen Aufſtand, ſo möchte man die Nationalverſammlung auflöſen, um die Truppen rechtmäßig einrücken zu laſſen. Aber man fürchtet, die Bürgerſchaft werde nicht mehr nach

Gewinn zu erwarten, wie das G

Dieſes Gouvernement kommt
treuloſer Liebhaber, der ſchlecht
zu ſein, nicht den Muth beſitzt,
zu geſtehen, ſondern ſeine Geliebt
dazu zwingen möchte, das ſcheit
Wort zuerſt auszuſprechen; und
ſo viele ſchwache Elemente im Vol
haber, wenn er nur geduldig und
iſt, ſein Ziel gar leicht erreichen

Als ich heute Johann Jako
ſtehen die Sachen in Berlin?« -
mir: »Sehr gut für die Demokr
ihn befremdet an, er fühlte das
»Das Unterthanengefühl iſt noch
len Deutſchen, Niemand kann

nutzen das Vertrauen, den Glauben des Volkes ab, ſie belehren das Volk. Das iſt mehr, als man von ihnen verlangen kann, denn ſie untergraben ſelbſt den Boden, auf dem allein ſie ſtehen können.«

In dem heißen Sommer von 1846 war der Veſuv ganz ruhig — und man zitterte vor dieſer Ruhe, denn alle Quellen in Caſtellamare, wo ich damals mich befand, begannen zu verſiegen. So ruhig wie der Veſuv in jener Zeit, ſo beängſtigend ſtill, erſcheint mir heute Berlin.

21.

Berlin,

Heute iſt die Nationalverſam
heute, am 10. November, an de
den Vorkämpfern der Freiheit, Lu
das Leben gab.

Der Ernennung des Miniſt
burg iſt die Auflöſung der Nati
durch die Gewalt der Bajonet
Es ſcheint, als hätte man in P

verſammlung gehabt hat, welche Ereigniſſe geſchehen ſind, nachdem die Worte ausgeſprochen worden waren: »Wir ſind hier durch den Willen des Volkes und werden nur der Kraft der Bajonette weichen.«

Aber die Völker haben jene Thatſache nicht vergeſſen, und die preußiſche Nationalverſammlung hat ſich würdig gezeigt ihrer Vorgänger und Vorkämpfer. Die Sympathie aller civiliſirten Völker muß ihr Lohn und ihr Bundesgenoſſe werden, wenn ſie auf dieſem Wege ruhig und feſt fortzugehen vermag, und das Volk ſtark und muthig ſeinen Vertretern zur Seite ſteht.

Seit ſechsunddreißig Stunden, ſeit der Erklärung des Grafen Brandenburg, daß der König die Kammern von Berlin nach Brandenburg verlege, hatten das Präſidium und die Büreaubeamten der Nationalverſammlung das Sitzungslokal nicht verlaſſen; die Deputirten hatten, ſich in Sectionen ablöſend, die Nacht dort zugebracht.

zulöſen, weil der Befehl dazu
ſei. Zugleich erfuhr man dur
ter, daß der König die Präſid
verſammlung, Herrn v. Unruh
mann, nicht vor ſich gelaſſen h
Herren nach Potsdam gefahren
ſem, für Preußen entſcheidenden
fährlichen Augenblicke, die Stir
als Privatmänner, vor das L
bringen.

Dem Magiſtrate war die
daß am Mittage 15000 Ma
Stadt einrücken würden; die
das Lokal der Nationalverſamml
ſtanden Gruppen von Bürger
ernſte Ruhe, eine feſte Ent

mender Art, keine lauten Aufregungen! — Man trat zuſammen, um irgend ein neues Plakat, um einen Bericht aus der Verſammlung zu hören und entfernte ſich, ſobald dies geſchehen war.

Gegen zwei Uhr gaben lebhaftere Bewegungen das Einrücken der Truppen in die Stadt kund. Um dieſe Zeit traten wir aus dem blendend hellen Sonnenlicht des klarſten Herbſttages in den Saal der Nationalverſammlung. Man rief die Deputirten mit Namen auf, es waren 252 beiſammen. Herr Bornemann führte das Präſidium.

Einzelne Deputirte, lebhaft erregt, gingen ſprechend auf und nieder; da erhob ſich Herr Bornemann und ſagte: »es ſcheint mir der Würde dieſes Augenblickes angemeſſen, daß wir in Ruhe die Rückkehr der Kommiſſion erwarten, welche hinausgegangen iſt, eine Proklamation an das Volk zu verfaſſen.«

Sogleich kehrte Alles zu den Plätzen zurück. Ein feierliches Schweigen herrſchte im Saale, als

Händen der Unterbeamten genor
in die Hände des Präſidiums z
Worten legte er es auf das Bi

Kaplan Berg weiß es von
Kirche her, wie tief man durch
Menſchen wirkt. Seine ſymb
hatte ihren Zweck erfüllt, als
der Kommiſſion hereintrat und d
die Proklamation an das Volk v
erklärte, daß ſie ſich nicht für
und ſich nur, der phyſiſchen Ueber
zurückziehen werde.

Dieſe Proklamation ward ei
nommen und von den überfüllte
zuſtimmendem Bravo und Beifall
gen. Einer der Deputirten verla

abdrucken. »Laſſen Sie unter die Proklamation drucken: »»Die Nationalverſammlung««, bat der Berichterſtatter, »das wird der würdigſte Dank für die Verfaſſer ſein.« Auch dieſer Vorſchlag ward einſtimmig angenommen, ebenſo die Aufforderung, vierzigtauſend Exemplare der Proklamation drucken und in Berlin vertheilen zu laſſen.

Nachdem dieſe Beſchlüſſe gefaßt waren, zündete man in dem Saale, über den ſchon die Schatten der Dämmerung ſich ausgebreitet hatten, die Lampen an, und die Verſammlung ging zur Tagesordnung, zur Berathung der Ablöſungsgeſetze über.

Dieſe Ruhe übte eine bannende Kraft. Ueber die kleinlichen, drückenden Frohnen der ärmſten Landbewohner beriethen hier zwei hundert zweiundfunfzig Abgeordnete des Landes, während der König Kinder dieſes Landes, Söhne dieſer Landbewohner zwang, als Feinde gegen die ſelbſt erwählten Volksvertreter anzurücken, welche die Rechte dieſer Bauern und Tagelöhner zu wahren ſtrebten.

der Bürgerwehr und ihrem Kor
ler, die ſich in einem Plakate
gen Vertheidiger der errungen
die Beſchützer der Nationalv
hatten. Man ſah durch die
bei dem letzten Schein des
ſchützenkompagnien der Bürg
umringen. Zweihundert Schr
die Truppen des General B
der Verſammlung debattirte n
ſung des Federſpulgeldes, des
des Hundebrotes, der Küche
ſpaltens und des Futters für
debattirte ſehr ruhig, denn n
dem feſten Boden des wahren

Da erſchien Herr v. Unrul

Stelle den Präſidentenſtuhl ein. Eine lautloſe Stille empfing ihn.

»Meine Herren!« ſagte er mit kräftiger Stimme, »es iſt mir von dem Commandanten der Bürgerwehr die Mittheilung zugegangen, daß Truppen eingerückt ſind und das Sitzungslokal umgeben haben. Auf die Frage des Herrn Rimpler an den Kommandanten der Truppen, General v. Wrangel, zu welchem Zwecke dieſe Truppen eingerückt wären? hat Herr v. Wrangel geantwortet, daß er zum Schutze der Nationalverſammlung gekommen ſei. Ich habe darauf, kraft meines Amtes als Präſident dieſer Verſammlung, dem Herrn Rimpler die ſchriftliche Erklärung zugehen laſſen, daß die Verſammlung ſich unter dem Schutze der Bürgerwehr vollkommen ſicher fühle und keines anderen Schutzes bedürfe. Darauf erwarte ich die Antwort.«

Bravo! erſcholl es von allen Ecken und gleich darauf gelangte der Bericht des Kommandanten

Er erhob ſich abermals: »M
ral v. Wrangel hat dem Komman
wehr, auf deſſen Anfrage, wi
verweilen denke, wo man ſeine
begehre, geantwortet: »er we
gehen, da er weder die Nationa
ihren Präſidenten anerkenne.
habe auf Befehl des Königs
aufgelöſt, ſie beſtehe rechtlich
Anweſenheit der Herren im Si
geſetzmäßig; er wolle daher ke
Austritt verwehren, aber, ſobalt
fernt habe, das Sitzungslokal
den Eintritt in daſſelbe verhin
acht und vierzehn Tage hier lieg
er und ſeine Truppen wären
ermahnt

Worte der Mißbilligung erſchollen, wurden aber von dem Ordnungsrufe übertönt, und der Präſident fuhr fort: »Die Bürgerwehr hat erklärt, obſchon des Bivouakirens ungewohnt, ſei ſie bereit, ſich daran zu gewöhnen, und werde nur mit den Deputirten zugleich ihren Poſten verlaſſen. Aber meine Herren! darauf dürfen wir es nicht ankommen laſſen. Man hat jetzt die Gewalt der Waffen gegen uns angewendet, wir ſind von einer ſtarken Militairgewalt cernirt. Ich habe gegen dieſen Akt der Gewalt Proteſt eingelegt. Wir wollen mit der Bürgerwehr gemeinſam das Lokal verlaſſen und unſere Proklamation mag für uns im Vaterlande ſprechen, das hier richten wird. Ich erkläre die Verſammlung für vertagt.«

»Bis morgen früh um neun Uhr! «rief Herr v. Berg, die Rednerbühne beſteigend. »Nur mit dieſer Bedingung nehme ich den Vorſchlag an.«

»Bis morgen früh um neun Uhr,« wiederholte

wehrt.“

Wenig Augenblicke darauf zog putirten in Mitten der Bürgerwehr ſammlungslokale zurück. Ein d fallsruf, die tiefgefühlteſten Bei ſchallten rings umher, man knüpf an die Spitzen der Bajonette, m Hüte, man drückte den Deputi ſie geleitend nach allen Stadttheil vor dem Hauſe zerſtreuten.

Jetzt iſt es fünf Uhr. Der der Bürgerwehrkompagnien, die in zurückkehren oder Patrouillen zur der Ordnung durch die Stadt ſe den Straßen. Es iſt Alles ru Wrangel mit ſeinen Truppen beh Augenblicke das Feld.

22.

Den 18. November.

Ich habe Dir nicht geſchrieben, weil mir die Seele bedrückt iſt, von den Segnungen des Friedens, den man uns bereitet. Der Belagerungszuſtand iſt erklärt, die Stadt iſt voller Soldaten und es iſt ſeitdem, als hätten ſie ein eiſernes Netz über uns ausgeſpannt, als wäre uns ſelbſt der Anblick des Himmels entzogen. Die Thore ſind offen, die Straßen ſind frei — aber man hat dennoch das Gefühl, ſich in einem Gefängniſſe zu befinden.

ten erlin verlaſſen, man packte,
ßen fuhren Droſchken voll Kaſ
ten, ganze Familien mit Weib
Thoren zu. Als es dann Nacht
Aufregung zu wachſen. Sobald
geworfen ward, ſobald ein Balke
glaubte man einen Schuß zu hö
gengeraſſel hielt man für Tromm
mir allein, ſondern Allen, die ich
iſt es ſo gegangen Das Entſet
waltthat hatte die Phantaſie er
wahrzunehmen glaubte, was de
für möglich hielt.

Am Morgen des Eilften bef
B., dem Schauſpielhauſe gegenü
putirten ſich verſammelten, der C
rt ward, und ſie ſich in g

cher Menſchenmenge begleitet. General Wrangel wagte nicht dies Gefolge zu hindern, obſchon es ungeſetzlich war nach dem Belagerungszuſtande.

Unabläſſig tönte in meinem Innern, während die Deputirten an mir vorüber wandelten, jener Geiſter-Chor des Fauſt, jenes furchtbare

»Weh! weh!
Du haſt ſie zerſtört.
Die ſchöne Welt,
Mit mächtiger Fauſt;
Sie ſtürzt, ſie zerfällt!
Ein Halbgott hat ſie zerſchlagen!
Wir tragen
Die Trümmern in's Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.«

Es war, als zögen in dieſem Augenblicke der Geiſt des Friedens, der Verſtändigung und Ausgleichung fort von Berlin, und als ſchwängen wilde Rachegeiſter die blutrothen Fackeln des Haſſes in der Luft.

ſpruch, den gepredigten gegen ihr
im März, das wird ſie und wir mit
jetzt, doch einſt zu büßen haben. Man
das die Hand des Menſchen der E
wird vom Winde verweht oder
zur Frucht. Aber die Saaten des
die Hand der Fürſten ſtreuen, ſin
Boden, aus dem ſie früh oder ſ
ßen, als ein Schlingkraut, das die
umſtrickt, entkräftet und vernichte

Die Stadtverordneten hatten
ihr Verſammlungslokal angeboten
zu klein war, mußte man das
Bürgerſchaft für ſie wählen, un
compagnien übernahmen den S
demſelben, bis zu dem Augenbli
Wrangel die Nationalverſammlun
treiben ließ Einer der Schützen

ker, welcher für mich arbeitet, ein verſtändiger, braver Mann, hat mir voller Entrüſtung mit weinenden Augen von dieſer Vertreibung erzählt. Unter den Officieren, welche zur Ausführung derſelben kommandirt waren, ſollen viele nur mit Widerſtreben, ein alter Major mit Thränen gehorſamt haben. Einem Andern, welcher willig den Dienſt verſah, einem Nachkommen des alten Blücher, hat ein alter Schützenhauptmann tadelnd zugerufen: »Herr! was möchte der alte Blücher ſagen, wenn er ſähe, daß Sie gegen die Volksvertreter, daß Preußen gegen Preußen geſchickt werden, und daß der König uns ſo für unſere Wunden von 1813 belohnt?« — »Ich bin Soldat und thue meine Pflicht,« hat der Officier geantwortet.

Pflicht und Gehorſam, das ſind die beiden Worte, hinter die ſich die Gewalt noch immer verſchanzen kann, die Gewalt, welche ſich weich und doch ſo feſt gebettet hat auf dem furchtbaren

— 1813 in Deutſchland iſ
dieſer chriſtliche Grundſatz n
Gehorſam gegen die Gewalt, r
Elend über uns bringen, w
wachſende Jugend abermals z
ſten, ſtatt zu denkenden Men
thanen der gewalthabenden
Staatsbürgern erzogen wird.

Frauen, denen ſonſt ihr
Haushalt wenig Intereſſe üb
Fragen der Zeit und der Polit
ſehen, wenn aus den öffentlic
der Münze, dem Zeughauſe
rauchende Soldaten die Köpfe
Schelmenlieder ſangen; wein
Straßen abgeſperrt wurden,

fünf bis ſechs Soldaten in die Häuſer gingen, die Waffen der Bürgerwehr abzuholen, welche man auf die Wagen lud und davon fuhr. Junge Officiere kommandirten dieſen ruhmvollen Feldzug.

Alle königlichen Gebäude ſind bis unter die Dächer voll Soldaten. In der Bank, in der Seehandlung liegen vier- bis fünfhundert Mann; auf den Hausfluren verkaufen Höckerfrauen Brot, Branntwein, Würſte und Taback. Abends lagern die Soldaten auf den Treppenſtufen, daß man faſt über ſie ſteigen muß, wenn man durch die tabackqualmenden Räume geht. Selbſt das Muſeum iſt in eine Kaſerne verwandelt, und geht man an demſelben vorüber, ſo hört man ein Geräuſch, wie von einem donnernden Waſſerfalle. Es iſt das Singen und Sprechen der Soldaten in der prachtvollen Rotunde, deren Echo den Schall vertauſendfacht. Vor der Medicei'ſchen Venus balgen ſich Soldaten, den Fuß-

Bajonette lehnen an die Minerva
der Knabe, der ſich den Dorn a
zieht, iſt von Torniſtern, Kommißbr
tronentaſchen verdeckt. So ſchild
Bekannter den Anblick.

Die Beamten, der Adel und d
ruheſüchtiger Bürger, wie Berthold
nannte, ſind wie von einem Freu
griffen Den Soldaten wird in d
und in den Kaſernen, in denen ſ
Nichts Mangel leiden, das Leben
bequem gemacht. Man liefert i
Decken, wollene Strümpfe, Suppe
Bierkaltſchaalen und Taback. Ei
mir, ein Füſelier, der in einer Ka
tiert iſt, erzählte mir, daß ein Kond

ſchickt habe. Es fehlte wirklich nur, man machte ihnen Viſiten, hielt ihnen Vorleſungen und arrangirte Feſte, damit ſie ſich in Berlin nicht etwa langweilen.

Dabei wird die Disciplin ſehr locker. Nie, ſo lange ich lebe, habe ich ſo viel betrunkene Soldaten in den Straßen geſehen als jetzt; es war etwas Unerhörtes in früherer Zeit. Auch der Ton der Officiere ſoll — nicht menſchlicher, denn das wäre ein Schönes — ſondern familiär geworden ſein den Truppen gegenüber. Man ſieht den Soldaten viel nach und ſchmeichelt ihnen, weil man ſie braucht.

Mit den Soldaten kehrt denn auch die Schönewelt zurück. Die Damen fangen wieder an mit ihren galonirten Dienern in die Boutiken zu gehen, Toilettenſtücke zu kaufen, und ſich für die Salons zu rüſten, die man während der demokratiſchen Tage geſchloſſen hatte. Man ſtickt Chemiſetts und Kragentücher mit den verſchlun-

beneidet zweifelsohne das Zebra, d
und weißen Streifen gleich von
auf die Haut bekommen hat.

Selbſt die Geheimräthe der
Miniſterien, welche ganz unſich
waren, kommen ſchon wieder u
zum Vorſchein, wie Nachtvögel
untergang. Sie ſehen aus, als
fortwährend »Heil Dir im Sieg
Sängen ſie es aber nicht gedan
den ſie wohl ſtocken vor dem f
Verſe, der alſo lautet:

»Nicht Roß noch Reiſige
Sichern die ſteile Höh,
Wo Fürſten ſtehn!«

Es giebt eine Art, alte Geb

zu Stützen verwendeten Materials, dem ohnehin ſchwankenden Hauſe leicht gefährlich werden kann, und davon machen die Fürſten jetzt vielfachen Gebrauch.

Berlin kommt mir jetzt vo
die Oſterwoche vorüber iſt, w
packt werden, und die Menſch
im Laufe des Winters gefu
lieb gewonnen haben, die A
mer näher und näher über ih
ben fühlen, ohne zu wiſſen,
Wiederſehens kommen wird.

Die Oſterwoche, die A
Freiheit, ſ nt für dieſes Ja

zu Ende zu ſein. Die meiſten Deputirten rüſten ſich zur Heimkehr, zur Abreiſe. Viele, die fern von hier wohnen und verheirathet ſind, haben Berlin ſchon verlaſſen, um die Weihnachten in ihren Familien zuzubringen, diejenigen, welche noch bleiben, ſind in ſehr verſchiedenen Stimmungen. Johann Jakoby, nach dem Du fragſt, iſt auch noch in Berlin. Er nimmt die Vorgänge ſo ruhig und gefaßt, wie er es immer iſt.

Erinnere Dich, daß er einmal T... in unſerer Gegenwart durch ein eben eingetretenes, ihm ſchmerzliches Ereigniß ganz außer ſich gebracht ſah. Damals ſagte er mit ſeiner ſanften, ruhigen Stimme: »Lieber Freund! in unſerm Alter muß man nicht mehr verzweifeln.« So verzweifelt er auch jetzt nicht.

Als er am elften November zur gewohnten Stunde zu mir kam, fragte ich: »Nun, Jakoby! hatten Sie das erwartet?« — »Erwartet nicht gerade, aber ich hatte es für möglich gehalten

vorausſagen, was geſchehen muß,
iſt unberechenbar. Für den Aug
wir in die Provinzen nach Hauſe
wahr, man wird die Mühe haben
der Arbeit von vorn zu beginnen,
doch nicht mehr ſo ſchwer als früh
iſt urbar gemacht, das iſt ſchon v
Sie glauben an den Sieg der De
»Zuverläſſiger als je. Ich ſagte
lich, daß der Abſolutismus für ſie
»Aber werden wir dieſen Sieg
Jakoby ſah mich lächelnd an. »W
ungeduldig werden? Das iſt eine
man ſich abgewöhnen muß, wenn
auf die Weltereigniſſe richtet.«
er eine Weile, und hub darauf

deſſen, was uns Wahrheit iſt. Jedes Volk macht ſeine lange Wüſtenfahrt aus dem Bereich der Sklaverei in die Segnungen des gelobten Landes. Und wenn wir Alle den Tag der Ankunft nicht erleben — was thut's? — Wir Alle haben wie Moſes das gelobte Land geſehen in geiſtigem Schauen, in feſtem Glauben; wir Alle wiſſen, daß es exiſtirt, wir wiſſen, daß man es erreichen wird, und wollen geduldig die Wüſtenfahrt mitmachen, ohne an uns ſelbſt zu denken.«

Du weißt, wie wenig wortreich er im Ganzen iſt, wie ſelten er auf ſolche Erörterungen eingeht. Um ſo tiefer erſchütterte es mich. Er hatte etwas Seheriſches in dem Augenblicke. Seine Geſtalt kam mir größer vor, ſein hellblaues Auge noch leuchtender und durchdringender als gewöhnlich, der Ausdruck von Klarheit, Milde und Güte, welcher ihm immer eigen iſt, war wo möglich noch geſteigert. Sein Glaube hatte etwas ſo Ueberzeugendes, ſo Begeiſtertes — ich finde kein

Wärme in ſeiner Stimme. A
Ausſpruch ein, den er vor Jah
mich that.

Es war die Rede davon,
ihn einen kalten Verſtandes
einen Fanatiker oder gar e
nennen, und ich ſpottete ü
ſprüche. Jakoby aber meinte,
doch Alle Recht haben. »Die
deseinſicht, welche bis zur voll
hen iſt,« ſagte er, »führt im
und Wärme mit ſich. Man
aus Reflexion. Wenn Menſche
welche ihnen in der Theorie
der Praxis keine Wärme haben,
daß ihnen die Idee doch nicht
iſt. denn wahre Ueberzeugung

auch im Handeln mit ganzer Hingebung und Selbſtverläugnung zu folgen?«

Nie, in keinem Verhältniß habe ich ihn jemals gereizt geſehen, nie ein hartes Urtheil von ihm gehört. So auch jetzt nicht. Wo Andere mit Erbitterung, mit Verachtung und Zorn tadeln, hat er nur ein lächelndes Bedauern. Er ſieht auf alle Reactionsverſuche mit der geduldigen Zuverſicht herab, mit der ein Verſtändiger das unbändige Toben eines Kindes betrachtet, von dem er weiß, daß es enden muß, wenn die Kraft dazu erſchöpft iſt. Als ihn neulich Jemand darauf aufmerkſam machte, daß er ein ſtehender Artikel in den Spalten der Kreuzzeitung ſei, daß jene Zeitung behaupte, er ſtehe in ruſſiſchem Solde, er empfange ruſſiſche Beſtechungen durch ein Königsberger Handlungshaus, und daß er ſich doch wenigſtens dagegen vertheidigen ſollte, antwortete er: »ich will dem Redakteur der Zeitung anbieten, ihm mein ruſſiſches Geld für den

der beſtverläumdete Mann des Kö
das iſt denn doch auch tröſtlich.«

Wahrſcheinlich wird auch er
Tagen abreiſen, theils um ſe
Praxis in Königsberg wieder aufz
bisher von ſeinen Freunden vertre
um dort zu wirken und zu ſchaff
ſagt, das eigentliche Feld ſeiner A
der Deputirten, die auch für Fr
waren, wollen nach Frankfurt g
den nächſten Wahlen wird es ab
man ſie hier in Berlin wiederſehe

Die Stadt iſt vollkommen ruh
hört man von Hausſuchungen na
Waffen, aber ſonſt geht nichts A
da man ſich bereits gewöhnt hat

im Theater und auf den Promenaden wirlich das Civil ganz unſichtbar machen. Da Du Berlin ſeit dem Herbſte nicht geſehen haſt, würdeſt Du es ſehr verändert finden. Der Nebel der Jahreszeit ſcheint trüber als gewöhnlich darüber ausgebreitet zu ſein, aber man muß denken, daß es nicht ewig Winter bleibt, und daß Frühling und Sonnenſchein ja wiederkehren.

Sy

K.. pflegte zu behaupten, die
veſter-Abends ſei ein kindiſche
nicht nur jene Feier, welche mit C
und Maskenzügen das glücklich
begeht, ſondern auch jene, die in
den Weg zu überſchauen und d
Vollbringen des abgelaufenen Je
denken liebt. Es gehe an jedem
ein Jahr zu Ende. Aber er hat

mung, in ſich ſelbſt einzukehren und ſeine Arbeit, ſein eigenes Werden zu betrachten, um ſich der Exiſtenz, die ſo ſchwirrend ſchnell dahinſauſt, anders als in dem flüchtigen Genuß eines Augenblickes, in einer verſchwimmenden Erinnerung oder in einem unbeſtimmten Hoffen bewußt zu werden. Nur was wir bewußt als Gelebtes in uns beſitzen, das haben wir gelebt. Darum liebe ich Gedächtnißtage jeder Art. Sie ſind Höhenpunkte, Grenzſcheiden, auf denen man anhalten und die Welt betrachten ſoll, ſo weit ſie unſerm Auge erreichbar iſt. Der Blick wird richtiger dadurch. Man ſieht den einzelnen Felsblock, der uns den Weg verſperrte, den wilden Strom, der uns ein Hinderniß ward, als Nothwendigkeiten in der Landſchaft. Die Hütte, in der wir raſteten, der Baum, den wir gepflanzt, ſie erſcheinen uns nicht mehr als weſentliche Hauptſachen, und wir ſelbſt empfinden, daß wir nicht der Mittelpunkt, ſondern ein Atom ſind in der Schöpfung.

den Strömen von Blut, deren S
aufſprießende Freiheitsſaat noch l
tilgt hat.

Wohl dem, der nicht Schuld
den dieſes Jahres, der ſich nicht ſa
ich auf die Zeichen der Zeit geachte
den fordernden Bitten des Volke
nicht zurückgewieſen, mich nicht ta
gen unabweisliche Forderungen,
Unglück verhüten, den Ausbruch
verhindern können, die zu enden,
jetzt in keines Menſchen Macht m
möchte keiner der Fürſten, keiner
und Staatsmänner ſein in dieſer E
ſich einbildeten, das Rad der Zei
können mit ihrem Arme, mit der

ſeit langer Zeit vorausſehen, wenn er überhaupt nur ſehen wollte.

Es ſind nun fünf Jahre her, da ſchrieb ich in einer Novelle: »Weil man zu engherzig iſt, den Armen auf der Erde zufrieden zu ſtellen, verweiſet man ihn auf den Himmel, wo die Huld eines Gottes ihm das Glück gewähren ſoll, das man ihm weigert. Und ſelbſt dies Glück wird ihm nur für den Fall verkündet, wenn er den ungeheuren Muth gehabt hat, all den Verſuchungen zu widerſtehen, welche unſere elenden Einrichtungen über ihn brachten. Man läßt ihn im Elende, man ſchützt ihn nicht vor Verzweiflung, man thut Nichts, ihn vor Verbrechen zu bewahren, und iſt frech genug, zu ſagen, der Gott, auf den man ihn vertröſtet, werde eben ſo unerbittlich, eben ſo kurzſichtig ſein, als irdiſche Juſtiz.«

Damals fanden viele meiner Bekannten dieſen Ausſpruch »extravagant!« — Die Welt ſei nicht ſo ſchlimm, ich ſähe zu ſchwarz. Die Ver-

der niedern Stände gegen die höh
Als ob hungernde Männer und W
landes, welche auf den Straßen L
für die Papierfabrikanten, genealo
mit Goldſchnitt und Stahlſtichbild
ob ihr zitterndes Gebein, als ob
ihrer hungernden Kinder, ihnen
und deutlicher zuriefen, was ich
Endlich gab das Obercenſurkollegi
nen des Buches frei, und Herr
damalige Vorſitzende, erklärte,
Paſſus ſei zwar ungeſetzlich, aber
ihn geſchrieben habe, ſolle man i
rügen und den Kalender frei geber

Daran habe ich oft gedacht,
Jahre ſpäter der Berliner Kartof

mit Flintenkugeln ſtill gemacht wurden, weil man ſie mit Verſprechungen nicht mehr beſchwichtigen konnte. Daran habe ich gedacht, als im Juni der Kampf in den Straßen von Paris wüthete, und daran denke ich, wenn die Beſitzenden, die »ſtaatsmänniſch Gebildeten«, d. h. die durch den Egoismus hieb- und ſtichfeſt gemachten, mir ſagen: »hoffen Sie denn immer noch auf die ſocialiſtiſchen Utopien? wollen Sie noch immer eine glückliche Menſchheit ſehen? glauben Sie noch immer, daß eine Geſellſchaft ohne Noth und Elend beſtehen könne?«

Ich habe dann nur die eine Antwort: »ich glaube es — und müßte es aus Egoismus glauben, wenn ich's nicht aus Liebe thäte.« —

Die Heiden opferten im Glücke den Göttern, um ihren Neid zu verſöhnen. Wir müſſen Opfer bringen, um die Noth der Darbenden zu ſühnen, denn dieſe Noth wird ſich noch ſtärker gegen uns wenden, als es ſchon geſchehen iſt,

len ſollen.

Ich ſehe manchmal im Geiſt
brechen einer Kataſtrophe vor Au
ſo grauſenerregend, daß ich mi
möchte vor die Machthabenden u
ren »rettet! lenkt ein! gewährt,
nicht ewig werdet weigern können
Erdengötter ſein, denn Ihr ſeid n
nicht allweiſe; kein Einzelweſen
den gleichberechtigten, denkenden M
über. Begnügt Euch, Vollſtreck
willens zu ſein, um Eures, um u
willen! Es iſt ein Großes, de
Millionen darzuſtellen, der Ausdr
ſammtlebens, die Verkörperung d
ſein!«

travagant« nennen, und ihn allenfalls verzeihen, weil ein Weib ihn ausgeſtoßen hat. Und doch hat ſich jene frühere Vorausſicht nur ſchon zu ſehr erfüllt, die ich ausgeſprochen in einer Zeit, in der ich wenig mehr von der Welt wußte, als was ich in meinem Vaterhauſe und aus den Fenſtern deſſelben geſehen hatte. Und jetzt in dieſer Stunde frage ich mich: »was werden die nächſten Jahre uns bringen?« — Aber ich ſchaudere die Antwort zu hören, welche mein Bewußtſein mir giebt — ich zittre vor der Wüſtenfahrt, ſo ſehr ich auch glaube an das gelobte Land der Freiheit und einer glücklicheren Zukunft.

This book is a preservation photocopy.
It is made in compliance with copyright law
and produced on acid-free archival
60# book weight paper
which meets the requirements of
ANSI/NISO Z39.48-1992 (permanence of paper)

Preservation photocopying and binding
by
Acme Bookbinding
Charlestown, Massachusetts

1999

3 2044 048 091 508